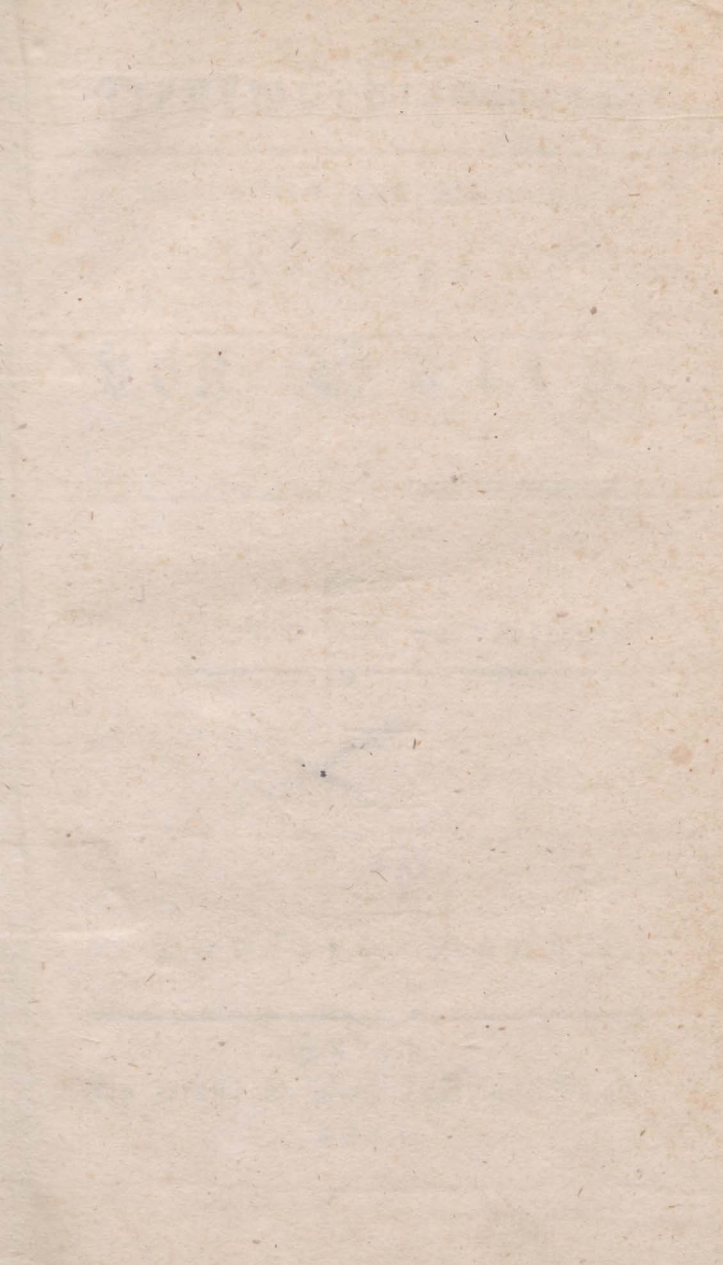


F 350

~~C. 8.~~







9<sup>r</sup>

# Denkwürdigkeiten

Maximilian von Bethune,

Herzogs

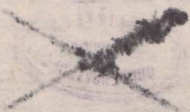
von Sully.



---

Nach

der neuesten und vollständigsten  
Französischen Ausgabe übersetzt.



Fünfter Band.

---

Zürich,

bey Drell, Geßner, Füßli und Comp.

1784.

Central Library

Collection of Books

1888

1111



3696

1888

des neuere und vollständige  
Bibliothekensammlung



92.284

1111

1888

des neuere, vollständige, Bibliothekensammlung

1888



**Inhalt der Bücher,**  
die  
in dem fünften Bande enthalten sind.

---

**Inhalt**  
des siebenzehnten Buches.

Begebenheiten des Jahrs 1604. Schaumünzen, die Rosny dem König am Neuenjahrstag überreicht. Tod der Herzogin von Bar: Merkwürdige Umstände bey diesem Todesfall, und dadurch veranlasete Geschäfte. Berathschlagungen des Staatsrathes über die Wiederaufnahme der Jesuiten: Rosnys Unterredung mit Heinrich IV. und Gründe, die derselbe dawider anführt: Bedingnisse, unter denen sie aufgenommen werden: Heinrich gewährt ihnen seinen Schutz: Der P. Cotton bewirbt sich um Rosnys Gunst. Denkschrift gegen den Cardinal von Ossat: Rosnys schlechte Meinung von diesem Cardinal, und der Politik der Catholischen Grossen in Frankreich. Verrätherey des Nikolaus P'rote: wie sie entdeckt wird: nähere Umstände dieser Begebenheit: Untersuchung des Betragens des Herrn von Billeroi. Rosnys Denkschrift über die Verschiedenheit der Religionen. Kardinalpromotion, und andre Begebenheiten an dem Römischen Hofe. Merkwürdige Unterredung Heinrichs mit Rosny über die häuslichen Verbindlichkeiten des Königs, wegen des Betragens der Königin und der Marquisin von Verneuil.

**Inhalt des achtzehnten Buches.**

Fernere Begebenheiten des Jahrs 1604. — Fortsetzung des vorigen Artikels, betreffend die häuslichen Zwistigkeit

ten und Unfälle Heinrichs IV. Rosny bemüht sich, denselben abzuheffen: Gefahr, in die er bey diesem Anlase von Seiten der Königin und der Marquisin von Berneuil geräth: Bosheit der letztern. Der Königin Margaretha weises und uneigennütziges Betragen. Ränke der Protestanten und der Mißvergünstigten in dem Königreich. Heinrich entschließt sich, die Provinzen zu durchreisen; allein er muß sein Vorhaben aufgeben. Rosny besucht sein Gouvernement: wie er zu Rochelle, Poitiers, und in andern Städten aufgenommen wird. Haß der Protestanten gegen ihn: andre Begebenheiten und Vortheile dieser Reise: wie Heinrich ihn bey seiner Rückkehr empfängt. Rechtsfertigung des Herzogs von Epervon, welcher fälschlich war angeklagt worden. Neue Ränke des Grafen von Auvergne: Mittel, die Rosny gebraucht, um ihn festzusetzen. Briefe, die er ihm schreibt, und Antworten desselben. Gefangennehmung des Grafen von Auvergne: man fängt an, ihm den Prozeß zu machen. Die Marquisin von Berneuil wird ebenfalls festgesetzt: Rosny bekömmt den Auftrag, sie abzuhehren. Er kann weder durch Gründe noch durch Bitten den König bewegen, sie aus Frankreich zu verbannen. Schwachheit Heinrichs in Absicht auf seine Maitresse.

### Inhalt des neunzehnten Buches.

Fernere Begebenheiten des Jahrs 1604. — Heinrich IV. läßt den Königlichen Schatz nach der Basille bringen: der Staatsrath versammelt sich deswegen. Rosnys Grundsätze und Betrachtungen über die Staatswirthschaft: Mittel, die er anwendet, um Geld zu bekommen. Berichtigung der Einkünfte: andre Finanzarbeiten: Polizey- und Militärverordnungen. Errichtung eines Soldaten-Hospitals. Heinrichs IV. Eigenschaften und Talente zur Regierung. Ursachen des Verfalls der Staaten. Bruch zwischen Frankreich und Spanien wegen des Handels: Rosny stellt den Frieden durch einen Traktat wieder her: Besondre Artikel und Inhalt dieses Traktats. Verfolg der Begeben-

helten in den vereinigten Provinzen, in Spanien und Eng-  
land: Vergleich und Traktat zwischen diesen zwey letztern  
Kronen: Die vereinigten Provinzen beschwerten sich über  
England. Der Connetable von Castilien geht durch Paris;  
Unterredung desselben mit dem König. Eine andre Unter-  
redung zwischen Rosny und Heinrich IV. über diese Ges-  
sandtschaft. Rosnys falscher Begriff von dem Salischen  
Gesetz. Es zeigen sich glückliche Ausichten für die Aus-  
führung der grossen Entwürfe Heinrichs. Begebenheiten im  
Graubündnerland, wegen des Fort Fuentes: was Frank-  
reich in dieser Sache thut, nebst andern hieher gehörigen  
Umständen. Zwistigkeit mit dem Pabst wegen der Brücke  
von Avignon wird von Rosny zu Gunsten des Königs ent-  
schieden. Geschäfte wegen der Erkaufung der Grafschaft  
Saint Paul: guter Rath, den Rosny bey dieser Gelegen-  
heit dem König ertheilt. Es werden neue Orden von Res-  
ligiosen in Frankreich eingeführt.

Inhalt des zwanzigsten Buchs.

Begebenheiten des Jahrs 1605. — Der Prozeß des Herrn  
von Auvergne und Entragues wird beendigt. Heinrichs Ges-  
fälligkeit und Schwachheit gegen die Marquisin von Verneuil.  
Den Jesuiten wird die Niederreißung der Pyramide bewil-  
ligt. Hestiger Streit zwischen Rosny und dem Pater Cot-  
ton wegen dem Jesuitercollegium zu Poitiers: Rosny rechtfertigt  
sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde: man  
söhnt ihn mit dem P. Cotton wieder aus. Zwistigkeiten  
und Wiederausöhnung mit dem Herzog von Epemon und  
Grillon: einige Züge von der seltsamen Gemüthsart des letz-  
tern. Neue Verläumdungen gegen Rosny, die ihm beynahe  
die Ungnade seines Herrn zugezogen hätten: rührende Un-  
terredung Heinrichs mit ihm, in welcher sie sich wieder aus-  
söhnen: merkwürdige Umstände bey diesem ganzen Geschäfts-  
te. Ein anderer Versuch der Feinde Rosnys um ihn zu stür-  
zen. Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Ro-  
han; die Stelle eines Vicecommandanten von Saint Jean  
d'Angely wird demselben abgeschlagen. Andre Bitten und



und Gnadenbezeugungen, die Heinrich dem Autor theils bewilligt, theils verweigert. Der König wünscht die Fräulein von Melün mit dem Marquis von Coëuvres zu vermählen.

### Innhalt des ein und zwanzigsten Buches.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1605. Nachrichten von Finanz- und Regierungssachen. Gedanken des Autors über die Güter, und Salzsteuer. Bezahlte Staatsschulden, blühender Zustand des Königreichs. Heinrich IV. wendet vielen Fleiß auf die Staatsgeschäfte. Seine Briefe an Rosny. Tod Clemens VIII. Leo XI. hat seine Erhebung Heinrich zu danken. Sein Tod. Paul V. wird Pabst. Der Graf von Bethune verwaltet seine Gesandtschaft rühmlich. Breve Pauls V. an Rosny. Achtung, in welcher dieser Minister an dem Römischen Hofe steht. Verfolg der Begebenheiten in Spanien, Flandern und England. Mißvergnügen der Könige von Frankreich und England gegen Spanien. Ungelegenheiten der Calvinisten. Nachrichten, die Heinrich von ihren schlimmen Entwürfen bekümmt. Rosnys Gedanken über den gegenwärtigen Zustand dieser Parthey. Unpäplichkeit des Königs. Versammlung der Protestanten zu Chatellerault. Absichten Heinrichs und der Hugenotten bey dieser Versammlung. Rosny wird von dem König dahin abgeschickt. Oeffentliche und geheime Verhaltungsbefehle, die er bekümmt. Er unterredet sich auf der Reise mit der Königin Margaretha. Neue Nachrichten von dem Betragen der vornehmsten Hugenotten. Hänke des Herzogs von Bouillon und seiner Anhänger gegen Rosny. Weises Betragen dieses letztern. Er eröffnet die Versammlung mit einer Rede voll Entschlossenheit. Er schlägt den Vorschlag in derselben aus, u. s. w.



## Siebenzehntes Buch.

I 6 0 4

Ich fieng dieses Jahr, wie alle andere, mit der Erstattung einer Pflicht an, die mit meiner Bedienung verbunden war; nemlich mit Ueberreichung zweyer Beutel mit Schaumünzen an Ihre Majestäten, bey der Abstattung des gewöhnlichen Glückwunsches am Neuenjahrstage. Ich trat diesmal so früh in Ihr Zimmer, daß ich Sie noch im Bette fand. Neben den Beuteln mit Silbermünzen, hatte ich zwey mit Goldmünzen anfüllen lassen, die Sie mit Vergnügen annahmen. Da Roques laure, Frontenak und la Barenne in diesem Augenblick auch hineintraten; so redete man von nichts anderm, als von diesen Goldmünzen, auf welchen das Sinnbild eines ofnen Granatapfels geprägt war, und deren Aufschrift auf einen Zug der Geschichte des Darius und Zopyrus anspielte, die in der alten Geschichte so bekannt ist. \*) Dieser Einfall gefiel dem König um so viel mehr, weil er

---

\*) Ich lasse die Erklärung dieser Münzen weg, weil sie wenig anziehendes haben: und werde dieses auch bey dem Anfang jedes Jahres thun. Diejenigen, welche an dergleichen Sachen Freude haben, finden die ganze Reihe dieser Münzen auf dem sechsten Blat des 2. Theils der alten Denkwürdigkeiten, wo der Autor sie gesammelt hat.  
(Denkw. Sully. 5. B.)

hier jene Rücksicht auf die unruhigen Köpfe in Frankreich fand, die ich, nach einem Befehl, den er mir einige Tage vorher gegeben hatte, darein zu bringen suchen sollte. Den folgenden Tag schenkten mir Se. Majestät ihr Bildniß in einer mit Diamanten besetzten Dose, und meiner Gemahlin schickte die Königin zum Geschenk eine diamantene Halskette, und kostbare Armbänder.

Der Tod der einzigen Schwester des Königs, Herzogin von Bar, \*) der sich in dem Anfang

\*) Ohne die geringsten Beweise hat man diesen Tod dem Gifte zugeschrieben: Andre schreiben ihn acrwissen Geträufeln zu, die die Herzoginn nahm, um Mutter zu werden. Allein die wahre Ursache ist, daß die Aerzte zu Nancy sie als eine schwangere Person behandelten, da sie es doch nicht war. Andreas du Laurens, den der König ihr zuschickte, sah die Sache besser ein: allein die Prinzessin war wegen ihrer ungemeynen Begierde, einen Erben zu haben, selbst so stark von ihrer Schwangerschaft überzeugt, daß sie sich gegen alle Heilmittel setzte, weil sie in dem Wahne stand, dieser Arzt suche nur ihr, auf Unkosten der Frucht, die sie zu tragen glaubte, das Leben zu retten, welches sie ohne den geringsten Widerwillen aufzuopfern entschlossen war, wenn man nur dieses vorgegebne Kind erhalten könnte. In diesen Gedanken und Entschliessungen blieb sie bis auf den letzten Odemzug, und sagte immer „rettet mein Kind.“ Da der Leichnam geöffnet ward, zeigte sichs deutlich, daß du Laurens als ein erfahrner Arzt geschlossen habe, die Krankheit sey, statt einer wahren Schwangerschaft, nur eine Geschwulst gewesen, aus welcher eine Entzündung entstanden sey, weil man nicht die rechten Mittel gebraucht hätte, sie zu zertheilen.

(Diese Prinzessin war ein seltenes Beispiel ehlicher Liebe. Wenn sie neuvermählte Frauenzimmer sah, oder von sol-

Dieses Jahres ereignete, war die erste Begebenheit, an welcher der Hof Antheil nahm. Heinrich schien sehr gerührt darüber zu seyn, er zog die

---

chen reden hörte, so wünschte sie ihnen, daß sie ihre Männer eben so sehr lieben möchten, als sie den ihrigen. Sie wiederholte oft jene Zeilen des Propertius, worin sie das Wort Venus in Deus verwandelte: *Omnis Amor magnus, sed aperto in Coniuge maior: hanc Venus, ut vivat, ventilat ipsa Facem.* Ihr Körper ward nach Vendome gebracht, und daselbst neben der Königin Johanna von Albret, ihrer Mutter, beigesetzt. Gerade um diese Zeit hatte der Pabst endlich die so lange Dispensation zu dieser Ehe ertheilt; allein die Herzogin starb, ehe dieselbe nach Lothringen kommen konnte.

Heinrich IV. empfand es sehr stark, daß der Päpstliche Nunzius, statt des Condolenzcomplimentes, das er von allen Europäischen Fürsten bey diesem Todesfalle bekam, ihm nur von der Furcht schwatzte, in welcher Se. Heiligkeit in Absicht auf die Seeligkeit der Herzogin stehe, da sie ausser dem Schooß der Kirche gestorben sey, und antwortete demselben mit einer kleinen Bewegung von Unwillen, aber sehr weislich; wenn man sich würdige Begriffe von Gott machen wollte; so müßte man glauben, daß der letzte Augenblick des Lebens seiner Gnade noch frühe genug sey, um jeden Sünder, wer er auch seyn möchte, in den Stand zu setzen, die Seligkeit zu erlangen. „Ich zweifle, setzte er hinzu, an der Seligkeit meiner Schwester nicht.“ De Thou, und Chron. sept. 1604.

Gegen die Meinung dieser Geschichtschreiber behauptet Amelot de la Houffaye in seinen Anmerkungen zu den Briefen des Cardinal d'Osat an mehr als einer Stelle, diese Prinzessin habe ihren Gemahl eben so wenig geliebet, als er sie. Er urtheilt weit klüger, der Zweck der Reise, die der Herzog von Bar nach Rom machte, sey nicht so fast gewesen, um die Dispensation für seine Vermählung auszuwirken, als vielmehr sie zu hindern: allein der Pabst



grosse Trauer an, und befahl nicht nur dem ganzen Hof, sondern überdas noch dem ersten Kammerherrn, den übrigen Kammerbedienten, dem Oberauffseher der Garderobe und seinen Gehilfen, den Pagen, mit einem Wort, allen seinen Bedienten, sie ebenfalls zu tragen; und dieser Befehl ward auch bey dem Hofstaat der Königin beobachtet.

Die Herzogin von Bar hatte bey ihrer Abreise aus Frankreich Schulden zurückgelassen, die sie zu Paris gemacht, und welche noch nicht bezahlt waren; ohne Zweifel nur deswegen, weil ihr der Tod zuborkam: Denn sie hatte Edelsteine aus Lothringen geschickt, um sie zu versetzen und ihre Gläubiger damit zufriedigen, welche sowohl auf die liegenden Güter der Prinzessin, als auf ihre Meubeln und andre Effekten einen Arrest gelegt hatten. Diese liegenden Güter bestanden in ihrem Palast zu Paris, einem Hause zu Fontainebleau, und einem andern zu St. Germain, welches der König, ihr Bruder, ihr geschenkt hatte. Unter dem bes

Habe sich vor diesem Fallstrick gehütet. — Das Hotel, von welchem oben die Rede ist, ist das Hotel von Soissons, welches vorher das Hotel der Königin Catharina von Medizis hieß, welche dasselbe durch ein Testament ihrer Enkelin, der Prinzessin Christine von Lothringen überließ. Allein wegen der Königin Schulden ward es im Jahr 1601. an die Herzogin von Bar verkauft. Im Jahr 1604. kaufte es der Graf von Soissons für ungefähr hunderttausend Livres, und seine Tochter, Maria von Bourbon, brachte dasselbe im Jahr 1624 dem Prinzen Thomas Franz von Savoyen — Cavignan dem Großvater des Prinzen Eugenius, als Mitgift zu.



weglichen Eigenthum befanden sich, neben andern, Gemählde in ihrer Galerie, ihrem Schlafzimmer, und ihren Cabineten, welche in den königlichen Pallästen aufbewahrt zu werden verdienten, und die der König eben deswegen zu besitzen wünschte. Allein man hatte ihm die Schulden seiner Schwester als so beträchtlich vorgestellt, daß er glaubte, er dürfe nicht daran gedenken, ihre Mobilien an sich zuziehn, ehe die darauf haftenden Schulden bezahlt wären: allein bey der Untersuchung fand sich's, daß sie sich nicht höher, als auf zwanzigtausend Livres beliefen.

Hierauf arbeitete ich nach dem Befehl Sr. Majestät an der Verfertigung eines Verzeichnisses der Möbeln und Edelsteine dieser Prinzessin. Allein diese Untersuchung ward einerseits durch die Verschiedenheit der Schulden und der Effekten, anderseits durch die Spezifikation dessen, was von den letztern dem König von Frankreich, oder dem Herzog von Bar zugehören konnte, und die gerichtliche Ansprache, welche diese beyden Prinzen auf die Kleinodien machten, die die Herzogin zu Paris versetzt hatte, nicht wenig erschwehret. Ein sehr genaues Verzeichniß von den Kleinodien und Edelsteinen der Prinzessin, die sie vor ihrer Ankunft in Lothringen und seither besessen hatte, und von ihren Meubeln in Frankreich, das uns die Frau von Pangeas mittheilte, war unser Leitfaden bey Verfertigung dieses Inventariums, welches in Gegenwart zweyer oder dreyer Mitglieder des Staatsrathes, die der König ernannt hatte, und der

## 6 Siebenzehntes Buch.

Commissarien des Herzogs von Lothringen, genau untersucht und bestätigt wurde. Hierauf setzten sich beyde Prinzen wieder in den Besitz dessen, was jedem zugehörte oder von diesen Meubeln an sie fallen mußte. Der König wollte das Hotel zu Paris verkauft wissen, besonders weil ein Theil des Ankaufpreises noch nicht bezahlt war; und die Summe, die daraus erlöset werden sollte, würde, in drey Theile getheilt, hinreichen, um den ersten Verkäufer, samt den übrigen Gläubigern zu befriedigen. Das Haus zu Fontainebleau schenkte der König seiner Gemahlin zum Eigenthum, und das zu St. Germain gab er der Marquisin von Verneuil. Allein da dieser Verkauf so geschwinde nicht ins Reine gebracht werden konnte, und da die Gläubiger Sicherheit begehrten, so ward, mit ihrer Uebereinstimmung zwischen beyden Prinzen ein Vergleich getroffen, daß die Kleinodien und Edelsteine, als Unterpfind in meine Hände gelegt werden sollten, ohne daß man weitere Sicherheit, als mein Ehrenwort, dafür foderte. Sie blieben bis ins folgende Jahr in meiner Verwahrung, in welchem die Königin Geschmak daran fand; worauf ich durch ein gerichtliches Instrument, datiert vom 28 Junius 1605. und von des Marquets und Bontemps unterzeichnet, dieser Bürde entladen ward.

Nummehr will ich, nach Versprechen, von der Wiederansuahme der Jesuiten reden. Ungeachtet des Parlamentschlusses, welcher ihnen alle Hofnung hierzu benehmen zu müssen schien, hatten sie Mittel

gefunden, sich dem Hofe wieder zu nähern, und sich hier, selbst in dem geheimen Rath des Königs, eine sehr grosse Anzahl von Beschützern und Anhängern zu erwerben, deren Geschrey, in Verbindung mit den dringenden und beynabe unaufhörlichen Bitten des Papstes, des ganzen Hauses Lothringen, und einer unzählbaren Menge andrer Personen, sowohl in, als auffer dem Königreich, zuletzt so stark ward, daß Heinrich unmöglich länger widerstehn konnte. Und man muß sogar gestehn, daß er sich hierüber eben nicht sehr viel Gewalt anthat. Einige Jesuiten, denen das, was im letzten Jahre, auf der Reise nach Mez, begegnet war, Zutritt bey ihm verschafft, hatten diese Gelegenheit mit so viel Geschicklichkeit zu brauchen gewußt, daß sie der König mit Vergnügen bey sich sah, und sie sich ihm sogar auf eine vertraute Weise nähern durften. \*) Diejenigen, die man auf diese

---

\*) Die Jesuiten brachten es vorzüglich durch ihr Talent für die Kanzel dahin, daß man sie mit so viel Vergnügen bey H. f. und zu Paris sah. Die obengenannten Mitglieder waren alle sehr geschickte Männer. Wir werden bald Anlaas haben, von dem P. Cotton zu reden. Der P. Laurentz Majus, oder Mayo, war ein Provensal von vielem Geist, und einem unsträflichen Wandel: er war einer von denen, welche mit dem Päpstlichen Nunzcius am stärksten an der Wiederaufnahme der Jesuiten arbeitete. „Dieser Jesuit, sagt die Chron. sept. an. 1604. erinnerte Heinrich IV. an sein Versprechen, daß er sie einst wieder in seine Staaten aufnehmen wolle, und sagte zu ihm: „Sire, es ist Zeit; denn Sie haben's vor neun Monaten schon versprochen: Die Weiber werden nach Verfluß



Art, um ihr Glück zu versuchen, ausgeschickt hatte, und welche, wie man leicht glauben kann, mit der möglichsten Sorgfalt aus einer Gesellschaft ausgewählt wurden, die sich vortreflich auf Leute versteht, waren die Väter Ignaz, Mayus, Cotton, Armand und Alexander: Denn der Vater Gontier zeigte sich anfänglich nicht, weil sein, mehr feurig, als biegsamer Charakter ihn für einmal noch untauglich machte, zu erscheinen.

Als die Jesuiten auf diese Weise einen grossen Theil des Hofes auf ihre Seite gebracht hatten, und glaubten, sie dürfen sich schmeicheln, daß alle ihre übrigen Gegner, die sie in dem königlichen Staatsrath hatten, entweder die schwächere Parthei wären, oder sich nicht erkühnen würden, einem Begehren zu widersprechen, das bekanntermassen dem König selbst angenehm wäre: so überreichten sie dem König eine förmliche Bittschrift, und dieser, welcher in der That ganz auf ihrer Seite war, befahl eines Tags dem Connetable, in seiner Wohnung eine Versammlung des Staatsrathes zu veranstalten, welchem der Kanzler, die Herrn von Chateauneuf, Poncarr'e, Billeroi, Maiffes, der Präsident von Thou, Calignon, Jeanzin, Sillery, Bic und Caumartin beywohnen sollten, um daselbst aus dem Munde des la Varenne, des eifrigsten Beschützers der Jesuiten, die

---

» von neun Monaten entbunden. Wie? Vater Mayo, er-  
 » wiederte Heinrich, wissen Sie nicht, daß die Könige  
 » länger schwanger gehn, als die Weiber.



Bitten der Gesellschaft, und die Gründe, die sie zur Befkräftigung derselben vorbrächte, anzuhören, sich darüber zu berathschlagen, und ihm dann wieder Bericht erstatten. \*)

\*) Da das Parlament zu Paris den Entschluß des Königs wegen der Wiederaufnahme der Jesuiten vernommen hatte: so schickte es den ersten Präsidenten von Harlay an ihn, um ihm Gegenvorstellungen zu machen. Die Rede des Präsidenten war sehr heftig: man findet den Hauptinhalt derselben beym de Thou, welcher, nachdem er, als ein Augenzeuge, die ganze Hergangenheit dieser Sache zwischen dem König und Seinem Parlament erzählt hat, sich über eine Schrift beklagt, welche man damals austreute unter dem Namen der Antwort des Königs auf die Gegenvorstellungen des Parlaments, und welche ein bloßes Gewebe von Vorwürfen gegen den ersten Präsidenten und von Lobsprüchen auf die Jesuiten ist: weil der König den Deputierten des Parlaments weiter nichts geantwortet habe, als, er danke ihnen für die Sorgfalt, die sie für sein Leben zu tragen scheinen, und er werde schon seine Maafregeln so zu nehmen wissen, daß er keine Gefahr laufe. Die Weiterschweifigkeit und der Ton dieser Schrift beweisen die Wahrheit dessen, was de Thou sagt: allein auf der andern Seite wird doch diese, wahre oder erdichtete, Antwort Heinrichs des IV. in dem 4. Theil der Mem. d'état de Villeroy S. 400. angeführt: Mathieu, der Geschichtschreiber dieses Monarchen, welchem Heinrich selbst die Materialien zu seiner Geschichte lieferte, bestätigt sie, Tom. 2. Liv. 3. Auf diese Autorität, die von großem Gewicht ist, führt der P. Daniel in seiner französischen Geschichte, Ed. in Folio Tom. 3. S. 1939. sie ebenfalls an. Was die Sache glaubwürdig macht, daß diese Antwort, wenigstens dem Inhalt nach, wirklich von Heinrich IV. herrührt, ist dieses, daß de Thou gleichwohl gesteht, der König habe, nach seiner ersten Antwort, welche den Befehl enthielt, das Edikt zu registrieren, da das Parlament neue Mittel

Heinrich hatte seine Augen bey diesem Geschäfte wohl auch auf mich geworfen, und wenn er mich dem Connetable nicht neben jenen Herrn nannte, so geschah, wie er dem l'Oserai, seinem ersten Kammerdiener sagte, von dem ich es nach der Hand hörte, dieß bloß deswegen, weil er glaubte, dieser Auftrag würde mir unangenehm seyn: Allein Sillery spielte mir hier einen Streich von seiner Art. Er heuchelte, indem er mit dem König redete, ein so natürliches Erstaunen darüber, daß das Conseil ohne mich versammelt werden sollte, und wußte dasselbe mit allen den verrätherischen Lobsprüchen, welche der Neid und die Bosheit zu gebrauchen pflegt, sowohl zu würzen, daß er den König in die Nothwendigkeit versetzte, zu sagen, ich müßte dieser Berathschlagung ebenfalls beywohnen. Die Absicht dieses schlaunen Hofmanns war, alle die schlimmen Folgen, die man sowohl von der Verweigerung, als von der Bewilligung des Begehrens der Jesuiten vorausseh, ganz allein auf meine Rechnung schreiben zu können: denn alle Welt fühlte, wie schlüpfrig dieser Schritt war. Allein ich merkte den Beweggrund, den Sillery

---

suchte, wie es sich der Erfüllung dieses Befehles entziehen könnte, den Generaladvokat, Generalprokureur u. s. w. zum zweyten Mal zu sich kommen lassen, habe ihnen seinen Willen nachdrücklich und sogar in einem zornigen Ton eröffnet und hierauf den Staatssekretair Andreas Hurault von Maiffes an das Parlament abgeschickt, um das Edikt, ohne die geringste Einschränkung, in die Bücher einzutragen zu lassen.

hierbey hatte, und es dauerte nicht lange, so sah ich es noch weit deutlicher.

Da diese Herrn, nebst mir, sich versammelt hatten, so warfen, als es um die Eröffnung der Meinungen zu thun war, Bellievre, Billoi und Sillery die Augen auf mich; Sillery nahm das Wort, und sagte, diese Herrn überlassen mir die Ehre, diese Verathschlagung zu eröffnen, weil ich in dieser Versammlung am meisten Einsicht in die Geschäfte, und die gründlichste Kenntniß des Willens Sr. Majestät habe. Dieses letzte Wort von Sillery, dem ich sonst eben nicht allzugewogen war, machte mich vollends böse. Statt eines Complimentes, womit ein Hoffschranze seine Schmeicheley bezahlt hätte, beantwortete ich seine Anrede ganz unverstellt. Ich sagte; ich sehe keinen Grund, warum man den eingeführten Gebrauch ändern sollte, nach dem Rang seine Stimme zu geben, und noch weniger izt, bey einer Sache, wo meine Religion meine Meinung der Partheylichkeit verdächtig machen müßte; wenn man nicht etwan die Absicht hierbey hätte, meinen Worten bey der Welt eine böshafte Auslegung zu geben, welches, wie ich wisse, verschiedne von den Anwesenden im Sinn hätten, zu thun, und bereits zum Voraus, durch sehr lügenhafte Zulagen, über eine Sache, von der man mich nur nicht ein Wort reden gehört hätte, gethan haben. Ich setzte, um mich noch deutlicher zu erklären hinzu: Wenn ich auch meine Meinung zuerst eröffnete; so würde ich mich doch dem Herrn, der mich angeredet, nicht so bloß geben, wie er wohl geglaubt



hätte: aber ich würde es gleichwohl nicht eher thun, als bis ich mein Orakel Rathes gefragt hätte; (ich wollte nämlich in der That mich erst mit Sr. Majestät unterreden, eh ich ein Wort über dieses Geschäft verlöre). „Wie ich sehe, erz  
 „wiederte Sillery, mit einem boshaften Lächeln,  
 „wobey er sich stellte, als ob er den Sinn meiner  
 „letzten Worte nicht verstehe, werden wir auf Ihre  
 „Meinung warten müssen, bis Sie erst eine Reise  
 „an dem Ufer der Seine, vier Meilen von hier,  
 „gemacht haben:“ Er hatte Ablon im Aug, wo  
 die Versammlungen der Protestanten gehalten wurz  
 den. „Mein Herr, erwiederte ich ihm, ihr Rath  
 „sel ist schlecht genug eingekleidet; um Sie zufried  
 „den zu stellen, will ich Ihnen sagen, daß, so  
 „wie in Religionsfachen nicht Menschen, sondern  
 „das Wort Gottes allein mein Orakel ist, ich in  
 „Staatsgeschäften ebenfalls kein andres kenne, als  
 „die Befehle und den Willen des Königs, von  
 „welchem ich mich umständlich will belehren lassen,  
 „eh ich das geringste Entscheidende über ein Ges  
 „schäfte von solcher Wichtigkeit sage?“ Hierauf  
 nahm ich einen gelindern Ton an, und setzte, in  
 dem ich mich an die ganze Versammlung wandte,  
 hinzu: Die Uebereilung könne in der That hier  
 nichts, als den größten Schaden anrichten.

Nach diesem Gespräch, welches füglich die Stelle  
 jener Eröfnung meiner Meinung vertreten konnte,  
 die ich mich zu geben geweigert hatte, redete der  
 Connetable: er benutzte das, was ich eben gesagt  
 hatte, und war überhaupt froh darüber, daß er



mir einen Dienst leisten konnte: denn seitdem ich mich in dem Geschäfte des Marschalls von Viron seiner angenommen, hatte sich seine Abneigung gegen mich in eine wahre Freundschaft verwandelt: er sagte; er sey meiner Meinung, weil er es für Pflicht halte, die besondern Gedanken Sr. Majestät zu erforschen, ehe irgend etwas abgeschlossen würde, und setzte dann noch hinzu, es würde eben so wenig ausser Wege seyn, wenn man den König bäte, diesen Berathschlagungen persönlich beizuwohnen, sollt' es auch bloß deswegen seyn, um die kleinen Aufwallungen von Empfindlichkeit zu unterdrücken, wovon man im Anfange dieser ersten Session ein Proöbchen gesehn hätte. Da Bilzeroi den Fortgang der Berathschlagungen mit einiger Ungeduld wünschte, welche allen denjenigen seltsam schien, welche seinen Charakter kannten; so sagte er: weil dieses Geschäfte sich doch nicht anders, als mit der Wiederaufnahme der Jesuiten endigen könnte; so wäre es etwas unnützes, die Sache in die Länge zu spielen. Nachdem er das Gewicht der Fürsprache Sr. Heiligkeit aus allen Kräften gelten zu machen gesucht hatte, und für die Zuverlässigkeit der Versprechungen, die die Gesellschaft machte, Bürge geworden war, so erklärte er die Gründe des Betragens, das der König angenommen hatte, welcher, seinem Vorgeben nach, dieses Geschäft nicht deswegen einem Conseil aufgetragen habe, dessen Mitglieder er alle ernannt hätte, damit dasselbe einen seinem Willen zu widerlaufenden Entschluß fasse, sondern damit man ihm nicht

vorwerfen könne, daß er bloß durch die Uebermacht seines Ansehens einen so feyerlichen Parlamentsschluß, wie der gegen die Jesuiten war, aufgehoben habe; und hieraus zog er mit der artigsten Manier von der Welt den Schluß, man müsse Sr. Majestät die verdrüßliche Nothwendigkeit ersparen, in dieser Sache bloß aus eigener Willkühr ein Endurtheil zu fällen. Unstreitig erwies Villeroi uns allen grosse Ehre, und das Conseil war ihm Dank schuldig. De Thou behandelte diese Meinung, wie Villeroi die unsrige behandelt hatte. Er schüttelte den Kopf und sagte, wenn der König, wie Villeroi eben gesagt, zur Absicht gehabt hätte, sich mit dieser Sache nicht zu bemengen, so würde er die Entscheidung derselben, und die Untersuchung der von den Jesuiten gemachten Vorschläge dem Parlament überlassen haben, da doch Sr. Majestät selbst die Behandlung dieses ganzen Geschäftes demselben aus den Händen genohmen hätten. Diese Worte enthielten seine Meinung, und er setzte noch hinzu; der König könne durch keinen andern Entschluß fassen, wenn er auf der einen Seite dem Tadel, der bey dem entgegengesetzten Betragen auf ihn fallen mußte, und der Gefahr entgehn wollte, die sowohl den Staat, als seine eigne Person treffen würde. Sicherlich heißt das nicht als ein Hofmann reden: allein weder seine, noch Villeroi's Meinung fanden Beyfall. Die übrigen Beysitzer sagten kürzlich, man müsse, ehe man in der Hauptsache weiter gehn

dürfe, mit Sr. Majestät reden; und so endigte sich diese Sitzung.

Ich gieng den folgenden Tag zu dem König, in der Absicht, mit ihm allein zu reden, und da ich gleich anfangs die gestrige Berathschlagung auf die Bahn brachte; so sah ich, daß er erst meine Gedanken darüber vernehmen wollte, eh er seine Meinung eröffnete. Ich bedachte mich keinen Augenblick, was ich zu thun hätte, und die Wahrheit zwingt mich, zu gestehn, daß die Meinige den Jesuiten nicht günstig war. \*) Ich sagte dem König, es sey mir unbegreiflich, wie er, nach einem Parlamentsschluß, der auf seinen Befehl, und wegen einer so wichtigen und gerechten Ursache wäre gemacht worden, sich nun wieder für einen Orden habe einnehmen lassen, von dem er, sowohl für den Staat, als für sich selbst, nichts, als Böses zu erwarten hätte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an den König von England zu erinnern. Da ich nicht die Absicht hatte, mich in eine lange Rede einzulassen, so begnügte ich mich, den König zu bitten, daß er mich der Pflicht entlassen möchte, den Berathschlagungen über eine so verhasste Sache beizuwohnen, oder daß er mir wenigstens so gemessne und bestimmte Befehle in Absicht auf das, was ich zu thun habe, geben sollte, daß ich in der Pflicht zu gehorchen meine Entschuldigung

---

\*) Die schon oft angeführten Handschr. der königlichen Bibliothek melden, daß die Herrn von Sully, Bonillon, und Meaupeau alles mögliche gethan, um den König von seinem Entschlusse abwendig zu machen.



finden könnte. „ Ganz gut, ganz gut, sagte Heini-  
 „ rich, weil wir Zeit haben über diese Sache zu  
 „ reden, und Sie allein hier sind, so sagen Sie  
 „ mir nur frey heraus, was Sie von dieser Wie-  
 „ deraufnahme befürchten, und dann werd ich Jh-  
 „ nen auch sagen, was ich davon hoffe, damit wir  
 „ sehn, auf welche Seite die Wage sich neigt. „  
 Ich sperrte mich zwar noch immer, indem ich sagte,  
 sein Begehren sey die unnütze Sache von der  
 Welt, weil er bereits einen Entschluß gefaßt hat-  
 te; Allein er erwiederte, er würde dessen ungeach-  
 tet meine Gründe in Erwägung ziehn, und zu-  
 letzt befahl er mir so nachdrücklich, es zu thun, daß  
 ich mich unmöglich länger widersetzen durfte.

Man kann sich von der Wiederaufnahme der  
 Jesuiten für Frankreich keinen einzigen Vortheil  
 versprechen, den man nicht eben so gut von allen  
 andern religiösen Orden erwarten darf, und die  
 Jesuiten verdienen noch überdas wegen besondrer  
 Gründe, die sich auf die Nachtheile beziehen, wel-  
 che aus ihrer Aufnahme entstehen müßten, die Aus-  
 schließung. Diese Gründe und diese Nachtheile  
 können auf vier Hauptpunkte gebracht werden,  
 deren ganze Wichtigkeit man beym ersten Anblick  
 fühlen wird; die Religion, das äussere, und das  
 innre Staatsinteresse, oder die innre Regierung  
 des Königreichs, und endlich die Person des Königs.

In Absicht auf den ersten Punkt kann man sagen;  
 da die Eintracht und der Friede zwischen den bey-  
 den in Frankreich herrschenden Religionen heut  
 zu Tage in allen Absichten das einzige wahre Fun-  
 dament



dament zu seyn scheint, worauf man das System gründen muß, welches der Staatsrath zu besolgen hat; so müßte man zu Gunsten der Jesuiten annehmen, daß sie diesem System ebenfalls beystimmen werden. Allein dieses darf man von ihnen weniger, als von sonst irgend jemandem in der Welt erwarten. Ihr erstes Ordensgesetz unterwirft sie ihrem General, oder vielmehr dem Pabst, so blindlings, daß sie sich, wenn sie auch für ihre Person die rechtschaffensten und friedlichsten Gesinnungen hätten, doch nur durchaus nach den Absichten dieser zween Vorgesetzten richten müssen, von denen der eine, nemlich der Pabst, uns vielen Schaden zufügen kann: und der andre, nemlich der General immer ein gebokrner Spanier, oder eine spanische Kreatur ist. Nun kann man nicht annehmen, daß der Pabst, oder der General der Jesuiten es jemals mit gleichgültigen Augen ansehen werden, daß die Protestanten in Frankreich eine besondere und anerkannte Religionsparthey ausmachen; folglich wird der Erfolg dieser seyn, daß die Jesuiten, welche voll von den Grundsätzen, die sie jenseits der Gebirge eingefogen haben, über das schlaue und einsichtsvolle Köpfe, und obendrein noch eifersüchtig darauf sind, ihrer Parthey den Sieg zu verschaffen, durch die Beichte, durch ihre Predigten und Bücher, und durch ihren Umgang eine beständige Trennung zwischen dem Volk machen werden, woraus eine Feindschaft zwischen den Gliedern des Staatskörpers entstehen muß, welche über kurz oder lang die einheimischen Kriege wie-

(Denkw. Süilly. 5. B.)

B



der erwecken wird, aus denen wir uns so eben herausgeschwungen haben.

Nicht weniger Fähigkeit besitzen sie, auswärtige Kriege zu erregen. Dieß ist der zweyte Punkt, weswegen die gesunde Staatskunst ihrer Aufnahme widerspricht. Der Pabst neigt sich aus Vorliebe auf Spaniens Seite, oder er hängt wider Willen von dieser Krone ab, besonders seit den letztern Einfällen derselben in Italien: Die Spanier haben nichts anders im Auge, als die Zerstörung der französischen Monarchie: die Jesuiten sind mit beyden durch Grundsätze, durch Gewohnheit, durch Religion verbunden: Was läßt sich aus allem diesem anders schliessen, als daß Frankreich an dieser Gesellschaft eine Feindin haben wird, die sich mit ihren Feinden zu ihrem Untergange verschworen hat? Die Religion verstärkt diesen Beweggrund in einer andern Rücksicht, weil die Jesuiten niemals an einem Plan von einer alles umfassenden Politik, der die Protestanten nothwendig machen, und sie in Europa fest setzen wird, Geschmack finden können; da doch die Projekte, die Heinrich für die Sicherheit und den Ruhm von ganz Europa entworfen hat, es nothwendig machen, einst eine Armee nach Italien zu senden, die im Stand wäre, den Pabst, auch wider seinen Willen, aus den Fesseln zu reißen, worin die spanische Herrschaft ihn hält, und sich in dieser Absicht der protestantischen Mächte zu bedienen, ohne welche man nie etwas gegen Spanien ausrichten kann.

Ehe sie der Ausführung eines solchen Projekts



gedultig zu sehen, dies ist der dritte Grund, — ehe sie zu dem Haß gegen Spanien übergiengen, den sie in diesem Fall gegen dieses Reich anzunehmen genöthigt wären; würden sie lieber es so einzurichten suchen, daß der König seine Macht gegen seine eignen Unterthanen kehren müßte. Eine andre, in dem Innern des Reiches beynahе eben so schädliche, Sache wäre dieses, daß sie durch den Zutritt bey dem König, und die Leichtigkeit, womit sie sich seines Ansehns bedienen könnten, würden verleitet werden, eine andre Art von Krieg gegen die Minister, und alle in Bedienungen stehende Personen anzuheben, sobald sie dieselben im Verdachte hätten, daß sie nicht ihrer Meinung seyn. Ich setzte mich selbst unter die Zahl derjenigen, welche die ersten Opfer des Hasses dieser neuen Günstlinge seyn würden.

Endlich fragte ich den König, ob er nicht selbst einen schrecklichen Beweis ihres Hasses erfahren habe, so daß er eben nicht nöthig habe, ihnen neue Mittel, ihn zu vergiften, oder zu durchbohren, an die Hand zu geben? Ob er die Gründe nicht wisse, die die Jesuiten hätten, an seine Stelle auf den französischen Thron einen andern Prinzen zu setzen, von dem sie sich eine bereitwilligere Ergreifung aller ihrer, sowohl allgemeinen, als besondern Entwürfe versprechen dürften? Wenn er allenfalls noch ungewiß hierüber seyn sollte, so anerbiete ich mich, ihm den Beweis dafür in einem Aufsatz in die Hände zu geben, welchen man mir gegen den Cardinal d'Osset von Rom zu ge-



schikt hatte: ich werde sogleich wieder davon reden, und werde mich begnügen, noch einige Reflexionen beyzufügen, zu denen mir dieser Aufsatz Anlaß gab.

Der König antwortete mir; er wünsche diese Schrift zu sehn, und befahl mir sogar, ihm dieselbe mitzutheilen. Allein er blieb standhaft bey seinem Entschlusse, ungeachtet aller nur möglichen Gründe, die ich ihm anführte. Er sagte zu mir, er habe auf eine Rede, auf deren einzelne ich, wie es scheint, schon seit langem mein Nachdenken gerichtet, nur zwey Sachen zu antworten: einmal, es sey eben nichts außerordentliches, daß die Jesuiten sich ganz den Spaniern ergeben hätten, weil dieß die einzige Macht sey, die sich zu einer Zeit um ihre Freundschaft beworben und ihnen geschmeichelt hätte, da sie bey nahe in allen andern Ländern verachtet und verabscheut wurden; wenn sie die gleiche gütige Ausnahme in Frankreich gefunden hätten, oder wenn man sie ihnen igt wiederfahren ließe, so würden sie Spanien bald vergessen. Zum Bürgen für diese Wahrheit hatte Heinrich, wie er mir selbst sagte, den P. Mayus, der ihm dieses im Vertrauen entdeckt, und es zu gleicher Zeit im Namen der ganzen Gesellschaft durch die schrecklichsten Eidschwüre bestätigt hatte, wobey er sich und seine Mitbrüder, wenn die Sache nicht wahr befunden würde, der Strafe unterwarf, für die schändlichsten Verräther gehalten zu werden.

Heinrich setzte hinzu, freylich würden alle diese



Schwüre und Versprechungen mir wahrscheinlicher Weise den Mund nicht so schliessen, daß ich nicht noch immer etwas gegen diesen ersten Beweggrund vorbringen könnte, allein der zweite würde es zu verläßig thun. Er leitete ihn von seinem eignen Vortheil und von der Erhaltung seiner Person her; \*) dieses habe ihn, wie er sagte, zu dem Entschlusse gebracht, den Jesuiten Gnade wiederfahren zu lassen, und sie sogar gut zu behandeln, weil sie ohne Zweifel zu den äussersten Gewaltthätigkeiten gegen ihn schreiten würden, wenn er ihnen alle Hoffnung benähme, nach Frankreich zurückzukehren, und sie dadurch zur Verzweiflung brächte. Der Credit, die Schlaueheit, die Macht dieser Gesellschaft waren ein Punkt, bey welchem sich der König sehr lange aufhielt, um mich zu dem Geständnisse zu nöthigen — und er selbst schien davon stark überzeugt zu seyn — daß dieselbe, ungeachtet aller seiner Vorsicht, selbst in der Verbannung und Entfernung, tausend Mittel in den Händen habe, ihm sein Leben zu rauben; welches ihn in eine immerwährende Furcht versetzen würde, die er sich gern ersparen möchte. Er endigte mit den Worten des Julius Cäsar \*\*) Es sey weit

---

\*) „Wollt ihr denn, beym heiligen Graurok! mir für meine Person gutstehn?“ sagte Heinrich zu denen, die ihm die Zurückberufung der Jesuiten wiederriethen. „Diese Worte schlossen jedermann den Mund.“ Handschr. der Königlichen Bibliothek. vol. 9033.

\*\*) *Insidias undique imminentes subire semel confestim fatius esse, quam cavere semper*, sagt Sueton; dieses

besser, sich denen, in welche man ein Mißtrauen setzt, einmal Preis zugeben, als sich immer gegen sie in Verfassung zu setzen.

Ich sah aus diesen Worten des Königs, und aus dem Ton, womit er dieselben vorbrachte, daß er die Wiederaufnahme der Jesuiten so unwiederruflich beschloffen habe, daß nichts ihn davon würde abbringen können. Also sagte ich ihm, statt neuer Einwürfe, deren ich noch eine grosse Anzahl, und darunter sehr wichtige hätte vorbringen können, es sey mir genug, daß er zu glauben scheine, die Sicherheit seiner Person, und die Ruhe seines Lebens hängen von der Zurückberufung der Jesuiten ab, und ich werde deswegen mit eben so viel, ja mit noch mehr Eifer daran arbeiten, als la Varenne selbst; er sollte bey der nächsten Versammlung des Staatsrathes Proben davon sehn. Freude glänzte auf dem Gesicht Heinrichs, da er mich so reden hörte; und damit dieses Opfer, das ich ihm brachte, nicht unbelohnt bliebe, so versprach er mir neben dem, daß deswegen nichts unbeliebiges auf mich zurückfallen sollte, wie ich zu befürchten geschienen hatte, noch zwei Sachen mit seinem königlichen Ehrenwort; einmal daß weder die Jesuiten, noch irgend jemand in der Welt ihn sollten bereden können, die Protestanten zu bekriegen, wenn ich ihm dieses nicht selbst rathen würde; demnach, daß eben so wenig jemand

---

will nicht durchaus so viel sagen; der unvermuthete Tod sey der beste, wie in dem Text der alten Memoiren steht; wenn es gleich besser zu dem vorhergehenden paßt.

im Stande seyn würde, ihn zu bewegen, daß er einen Minister, zu welcher Religion er sich auch immer bekenne, entfernte, mit dem er zufrieden wäre; „ und besonders, setzte er mit der gütigsten „ Vertraulichkeit hinzu, einen Mann, von dem „ ich von ganzem Herzen das sagen möchte, was „ Darius, wie Sie mir lezthin erzählten, von „ seinem Zopyrus sagte. „ \*) Hierauf versicherte er mich noch, daß er sich unverzüglich bemühen wollte, den Jesuiten alle die Gesinnungen einzusflößen, die er für mich hätte, und daß ich in kurzem sehn würde, wie er sie lehren wollte, sich gegen mich zu betragen.

Ich glaube in der That, daß er noch an dem gleichen Tag daran arbeitete; denn la Barenne machte mir den folgenden Morgen einen Besuch, um mich zu bitten, daß ich einem Jesuiten, der, wie er mich noch oben drein versicherte, mehr aus Neigung, als dem Namen nach, ein Franzose wäre, erlauben möchte, mir die Hände zu küssen. Ich erwiederte ihm, er wisse wol, daß jedermann bey mir gut aufgenommen werde, und daß die Geistlichen besonders niemals meine Religion aus irgend etwas hätten schliessen können, als aus der

---

\*) Zopyrus, ein Persischer Satrap hatte sich Nase, Ohren und Lippen abschneiden lassen, um dadurch den glüklichen Ausgang einer Kriegslist zu sichern, die den Darius in den Besitz von Babylon setzte; dieser Prinz pflegte nachher öfters zu sagen: Er wollte zwanzig Babylon für einen Zopyrus hingeben. Herodot, im 5 Buch.



Beobachtung der Pflicht, die sie mir, wie ich glaube, auferlege, sie vorzüglich gut zu behandeln: aber auch ohne dieß würde der Charakter, den er diesem Jesuiten gebe, demselben den Zutritt zu mir sichern. Dieser Französische Jesuite hieß der P. Cotton, \*) und er führte ihn gleich den folgenden

---

\*) Peter Cotton, geb. zu Neronde im Jahr 1564. aus einer der ansehnlichsten Familien in Forez. Er war ein Mann von vielem Geist, und besaß die Gabe der Beredsamkeit und ein einnehmendes Wesen in einem besondern Grade. „Der König, sagt die Chron. sept. warf eine solche Zuneigung auf ihn, so bald er ihn sah, daß er von dieser Zeit an allen Geschäften Antheil hatte. Er predigte zu Fontainebleau, und hernach zu Paris, wo man ihn in allen ansehnlichen Kirchen zu hören begehrte, und er hatte auch in der That einen so angenehmen Vortrag, daß man nicht müde werden konnte, ihn anzuhören.“

Er wäre um eben diese Zeit beynah von einigen Pagen Er. Majestät ermordet worden, die ihm verschiedne Degenstiche versetzten, da er in einer Carrosse nach dem Louvre fuhr, weil einige Herrn bey Hof sich bey dem König beklagt hatten, daß die Pagen, wenn sie ihn vorbeigehn sähen, ausrufen, vieille laine, viel Cotton. (alte Wolle, alte Baumwolle, ein Ausrufergeschrey zu Paris) und der König einige derselben dafür hatte peitschen lassen. Ja er würde diesen Mord sehr streng bestrafen haben, wenn der P. Cotton ihn nicht dringend gebeten hätte, ihnen zu vergeben. Sie wurden also nur vom Hof gejagt. „Der König warf deswegen, sagt der gleiche Geschichtschreiber, noch mehr Zuneigung auf die Jesuiten: er wollte sogar dem P. Cotton ein Bisthum geben; allein dieser war so geschick, daß er es nicht annahm, welches seinem Orden sehr nützlich war.“ Eigentlich zu reden, hatte der P. Cotton die strengste Verbindlichkeit das angebotene Bisthum auszuschlagen, und er that es



Tag zu mir, da ich eben aus meinem Zimmer trat, um meine gewöhnliche nachmittägliche Audienz zu geben. Er redete mich mit allen möglichen Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit an, überhäufte mich mit allen Arten von Lobsprüchen und Schmeicheleyen, über meine Einsichten, über meine dem Staat geleisteten Dienste, und über den Schutz, setzte er noch hinzu, den ich, wie man ihn versichert habe, seiner Gesellschaft wiederfahren zu lassen gedenke. Diese Worte waren mit öftern und tiefen Verbeugungen, mit wiederholten Versicherungen seiner Erkennlichkeit, seiner Ergebenheit und seines Gehorsames vermischt. Ich blieb ihm an Complimenten und Ceremonien nichts schuldig, ja ich studierte recht darauf, von allem dem, was ich in Absicht auf die gegenwärtigen Umstände und Personen für passend hielt, durchaus nichts zu vergessen.

Den folgenden Tag kam der Staatsrath, der immer bey nahe aus den gleichen Personen bestand, zum zweyten Mal zusammen. Nie war ein Geschäftes geschwinder beendigt. Ohne mich in ein

---

auch gerade dieser Verbindlichkeit wegen: denn die Jesuiten thun ausdrücklich ein Gelübde, diesen geistlichen Würden zu entsagen und nur der Pabst kann sie davon lossprechen. Heinrich nahm ihn in diesem Jahr zu seinem Beichtvater, weil der Pfarrer zu St. Eustach, Rene' Beanoit diese Stelle resignierte: er begehrte, wie man noch überdas erzählt, daß die Stelle eines Oberaufsehers über das Collegium von Navarra, welches bisher innier mit der Beichtvaterstelle verbunden war, davon getrennt werden sollte.

weitläufiges Auskramen eiteler Gründe einzulassen, sagte ich kürzlich, die diesmaligen Umstände machen die Wiederaufnahme der Jesuiten in Frankreich nothwendig. Man foderte von ihnen die eidliche Versicherung, daß sie die Gesinnungen guter Unterthanen annehmen, und daß sie keinen Provinzial erwählen wollten, \*) der nicht ein Franzose wäre. Sie leisteten diesen Eid, und als

\*) Ich finde nicht, daß in den Beznadigungsbriefen der Jesuiten dieser Wahl eines französischen Provinzials Erwähnung geschehn, wenigstens nicht ausdrücklich. Hier sind die Bedingungen, die jene Briefe enthalten: Die Jesuiten sollten ohne Erlaubnis des Königs kein Collegium stiften können; sie sollten alle geborne Franzosen seyn, andre würde man in dem Königreich nicht dulden; es sollte immer einer um die Person des Königs seyn, um für das Betragen aller übrigen gut zu stehn; sie sollten, wenn sie in die Gesellschaft träten, in Beyseyn der Beamten einen Eid schwören, daß sie nichts zum Nachtheil des Staates unternehmen, daß sie weder in die Gesetze des Königreiches, noch in die Gerichtsbarkeit der Bischöffe, noch in die Rechte der Clerisey, der Universitäten, u. s. w. Eingriffe thun wollten: daß es ihnen in keinem Kirchsprenkel gestattet seyn sollte, zu predigen, oder die Sacramente auszutheilen, ausgenommen mit Bewilligung des Bischofs: man sollte ihnen alles abgenommene zurückgeben, allein sie sollten ohne ausdrückliche Erlaubnis Sr. Majestät nichts weiter erwerben dürfen: eben so wenig sollten sie Ansprache darauf machen können, mit ihren Anverwandten die Familiengüter und Erbschaften zutheilen. — (Der Französische Herausgeber sagt in einigen vorhergehenden und nachfolgenden, aber von dem Uebersetzer weggelassen, Anmerkungen, viel zum Ruhm und Vertheidigung der Jesuiten, z. B. man habe sie in verschiedenen Städten begehrt, und es sey eine bloße Ver-

les Vergangens ward vergessen. Ich werde nichts weiter beyfügen, als daß ich während dieser ganzen Zeit in Absicht auf meine Worte mich in Acht nahm, und überhaupt in meinem Betragen die äußerste Vorsicht beobachtete, in diesem Geschäfte sowol, als in Rücksicht auf die Meinung des P. Molina von der Gnade, die in diesem Jahre bekannt ward, und endlich auch in Rücksicht auf gewisse Sätze dreyer Jesuiten, über die man mit vieler Hitze disputierte, besonders über diese zwey: es sey kein Glaubensartikel, daß der Pabst der Nachfolger des H. Petrus sey, und man könne schriftlich beichten. Die Jesuiten fühlten bey diesem Anlaas die Nothwendigkeit, die sie auch schon gefühlt hatten, daß der König sich mit seinem Ansehen für sie verwende. Hätte man sie dem Parlament, der Sorbonne, den Universitäten und dem größten Theil der Bischöffe und Städte des Königreichs überlassen, so würde ihre Lehre in Frankreich

---

läumdung des Herzogs von Süilly, daß sie beynahе allgemein verhaßt gewesen. Allein eben diese Versprechungen, die er hier anführt, und die sie eidlich thun mußten, zeigen hinlänglich, daß sie eben nicht in odore sanctitatis standen, und daß man gegen sie nicht genug Präcautionen nehmen zu können geglaubt habe.) Die Städte Lyon, und la Fleche waren die einzigen, wo man ihnen neue Collegien zu stiften erlaubte. Diejenigen, wo sie bereits welche hatten, werden genannt: es sind ihrer eilf, nemlich Toulouse, Auch, Agen, Rhode's, Bordeaux, Perigueur, Limoges, Tournon, le-Puy-en-Valai, Aubenas und Beziers. — Der Uebers. läßt hier noch ein beträchtliches Stück dieser Anmerkung weg, weil es zuverläßig keinen seiner Leser interessieren würde.



nicht tiefe Wurzel geschlagen haben: allein der König verließ seine neuen Creaturen nicht. Er räumte ihnen sogar, auf la Varenne's Bitten, sein Schloß zu la Fleche ein, wo sie bald ein schönes Collegium erbaut hatten.

Die Aufnahme der Jesuiten war ein wahrer Triumph für Billeroi, Jeannin, Duperron, und besonders für d'Orat, der sie zu Rom, wo er sich beständig aufhielt, über den Geschäften des Königs nicht vergessen hatte. Hier ist der Ort, von jener Schrift zu reden, die mir gegen diesen Prälaten aus Italien zugeschickt ward, und von welcher ich, wie man oben gesehen, bereits mit Sr. Majestät geredet hatte.

Der König war nach Chantilly gegangen, um daselbst einige Tage des Aprilmonats zuzubringen, weil die reine Luft dieses Orts, der angenehme Aufenthalt, die Bequemlichkeit zur Jagd, neben den übrigen ländlichen Ergötzungen seinen Aerzten zu seiner Gesundheit nothwendig schien. Auf einige Briefe, die ich ihm schrieb, und in welchen ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu melden, daß seine Abwesenheit eine grosse Menge von Geschäften unentschieden lasse, kam er unverzüglich nach Paris zurück, was auch seine Aerzte sagen mochten, um ihn zurückzuhalten. Er erinnerte sich gerade an dem Abend seiner Ankunft der Schrift, und begehrte sie zu sehn: er kam mir mit diesem Begehren zuvor, da ich ihm dieselbe wirklich an diesem Tag zuzeigen gedachte. Ich zog sie zwischen meinen Oberkleidern hervor, und ließ sie ihn mit

Müsse untersuchen. Ich hatte nichts darin geändert, nichts beygefügt, ausgenommen etwa einige Reflexionen, deren der Aufsatz jedoch nicht bedurfte, um den Unwillen Sr. Majestät gegen den Mann zu erregen, welcher der Gegenstand desselben war.

Der Urheber der Schrift, der seine Ursache gehabt hatte, weder seinen eignen, noch derjenigen Person Namen anzusetzen, an die sie gerichtet war, bemühte sich zuzeigen, daß d'Orat in allen Punkten seines Auftrages untreu gewesen sey, und daß er denselben nur deswegen übernommen habe, um es dahin zu bringen, daß der König genöthigt wäre, sich nach den Absichten der liguistischgesinnten Catholiken in seinem Staatsrath, deren Werkzeug er war, zu richten, und ein politisches System anzunehmen, welches demjenigen, das man ihn befolgen sah, ganz entgegengesetzt wäre. Dieses neue System, in welchem man noch deutliche Spuren von den Gesinnungen der Ligue antraf, der es auch sein Daseyn zu danken hatte, bestand darin; Frankreich durch Interesse und Freundschaft, mit dem Pabst, Spanien, den Erzherzogen und mit Savoyen gegen die Protestantischen Mächte in Europa überhaupt, und gegen die französischen Hugonotten insbesondre zu verbinden: den König zu bewegen, daß er gemeinschaftlich mit dem Pabst sich bemühen sollte, einen katholischen König auf den Britischen Thron zu setzen; ihn zu bereden, daß er den vereinigten Provinzen seinen Schutz entziehe, und sein Ansehen ge-

brauche, um alles dem Tridentinischen Konzilium zu unterwerfen; mit einem Wort, ihm dies ganze Oestreichische Staatssystem und alle Grundsätze der Italiener einzuschwären. Die Jesuiten hatten den Auftrag, die Knoten dieser Verbindung, deren Grundlage die gegenseitige Vermählung der Französischen und Spanischen Prinzen und Prinzessinnen, und die erste Frucht, die Entthronung des des Königs Jakob seyn sollte, noch enger zu knüpfen.

Um zu beweisen, daß diese schweren Beschuldigungen keine eitle Deklamation seyen, beruft sich der Autor auf d'Orats eigne Briefe, sowol diejenigen, welche ich oben angeführt, als auf verschiedene andre, die er gesammelt hatte; auf die Reden desselben, die er sowol zu Rom öffentlich, als insbesondre gegen meinen Bruder, welcher Gesandter daselbst war, und gegen andre geführt habe. Er entschleyerte das Geheimnis; woher jene beynah unübersteiglichen Hindernisse gekommen seyen, die man bey der gesuchten Absolution des Königs, und bey dem Vermählungsgeschäfte seiner Prinzessin Schwester an dem Römischen Hof gefunden hatte. Er zeigte, daß d'Orat selbst Schuld daran gewesen sey, indem derselbe diese ganze Zeit über, um das Zutrauen seines Herrn desto ungestrafter zu misbrauchen, und den Vorwürfen zuvorzukommen, die er mit größtem Recht von ihm befürchtete, ihn glauben gemacht, er sey schlechterdings gezwungen, den Römischen Hof zu bereden, daß Se. Majestät alle diese Gesinnun-



gen für die seinigen erkennen, und es mache ihm nicht wenig Mühe, die Gerüchte zu unterdrücken, welche sich von dem Gegentheil jezuweilen daselbst verbreiten.

Unstreitig zeigt dieses alles eine sehr grosse Schlaueit an dem Cardinal. Nicht geringere Kunst verräth die geschickte Art, mit der er dem König unter der Hand zu verstehen gab, Spanien habe keine andere, als die friedlichsten Gesinnungen gegen ihn, und der Pabst sey geneigt, ihm Bürge dafür zu seyn. Alles dies ist so klar, und wird von dem Autor mit so starken Beweisen belegt, daß er sich, ungeachtet der Leidenschaft und des Hasses gegen d'Osat, die sich, wie man nicht läugnen kann, auf allen Blättern dieser Schrift zeigen, dennoch Glauben verschafft. Man wirft dem Prälaten vor, er gebe sich das Ansehn eines grossen Politikers und Staatsmannes, da er doch über seine Unwissenheit und Unfähigkeit hätte erröthen sollen; und man gesteht ihm vor seiner Erhebung zum Purpur keine andern, als die Eigenschaften eines Pedanten und eines Knechtes zu, \*) welcher alle die ver-

---

\*) Der Haß, die Ungerechtigkeit und Falschheit dieser Schrift zeigen sich in diesen letzten Sätzen so deutlich, daß sie es vollends unmdglich machen, diesem angeblich von Rom gekommenen Aufsatz gegen den Cardinal d'Osat einigen Glauben zuzustellen. Seine Erkenntlichkeit nöthigt ihn, den Herrn von Villeroi einigemale seinen Beschützer zu nennen, und seine Anhänglichkeit an denselben bey nahe öffentlich zu gestehn. Was kann man hieraus schliessen? Sicherlich nichts gegen die Eigenschaften seines Verstandes, und alles für sein Herz.

schiednen Stufen seines Glückes nur der Niederschächtigkeit, mit der er vor Villeroi kroch, und sich zum Sklaven des Hasses der übrigen liguistischen Katholiken gegen die Reformierten machte, zudanken gehabt habe. Am Ende beschwört der Autor diejenigen, in dessen Hände diese Schrift fallen soll, dieselbe Sr. Majestät zuüberliefern.

Wenn

Was die Person des Cardinals betrifft, so gesteht jedermann, daß er von der niedrigsten Herkunft war. Die einen machen ihn zum Sohn eines Marktschreyers, die andern zum Bastard des Herrn von Casanabere, und noch andre, welches auch das wahrste zuseyn scheint, zum Sohn eines Hufschmieds in dem Kirchsprenzel von Auch. Er war Hofmeister des jungen Herrn von Castelnau Magnoaft; hierauf gieng er als Sekretair des Paul von Foix nach Rom, und ward daselbst Sekretair des Cardinals Ludwig von Esie, Protectors von Frankreich. Nach der Hand gieng er als Gesandter Sr. Majestät nach Florenz, Venedig, Rom, u. s. w. Er bekam 1596 das Bisthum Rennes, und 1600 das von Bayeux; welches niederzulegen ihm Herr von Rosny bey dem König die Erlaubnis auswirkte. Er gedachte sein übriges Leben zu Rom zuzubringen, wo er auch wirklich den 13 März 1604 einen Monat nach dem Tod der Herzogin von Bar in einem Alter von 68. Jahren starb. — Die übrigen Umstände seines Lebens hat Amelot de la Honfaye in der Vorrede zu der Ausgabe beschrieben, die er von den Briefen dieses Cardinals ans Licht gegeben. Er hütet sich sehr, in Absicht auf die kleinen Streitigkeiten dieses Prälaten mit dem Herzog von Süilly, die Parthey des erstern zunehmen, und er behauptet, ich weiß nicht warum, dieser Minister habe an d'Osat wahrscheinlich nur deswegen nicht geschrieben, weil er ihm den Titel Monseigneur nicht geben wollte.

Wenn man alles das beyseite setzt, was darin etwa übertrieben seyn mag, weil man wol sieht, daß es von einem offenbaren Feind herrührt; so bleibt immer noch so viel wahr, daß d'Orléans sich des Vorwurfs der Undankbarkeit und der Verläumdung gegen seinen König und Gutthäter nicht entladen kann, und daß er, ohne es zu wissen, der Nachwelt in den Briefen, die ihm seine Eitelkeit ans Licht zugeben befohl, die Mittel an die Hand gegeben, ihn dieser zwey Verbrechen zu überweisen, weil er in denselben Heinrich IV. als einen Prinzen schildert, der die Geistlichkeit unterdrückt, den Adel ruiniert, den Bürgerstand ausfaugt, und der Tyrann seines Volkes ist.

Nicht weniger beleidigt er die Wahrheit in allem dem, was ihm sein Haß gegen die Protestanten eingiebt. Was will er denn, daß man von den Beynamen Gottlose, Verruchte, Verabscheuenswürdige, Kirchenräuber u. s. w. denken soll, die er in diesen Briefen anhäuft, um eine Religionsparthey zu schänden, welche öffentlich bekennet, daß sie mit ihm in allen Grundartikeln der Lehre Jesu Christi übereinstimme, und nicht weniger Ehrfurcht für alle die Göttlichen Urkunden, aus welchen dieselben geschöpft sind, für das Apostolische Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, und das Gebett des Herrn hege, als er?

Was die pur politischen Fehler betrifft, so ist es freylich leicht möglich, daß sie bey dem Cardinal nur von allzueingeschränkten Einsichten herrührten: allein sie sind dessen ungeachtet nicht weniger hand-



greiflich. Zu eben der Zeit, da die ehrgeizigen Entwürfe des Hauses Oestreich gleichsam vor den Augen von ganz Europa aufgedeckt liegen, setzt er Frankreich in Gefahr, das erste Opfer derselben zu werden, indem er, ohne Möglichkeit der Rückkehr alle ihre Allirten von ihr trennt, die im Stande waren, sie gegen diese hochmüthige Monarchie zu vertheidigen. Das unbegreiflichste ist ohne Zweifel dieses, daß diese unseelige Staatskunst dessen ungeachtet, gleich einer Seuche den größten Theil derjenigen angestekt hat, welche an der Regierung des Staates Antheil haben; und das traurigste, daß sie zuletzt über die Gesunderdenkende, aber kleinere Anzahl die Oberhand bekommen hat. \*)

Sie setzte den Herrn von Billeroi im Aprillmonat dieses Jahres einen Zufall aus, der für einen

---

\*) Es sind aber doch nicht alle die Unfälle daraus erfolgt, die der Autor befürchtete; vielmehr war der Ausgang diesem System genau so günstig, als möglich. Wahr ist's indessen, und dieser Grund kann die Meinung des Autors zu rechtfertigen dienen, daß es, wenn man annimmt, die Ausführung dieser Entwürfe, von welchen die Ausrottung der Protestanten in Frankreich der vornehmste war, wäre in ganz andre, als des Cardinals von Richelieu, Hände gefallen, nicht nur sehr zweifelhaft gewesen wäre, ob der Erfolg nach Wunsch ausgefallen seyn, sondern auch, ob nicht eine Unternehmung von solcher Wichtigkeit, wenn sie fehlaeschlagen hätte, Frankreich in alle die Greuel zurückgestürzt haben würde, die dasselbe unter der Regierung der Söhne Heinrichs II. zerfleischten.

Inzwischen befolgte der Cardinal von Richelieu gleichwol die Entwürfe, die man d'Ossat, Billeroi u. a. zuschreibt, nicht gänzlich, weil er immerfort mit Spanien

Minister wol der verdrießlichste seyn mag. Der König hatte vor seiner Reise nach Fontainebleau, wo er gewöhnlich das Osterfest zubrachte, während welcher Zeit alle Berrichtungen des Staatsrathes unterblieben, seine Rätthe bis auf den Sonntag Quasimodo entlassen, allein bereits am Charfreytag ruste er mich durch einen Brief zurück, worinn er mir meldete, er habe eben eine Berrätherey an seinem Hof entdeckt, worüber er sich mit mir zu unterreden wünschte; er würde deswegen auf den Ostertag zu Ablon Postpferde für mich in Bereitschaft halten lassen, damit ich unfehlbar zu ihm nach Fontainebleau komme, sobald ich kommuniziert hätte. Ich gehorchte pünktlich, und hier ist die Sache, um die es zuthun war.

Billeroi hatte einen Sekretair, welcher Nikolaus Phote, (sonst du Portail) hieß. Die Familie

---

Krieg führte. Die vollkommne Kenntniß, die er von den besondern Vorzügen Frankreichs besaß, und die er, allem Anschein nach, grossentheils aus den Mem. de Sully geschöpft hatte, bewegte ihn, diese zwey entgegengesetzten Systeme anzunehmen, und gewissermassen dadurch zu vereinigen, daß er von dem einen das Projekt, das Haus Oestreich zu demüthigen, und von dem andern, den Entwurf, den Calvinismus aus Frankreich zuvertreiben, ausführte. Es dünkt mich, kein anderes Beyspiel beweise so klar, wie dieses, was ein einziger Mann vermag. Die Französischen Calvinisten, welche es, nach einer dreysigjährigen Verfolgung, dahin gebracht hatten, daß man sie duldet, werden, nach einer dreysigjährigen Ruhe unterjochet, und zwar beynabe in einem Augenblick, und das frenlich deswegen, weil auf der einen Seite ein Cardinal von Richelieu, aber auf der andern kein Heinrich von Navarra mehr stand.

desselben war von Vater auf Sohn immer bey den Villerois in Diensten gewesen: allein derjenige, von welchem hier die Rede ist, war vorher, eh er bey ihm eine Stelle bekam, Sekretair des Grafen von la Rochepot gewesen, während dem derselbe Französischer Gesandter zu Madrid war. L'Hote, welcher einen guten Kopf besaß, der aber Neigung zu Intrigen hatte, machte während seinem Aufenthalt in Spanien Bekanntschaft mit den Spanischen Staatssekretarien, Don Juan Idiaques Francheses, und Prada, denen er die Geheimnisse des Gesandten, seines Herrn, entdeckte. Da Rochepot nach Frankreich zurückkehrte, so bat L'Hote, der sich dadurch ausser Diensten sah, den Herrn von Villeroi, dessen Lauspathe er war, um eine Stelle in seiner Canzley, und ward von ihm zur Entziefierung seiner Depeschen gebraucht: Diese Beschäftigung gefiel dem L'Hote recht sehr, und gab ihm Mittel an die Hand, sein erstes Handwerk mit noch mehr Sicherheit fortzusetzen.

Barrault, \*) welcher dem Grafen von Rochepot als Gesandter in Spanien nachgefolgt hatte, bemerkte einige Zeit nachher, daß die Geheimnisse seines Königs zu Madrid bekannt waren, und

---

\*) Emerit Gobier von Barrault. Man erzählt, dieser Gesandte sey einst, da er in einem Schauspiel war, in welchem man die Schlacht bey Pavia vorstellte, und in welchem ein Spanischer Comödiant denjenigen, welcher Franz I. vorstellte, zu Boden warf, ihm den Fuß auf den Hals setzte, und ihn zwang, in den beleidigendsten Ausdrücken um Gnade zu bitten, auf das Theater gestiegen, und habe diesen Kerl vor den Augen aller Zuschauer durchbohrt.



zerbrach sich den Kopf, um zu entdecken, woher dies käme. Da er indessen seinen Verdacht auf keine einzelne Person werfen konnte; so bat er den König in einem blossen an Se. Majestät gerichteten Handbriefchen, er sollte alle Sekretarien in den verschiedenen Departements, und besonders des Herrn von Billeroi seine für verdächtig halten. Die Sache hatte sogar auf unsre übrigen Gesandten an den verschiedenen Europäischen Höfen Einfluß: sie waren in der äussersten Bestürzung, und beklagten sich bey dem König, so wie Barrault, daß der Inhalt ihrer Depeschen zu gleicher Zeit, da sie dieselben aus Frankreich empfiengen, und oft noch vorher, schon bekannt wäre.

Allein weder sie, noch Barrault, konnten tiefer dringen, bis der letzte einst von einem aus Bordeaux gebürtigen und nach Spanien geflüchteten Franzosen, Namens Johann von Leyre\*, angerebet ward, welcher unter dem Namen Rasis bekannter ist, den er zu der Zeit führte, als er der Ligue diente, bey welcher er eine Hauptrolle gespielt hatte. \*) Da er deswegen von der Amnestie ausgeschlossen ward, so sah er sich genöthigt, nach Spanien zugehn, wo seine Dienste, welche in einigen Nachrichten bestanden, die er von seinen Mitgenossen in Frankreich bekam, mit einem guten Jahrgeld belohnet wurden, das ihm dieser Hof gab. Dieses dauerte so lange, bis er, da der Spanische Staatsrath Mittel gefunden hatte, von

---

\*) L'Etoile sagt, er sey einer von den sechszehn gewesen.

einem andern Ort sichrere Nachrichten zuerlangen, als Rasis geben konnte, aus der Verachtung, die man ihm zu Madrid zu zeigen anfieng, und aus der Einziehung seines Gnadengehaltes bemerkte, daß sein Credit mit einmal gesunken sey. Er fand den wahren Grund hievon bald, drehte den Augenblick die Segel, und beschäftigte sich nun mit nichts anderm, als mit der Entdeckung, wer der Verräther in Frankreich wäre, der sich auf diese Art mit seinem Güte bereichert hatte, weil er nicht zweifelte, diese Entdeckung würde ihm, im Fall sie gelänge, die Erlaubniß, wieder in sein Vaterland zu kommen, welches er nicht aus dem Gesicht verlohren, und vielleicht ein größeres Glück erwerben, als man ihm in Spanien genohmen hatte.

Leute, die in den Ränken auferzogen worden, haben für Sachen von dieser Art mehr Talente, als andre Menschen. Rasis hängte sich an einen andern Franzosen, Namens Johann Blas, der sich in Spanien niedergelassen hatte, und dieser meldete ihm, wie l'Hote das Zutrauen seines ersten Herrn misbraucht hätte. Diese Nachricht fiel ihm auf, und er richtete nunmehr, wie durch einen Instinkt getrieben, seine Augen einzig auf diesen Mann, da er von andern Orten her gehört hatte, daß l'Hote gegenwärtig einer von Villerois Sekretarien sey; so enthüllte ihm, ungeachtet der grossen Entfernung von demselben, seine bloße Scharfsichtigkeit das, was so vielen andern verborgen geblieben war, die sich mit dem Verräther an dem gleichen Orte befanden.

Da sein Verdacht sich in Gewißheit verwandelt hatte, so wandte er sich an Barrault, und erbot sich gegen denselben, ihm den Verräther, über welchen er sich beklagte, den er sich aber wol hüthete, ihn nur vermuthen zu lassen, zu entdecken, mit der Bedingniß, daß man ihm, wenn seine Nachricht wahr befunden würde, einen förmlichen Begnadigungsbrief, und ein hinlängliches Jahrgeld geben sollte. Die Wichtigkeit des Gegenstandes machte, daß Barrault ihm beydes ohne Bedenken versprach. Rasis foderte noch überdas von Barrault, und zwar seiner eignen Sicherheit wegen, daß er seine Bequemlichkeit nehmen, und wenn er in Absicht auf die gemachten Vorschläge nach Frankreich schriebe, sich an niemanden, als an den König wenden sollte. Allein Barrault sah diese letzten Worte nur für eine unnöthiger Weise übertriebene Vorsicht an, welche ihn nicht hindern konnte, die Sache den vornehmsten Ministern Sr. Majestät mitzutheilen, und er wandte sich in Betref des Anerbietens und der Foderungen des Rasis gerade an Villeroi selbst. Dieser, welcher nicht zweifelte, der Verräther, von welchem man ihm sagte, sey in seiner Canzlei, schickte die Depesche schleunig an den König. L'Hote, der sogleich auf den Grund der Sache sah, da er mit seinem Herrn Barraults Paket öfnete, machte seine Betrachtungen über diese wichtige Nachricht, und faßte den Entschluß, welchen Rasis mit Recht befürchtet hatte; nemlich auf der Stelle an seine Correspondenten in Spanien zu schreiben, daß sie ohne Zeitverlust



alle möglichen Maasregeln ergreifen sollten, um zu hindern, daß Rasis mehr sagen könnte: er konnte nichts ausfindig machen, das sichrer für ihn selbst, und zugleich geschickter wäre, den Folgen dieser Begebenheit zuvorzukommen, und viel leicht wäre der Streich mit jedem andern, als mit Rasis, gelungen.

Dieser bemerkte, da er seine Begnadigung erhielt, die Se. Majestät ihm mit der Genehmigung seiner Forderungen zuschickte, daß dieselbe nicht von Lomente unterzeichnet war, welchem der König sie nach Gewohnheit übergeben hätte, wenn ihm die Bitte für dieselbe nicht durch einen andern Canal zu Handen gekommen wäre. Er schloß hieraus, sie sey den Sekretarien des Herrn von Bille roi durch die Hände gegangen, und lief deswegen gleich zu dem Gesandten, und beklagte sich bey demselben, daß er ihn betrogen hätte. Er entdeckte ihm nunmehr alles; er meldete ihm, warum er ihn gebeten habe, sich an niemanden, als an den König selbst, und am allerwenigsten an Bille roi zu wenden; er gab ihm über die Schelmereyen des l'Hote alle Aufklärungen, die er ihm verheissen hatte. Hierauf sagte er dem Gesandten; und zwar ganz kurz, um der Gefahr, in der er sich zu Madrid befände, wenn es anders noch Zeit sey, auszuweichen, wisse er kein bessers Mittel, als daß er so geschwinde, als möglich, das französische Gebiet zu erreichen suche, und stieg wirklich im gleichen Augenblick zu Pferd. Das war sein Glück; denn bereits den folgenden Morgen ward seine

Wohnung von den Häschern durchsucht, und man sandte ihm mit der größten Geschwindigkeit Leute nach, die ihn auffangen sollten, eh er über die Gränzen gekommen wäre. Allein Rasis entkam; dank sey es dem Glük, oder vielmehr der grossen Geschwindigkeit, welche Descartes, der Sekretair des Herrn von Barrault, den derselbe dem Rasis zur Gesellschaft, und um ihn am französischen Hof vorzustellen, mitgab, anwandte. Sie ruhten nicht eher, als bis sie zu Bayonne waren, von wo sie ohne Zeitverlust ihre Reise fortsetzten, nach Paris, und von da nach Fontainebleau kamen, wo sie, ihren Nachrichten zufolge, den König finden würden.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Villeroi, welcher ebenfalls nach Fontainebleau, in sein Haus bey Joisy gehn wollte, und entdeckten ihm die ganze Sache. Sie baten ihn sogar, er sollte seinen Sekretair immerhin im Voraus beyhm Kopf nehmen lassen, und erbaten sich, um allein alle Ehre bey dieser Begebenheit einzuerndten, sogar, nach Paris zurückzukehren, und den l'Hote gefangen zu nehmen. Nach dem Villeroi sie angehört, gefiel ihm weder ihr Begehren, noch die Anbietung ihrer persönlichen Dienste. Dieß war, wie jeder gestehn muß, eine gewaltige Unbesonnenheit: allein unstreitig glaubte er, l'Hote könne nicht entwischen. Er sagte den zween Courierern, dieser Sekretair, den er zu Paris gelassen hätte, werde Morgen zu ihm kommen, und dann würd' es noch Zeit genug seyn, ihn festzusetzen; auch, glaube er, sey es nöthig, zuerst mit Sr. Majestät darüber zu reden;

sie würden nichts dabey verlieren, wenn sie nur reinen Mund hielten. Dieses Verfahren setzte sie in Erstaunen, und machte sie äusserst unzufrieden; allein sie mußten gehorchen. Sie überlieferten ihm die Brieffschaften, die man ihnen übergeben hatte, damit er sie dem König übergäbe, welches er den folgenden Morgen that.

Der König hatte diese Brieffschaften am Osters tag noch nicht empfangen, als ich zu Fontainebleau anlangte, folglich war ihm auch die Ankunft der beyden Kouriere, und der Namen des Verräthers unbekannt. Alles, was er bestimmtes wußte, war die Nachricht, er sollte gegen Villerois Sekretarien auf seiner Hut seyn. Da ich erst späte und äusserst ermüdet zu Fontainebleau ankam; so sah ich den König nicht eher, als den folgenden Morgen. Ich fand ihn bereits angekleidet, ungesachtet die Sonne kaum aufgegangen war. Die Nachricht des Herrn von Barrault beunruhigte ihn: er nahm mich bey der Hand, trat mit mir in die Galerie, die an sein Zimmer stieß, und unterredete sich sehr lange mit mir über die Nachrichten, die er von seinem Gesandten bekommen hatte. Die verlorne Depesche von London kam ihm wieder zu Sinn; und alles, was ich ihm damals gesagt hatte, indem ich diesen Streich den Sekretarien des Herrn von Villeroi Schuld gab, welches er für eine blosser Wirkung der Eifersucht und des Hasses gehalten hatte, ward ihm in diesem Augenblick so überzeugend gewiß, daß er mir gestand, er fange es an für wahr zu halten, und tausenderley



schlimme Sachen von dem Staatssekretair zu denken. Da er Descartes und Rasis nicht so bald zu sehn erwartete, so befahl er mir, ich sollte daran arbeiten, daß diese Sache, auf welche Art es immer wäre, aufgeheitert würde.

Der König und ich beschäftigten uns bereits drey Tage lang damit; als Villeroi mit den Brieffschaften, von denen ich eben geredet habe, ankam. Ich spazierte eben in der langen Galerie \*) des Fichtengartens mit diesem Prinzen, und wollte mich in dem gleichen Augenblick empfehlen, um nach Paris zurück zu gehn, als Villeroi ihn anredete. Sein Gesicht verrieth alle die Traurigkeit, die man fühlen muß, wann man seinem Herrn dergleichen Neuigkeiten zu melden hat, und ich kann sagen, daß ich, als ein Mann, welcher einige Ursache hatte, einen Nebenbuhler zu demüthigen zu suchen, oder sich wenigstens über seine Demüthigung zu freuen, dennoch vielen Antheil an seinem Unfall nahm. Während dem Villeroi diese Briefe vorlas, sah mich der König an, und drückte mir drey oder viermal die Hand. Er ließ ihn nicht ganz auslesen: bey dem Namen des l'Hote, sagte er lebhaft zu ihm: „Und wo ist er denn, dieser Hote, Ihr Sekretair? Haben Sie ihn nicht bey dem Kopf nehmen lassen? — Ich glaube, Sire, erwiederte Villeroi betroffen, er ist in meinem Haus, aber noch nicht festgesetzt. — Wie! versetzte Heinrich in einem zornigen Tone, Sie glauben, er sey in Ihrem

---

\*) Die Galerie des Mysses.

„ Haus , und haben ihn nicht festsetzen lassen ?  
 „ Das ist , bey Gott ! eine allzugrosse Nachlässig-  
 „ keit ; ey ! und womit haben Sie sich dann die  
 „ Zeit vertrieben , seitdem Sie seine Verrätherey  
 „ wissen ? Sie hätten auf der Stelle dafür sorgen  
 „ sollen. Gehn Sie eilig zurück , und lassen Sie  
 „ ihn fest nehmen.

Villeroi entfernte sich mit allen nur möglichen Zeichen von Schmerz und Verwirrung. Was mich betrifft , so verschob ich meine Reise nach Paris deswegen keinen Augenblick , und bekam den folgenden Tag daselbst einen Brief von dem König , der dem Descartes aufgetragen hatte , mich beym Ueberliefern desselben in seinem Namen von dem ganzen Verlauf der Sache zu unterrichten. Da ich genöthigt gewesen bin , dem Publikum Nachricht davon zu geben , so will ich , um mir nicht den Vorwurf zuzuziehn , daß ich Erzählungen begünstige , die die Feinde des Herrn von Villeroi von dieser Begebenheit ausgedacht hatten , in dem , was ich noch davon zu sagen habe , alles umständlich hersetzen , was er in der Vertheidigung seines Betragens meldet , die er für nöthig erachtete , ans Licht zu geben. \*) Hier ist die Nachricht , die er

---

\*) S. das Original dieser Vertheidigung in den Mem. d'état de Villeroi , Tom. 1. S. 522. Sie ist vom 3. May datirt. Man kann nicht daran zweifeln , daß sie nicht getreulich die Gedanken und die Schritte dieses Ministers ausdrücke , in dem seine Erzählung genau mit de Thou , der Chron. sept. Matthieu und allen übrigen glaubwürdigern Geschichtschreibern dieser Zeit übereinstimmt.

in dieser Schrift von dem Verfolg dieser Sache giebet, nachdem er das, was sich von dem Augenblick, in welchem er mit den beyden Kourieren, bis zu dem zugetragen, wo er mit dem König redete, zu seinem Vortheil erzählt hatte.

Da er nach Hause kam, traf er den Bischof von Chartres und einige andre Personen vom Stand an, welche ihn erwarteten, und ihn sehr lange in seinem Cabinet aufhielten, weil sie mit einander die Ceremonien an dem bevorstehenden Fest des grossen Ordens in Ordnung bringen wollten. Dieses war Schuld, daß Descartes, als er in die Wohnung des Staatssekretairs trat, um ihm Nachricht zu geben, daß l'Hote eben mit Desnots von Paris angekommen sey, es aus Achtung vor der anwesenden Gesellschaft nicht wagte, sich zu nähern. l'Hote, den man gleich anfangs mit der Neuigkeit begrüßte, daß zwey Kouriere aus Spanien gekommen seyen, behielt so viel Gegenwart des Geistes, daß er über diesem Unfall nur mittelmäßig betroffen zu seyn schien. Er stellte sich, als ob er nöthig hätte ein paar Bissen in der Küche zu essen, allein er säumte sich keinen Augenblick daselbst, und betrog den Haushofmeister dadurch, daß er ihm sagte er wolle in der Auberge einige Erfrischungen zu sich nehmen, damit er zugleich seine Stiefeln ausziehe, und sich in den Stand setzen könnte, vor seinem Herrn zu erscheinen. Als Villaroi hierauf, nachdem seine Gesellschaft sich endlich entfernet hatte, Nachfrage hielt, wo l'Hote wäre, und man ihm antwortete, er sey in dem



Gesindezimmer, wie jedermann glaubte; so dachte er, er könne nichts bessers thun, als einen Bedienten an seinen Haushofmeister schicken, und ihm sagen lassen, er sollte den l'Hote aufhalten, und ihn nicht aus dem Gesicht verlieren. Während dieser Zeit gieng er zu Lomenie, und bat denselben er sollte ihm du Broc, den Lieutenannt des Presvot mitgeben, durch welchen er den l'Hote wollte fest nehmen lassen. Lomenie kam selbst mit ihm, und beyde stellten sich in ein Fenster, welches in den Hof sah, wo die Sache vorgehn sollte. Allzuspäte Vorsicht! l'Hote war bereits entwischt.

Wenn man auch gleich günstig genug von Billeroi urtheilt, um ihm diese ganze Nachricht auf sein Wort zu glauben; so wird man doch wenigstens mit der Langsamkeit unzufrieden seyn, mit welcher er, wie man gesehen hat, Befehle vollstreckt, die er eben aus dem Munde des Königs, und zwar in einem eben so entscheidenden, als dringenden Ton empfieng. Er würde noch weit strafbarer seyn, wenn tausend Umstände bey l'Hotes Entwissen wahr wären, die Descüres und Rasis bekannt machten, die man aber in der Vertheidigung nicht findet. Unstreitig war es eine Ungerechtigkeith, alles zu glauben, was bey diesem Anlaas gegen Billeroi ausgestreuet wurde.\*) Seine Feinde

---

\*) De Thou bemerkt, daß Billeroi wirklich nicht von allem Verdachte frey war: allein er sagt zugleich Heinrich IV. habe, statt dadurch gegen ihn eingekommen zu werden, ihn bey diesem Unfall getröstet. Buch 132. Matthieu ver-

hatten eine viel zu schöne Gelegenheit, um dieselbe nicht zu benutzen; die Protestanten besonders mahlten ihn mit den häßlichsten Farben ab. Dies war eine Rache, die sie sich nicht versagen konnten, weil er ehemals mehr, als kein anderer, dazu beygetragen hatte, den König ihrer Religionsparthey zu rauben. Aber auf der andern Seite muß man ihn eben so wenig ganz fehlerlos finden, wie es seine erklärten Anhänger machten, so daß sie in seinem Betragen durchaus nichts tadelnswürdiges zugestehn wollten. Alle diejenigen, welche mir ergeben waren, sagten es laut genug, wenn so was in meinem Hause begegnet wäre, so würde die Verläumdung noch weit stärker über mich hergefallen seyn. Die fremden Gesandten an dem französischen Hof, und selbst der päpstliche Nunzius besuchten mich zu Paris, und sagten, wenn ihre Depeschen nach einer solchen Entdeckung noch ferner durch Villerois Hände gehn müßten, so würden ihre Herrn es nicht mehr wagen, irgend etwas von Belang hinein zu setzen.

Was nun die Person des Verräthers betrifft; so muß ich nur noch melden, daß man weiter nichts thun konnte, als ihm Häfcher nachschicken, welche ihm, als er mit einem Spanier, der ihn begleitete, nahe bey der Fähre zu Fay ans Ufer der Marne gekommen war, so nahe kamen, daß er

---

sichert ebenfalls, Heinrich habe die Treue dieses Ministers viel zu gut gekannt, um auch nur den geringsten Verdacht auf ihn zu werfen. Tom. 2. L. 3. p. 637.

kein andres Mittel mehr wußte, ihnen zu entgehn, als sich in den Fluß zu stürzen, über den er vielleicht zu schwimmen hoste; allein er ertrank. Der Spanier wollte sich lieber fangen lassen, und ward mit l'Hotes Körper, den man aus dem Wasser zog, nach Paris gebracht. Villeroi schien recht im Ernst darüber betrübt, daß man seinen Sekretair nicht lebendig erwischt hatte, und dazu hatte er Grund genug, weil dies das einzige Mittel war, die Lastermäuler zum Stilleschweigen zu bringen. Er war der erste, der mich in meinem Brief über diese Sache bat, ich sollte dem Leichnam die äußerste Schmach anthun, und an dem Spanier ein Exempel statuiren lassen. \*)

Dies

---

\*) Die Wundärzte, welche den Körper besichtigten, waren, nach l'Etoiles Bericht, alle der Meinung, er sey nicht ertrunken, und da man eben so wenig Anzeigen davon fand, daß er erstochen oder erwürgt worden seye; so schlossen sie hieraus, man habe ihn erst erstickt, und hierauf ins Wasser geworfen. Die Chron. sept. gedenkt dieser Besichtigung der Wundärzte nicht; allein die nähern Umstände der Entwischung des l'Hote, und der Art wie er gefunden ward, welche dieser Schriftsteller umständlich und weilläufig erzählt, benehmen dieser Erzählung des l'Etoile allen Glauben, welcher auch sonst dem Herrn von Villeroi nicht sehr gewogen zu seyn scheint, und sich doch nicht enthalten kann, zu gestehn, Heinrich IV. sey diesem Minister deswegen nicht weniger gut gewesen.

„ Er nahm so gar die Mühe, sagte er, zu ihm zuuehn,  
 „ um ihn zu trösten, und in seinem Verdruß aufzurichten,  
 „ und zeigte ihm nicht einmal einen Schein vor  
 „ Mistrauen wegen des Vorgefallnen, so wenig, als vor-  
 „ her, ja noch weniger: so daß man an dem Hofe sagte,  
 „ er sey in einer glücklichen Stunde geböhren, daß er eis



Dies war jedoch nicht im Stand, den Zorn des Königs zu besänftigen, welcher lange Zeit nicht wußte, mit welchen Augen er den Minister nach dieser Begebenheit ansehen sollte. Er war drey Tage lang unschlüßig, ob er ihn nicht von seiner Person entfernen wollte. Allein Villeroi warf sich Sr. Majestät zu Füßen, bezeigte einen so tiefen Schmerz, vergoß so viele Thränen, und betheuerte seine Unschuld so heftig, daß Heinrich ihm glaubte, (das Publikum beredete sich jedoch immer, er stelle sich bloß so) und mit seiner gewöhnlichen Güte ihm die Verzeihung wiederfahren ließ, um welche er ihn auf eine so dringende Weise bat.

Dies war der Zustand, in welchem ich die Sachen fand, als ich nach Fontainebleau zurückkehrte, um Sr. Majestät, wie ich nicht umhin gehn konnte, die Vorstellungen zu hinterbringen, mit welchen die auswärtigen Gesandten bey mir eingekommen waren. Die Ziffern aller unsrer Botschafter wurden ebenfalls abgeändert, und der König dachte auf nichts anders, als diesen Anlaas zu benutzen, um den Herrn von Villeroi sorgfältiger, (ich bediene mich der Worte Sr. Majestät) vorsichtiger in der Wahl seiner Sekretarien, und weniger trozig zu machen, als er vorher war. Er setzte in dieser Absicht mit mir einen Brief auf, den er für fähig hielt, diese Wirkung hervorzubringen, weil ich ihn

---

„nen so guten Herrn habe; weil die Könige und Fürsten bey einer Staatsbegebenheit von diesem Belange gemeiniglich fodern, daß die Herrn für ihre Bedienten gut stehn.“ Jahr 1604. S. 24.

bekannt machen sollte. Dieser Brief ward mir aus der Hand des Königs durch Verroton von Paris überbracht, gleich als wenn er mir dadurch von der Gnade Nachricht geben wollte, die er dem Herrn von Billeroi zu erzeigen gut gefunden hätte. Ich fand in demselben folgendes: Der König habe den Thranen und Bitten des Ministers die Verzeihung nicht verweigern können: ich sollte von jetzt an eben so wenig mehr ein Mißtrauen in denselben setzen, als er selbst: es würde in den Umständen, in welchen Billeroi sey, eine Handlung der christlichen Liebe seyn, wenn ich ihm ein Trosts schreiben und eine Versicherung meiner Freundschaft zuschickte, und er bitte mich selbst darum.

Ich entsprach dem Willen Sr. Majestät ohne einigen Widerwillen, und ich könnte sogar sagen, mit einer Herzlichkeit, die der König nicht von mir gefodert hatte, dies allein ausgenommen, daß ich mich nicht entschliessen konnte, ihm zu sagen, ich halte ihn für ganz entschuldigt, weil dies, wie mich dünkt, eine lächerliche Schmeicheley gewesen wäre. Ich sagte ihm hierüber genug, um ihn vermittelst meines Briefes in den Stand zu setzen, das Publikum zu bereden, daß ich ihn keineswegs des Hauptverbrechens schuldig halte, dessen man ihn beschuldigt hatte. Ich brachte ihn auf den Einfall, das Manifest zu schreiben, welches er einige Tage nachher ans Licht treten ließ. Ich stellte ihm vor, er müsse sich bemühen, den Protestanten den Mund zu schliessen, welchen er eine Blöße gegeben hätte: dazu würde das beste Mit-

tel seyn, wenn er den ein wenig heftigen Charakter milderte, den er gegen sie gezeiget hätte; wenn er den Catholiken menschlichere Gesinnungen gegen sie einflöste; und endlich, wenn er sich öffentlich als einen Beförderer der Einrichtung zeigte, die ich schon so oft vorgeschlagen hatte, um eine vollkommene Eintracht zwischen diesen zweyen Partheyen zu begründen. Was ich noch beyfügte, nehmlich; seine gänzliche Rechtfertigung bey Sr. Majestät hange von seinem künftigen Betragen ab; und daß ich hierbey das Exempel des Marschalls von Biron anführte, geschah einzig, um dem Befehl des Königs ein Genügen zu leisten, welcher freylich für gnädig, aber nicht für schwach gehalten seyn wollte.

Billeroi beantwortete meinen Brief mit Bezeugung seiner Dankbarkeit für meine Rätthe, die er, wie er mich versicherte, genau befolgen würde, und für die Freundschaftsdienste, die er nie zu vergessen versprach. Er gesteht in seinem Schreiben, er hätte einem jungen Menschen, wie l'Hote war, sich nicht so blindlings anvertrauen sollen, und verheelt nicht, daß, wenn ihm gleich sein Gewissen nichts Böses vorwerfe, doch der Fehler, den er bey diesem Anlaas begangen, fähig wäre, seinem guten Namen einen solchen Flecken anzuhängen, daß alle die Dienste, die er ferner bereit sey, bis ans Ende seines Lebens Sr. Majestät zu leisten, denselben nie ganz würden auslöschen können. Er vertheidigt sich darüber, daß er sich nie habe überreden können, zuglauben, daß l'Hote jemals



treulos an ihm handeln würde, weil derselbe ihm für die wichtigsten Gutthaten Dank schuldig gewesen wäre. Es begegnete in der Folge noch öfters, daß sich Villaroi, wenn er an mich schrieb, seines Fehlers, seines Unglücks und seiner Unschuld, und beynahe allemal zugleich der Verbindlichkeit erinnerte, die er mir bey diesem Geschäfte zu haben glaubte.

Es scheint, Barrault habe den Verläumdungen eben so wenig Glauben zugestelt, die Villarois Feinde austreuten, indem er ihm kurz nachdem, was in einer Unterredung zwischen ihm und Prada, den l'Hote betreffend, vorgefallen war, schrieb. — Rafis hatte keine Ursache, sich zu beklagen. Neben den fünfzehnhundert und sechzig Livres, die er zu einem Reisegeld aus Spanien von Barrault bekommen hatte, zog er noch ein Geschenk von tausend Thalern, über die Forderungen hinaus, die ihm der Botschafter bewilligt hatte. Eben so wenig schadete diese Sache dem Herrn von Barrault selbst, in Absicht auf die Bezahlung des letzten Quartals von seinem Gehalt. Descartes stellte dem König vor, es sey in Spanien so theuer zu leben; und was für Briefe ich auch geschrieben hätte, so habe sein Herr doch von diesem Quartal noch nichts beziehen können.

Die Schrift über die Religion, von welcher ich oben geredet habe, enthielt einige Artikel, die, wenn sie von den Catholiken und Protestanten angenommen würden, mir fähig schienen, beyde Religionen, zuvereinigen, oder wenigstens den Frie-

den zwischen ihren Anhängern zu unterhalten, in dem sie das verhaßte Vorurtheil zerstören sollte, vermög welches die eine Parthey die andere als kezerisch und gefährlich für den Staat behandelt, und hinwiederum von ihr als gotteslästerlich und abgöttisch behandelt wird. Ich hatte diese Schrift mit Vorwissen des Königs aufgesetzt, und sie ihm mehrere Male in Gegenwart des Bischofs von Ebreux, der Herrn von Bellievre, Villeroy, Silly und des Vater Cotton gezeigt.

Wenn die Protestanten nicht alles glauben, was die Catholiken für wahr halten, so können diese doch wenigstens nicht läugnen, daß wir nichts glauben, als was sie, wie wir, annehmen, und daß das, was wir glauben, das wesentliche der Christlichen Religion enthält, indem die H. zehn Gebotte, das Apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebett des Herrn das grosse und allgemeine Fundament unsers gemeinsamen Glaubens ist. Dies ist genug: warum denn also nicht das übrige, als lauter problematische Punkten aufgeben, über welche jedermann das Für und Wider mit der uneingeschränktesten Freyheit zu behaupten erlaubt seyn soll? Wir sind überzeugt, daß es umsonst, und sogar verwegen ist, in den Geheimnissen, die Gott sich allein vorbehalten hat, grübeln zu wollen: allein hier grübeln wir nicht blos, wir werfen uns zu Richtern über dieselben auf, indem wir einander aus den verschiedenen Vorstellungsarten, und den verschiedenen Einsichten in ganz spekulative Wahrheiten, die wir alle von Ihm empfangen haben,

ein Verbrechen machen. Wir wollen die Kenntniß, so wie die Austheilung, ihm allein überlassen, und nur des gemeinen Besten wegen den Fürsten die Macht ertheilen, denjenigen zu bestrafen, der den Frieden und die Eintracht in der Gesellschaft stört. Es gehört nicht für den Richterstuhl der menschlichen Gerechtigkeit, dasjenige zu strafen, was die Sache Gottes betrifft.

Hier ist eine andre Betrachtung. Wenn, zum Unglück für uns, wir die irrende Parthey sind, können die Catholiken wol glauben, daß sie uns durch Schmähworte und Verfolgungen auf ihre Seite bringen werden? Mitleid und Sanftmuth sind die einzigen Mittel, welche der Religion Dienste leisten, und die einzigen, welche sie lehrt. Der Religionseifer ist weiter nichts, als Hartnäckigkeit oder Wuth, die sich hinter einen schönen Namen verbergen. Dies ist der Hauptinhalt jener Schrift. Nichts ist wahrer oder einfacher; aber zum Unglück sind die Rechte, die die Menschen der Wahrheit über sich zugestehn, wenig oder gar nichts, und das, was sie übereingekommen sind, Vernunft und Religion zunennen, ist, wenn man die Sache bey fast allen genau untersucht, nichts anders, als ihre eigne Leidenschaft.

Wenn die Vereinigung beyder Religionen, sozusagen, moralisch unmöglich ist, so ist sie eben so gut politisch unmöglich, weil sie nicht zu Stande gebracht werden kann, ohne daß der Pabst dazu helfe, und dies darf man nicht erwarten, indem es unter der Regierung Clemens VIII. nicht ge-



schah, welcher der unpartheyischste Pabst war, den man seit langer Zeit auf dem Römischen Stul gesehn hat, und am meisten Neigung zu jener Sanftmuth und zu jenem zärtlichen Mitleid zeigte, die das Evangelium seinen Schülern befiehlt.

Dieser H. Vater war damals so alt und schwach, daß jedermann glaubte, sein Ende sey sehr nahe, und der König deswegen gut fand, die Cardinäle von Joyeuse und Sourdis nach Rom zu senden, um in dem nächsten Conclave für das Interesse der Französischen Nation zu sorgen. Se. Majestät fanden gut, dem letztern von diesen Cardinälen, auf Anrathen des erstern, neuntausend Livres für die Anschaffung seiner Equipage und die Reisekosten, nebst zweytausend und vierhundert Thalern Jahresgeld zu geben, so lange die Angelegenheiten des Königs seine Gegenwart zu Rom nothwendig machen würden.

Eine von den letzten Handlungen Clemens VIII. war die Ernennung von achtzehn neuen Cardinälen auf einmal. Diese Anzahl schien so stark, daß man allgemein glaubte, der Pabst wolle, weil er sein Ende sich nähern fühle, seinem Neffen, dem Cardinal Aldobrandini dadurch das letzte Kennzeichen seiner Zuneigung geben, welches, allem Anschein nach, ihn wegen der grossen Menge von Creaturen seines Hauses, welche dadurch ins Conclave kamen, auf den päpstlichen Thron setzen, oder wenigstens einem Mann zu dieser Würde verhelfen sollte, unter dessen Namen dieser Cardinal würde regieren können. Da von diesen achtzehn

Cardinalshüten zween an Franzosen mußten vergeben werden; so veranlaßte die Wahl der zwei Personen, die der König dem Papst vorschlagen sollte, um ihnen den Purpur zu ertheilen, eine starke Bewegung an dem Hof einerseits zwischen dem Bischof von Evreux und dem Seraphin Olibary, und anderseits zwischen dem Herrn von Villars, und Marquemont. \*) Diese letztern hatten die Herrn von Belliebre, Billoeroi und Sillery und alle Freunde derselben auf ihrer Seite. Ich glaubte es wäre meine Pflicht, den Herrn du Perron, welcher mein Bischof und mein Freund war, und den Olibary zu unterstützen, der sich durch eine außerordentliche Frömmigkeit auszeichnete. Diese bekamen auch, ungeachtet aller Bemühungen der Gegenparthey, den Vorzug. Du Perron unterließ gleichwol auf mein Anrathen nicht, dem Herrn von Billoeroi ein Dankesagungsschreiben zuzuschicken, gleich als wenn derselbe wirklich für ihn gearbeitet hätte. Dies ist so der Gebrauch an den Höfen.

Die so dringenden Geschäfte, welche den König nöthigten, seinen Aufenthalt zu Chantilly, und zwar im Anfang eines schönen Frühlings zu verlassen, waren die Berichtigung und Unterzeichnung

---

\*) Seraphin Olibary Cazalla, seiner Herkunft nach ein Italiener, allein zu Lyon geboren: Patriarch von Alexandrien. — Hieronymus von Villars, Erzbischof von Vienne. — Dionysius von Marquemont, Erzbischof von Lyon: er ward in der Folge auch Cardinal, und Französischer Botschafter zu Rom.

der gewöhnlichen Ausgabenverzeichnisse für seine Gebäude, seine Jägerei, seine Nebenausgaben, neben den Verzeichnissen der Unkosten für die Fortifikationen, die Artillerie und die Strassen. Als der Tag zu diesem Geschäfte bestimmt war, so schickte der König, um der Menge von Bittenden auszuweichen, welche nur den Augenblick erwarteten, wo sie ihn und mich beysamen sehn könnten, den jüngern Comenieur zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte nicht nach dem Louvre kommen, weil er sich den folgenden Tag selbst nach dem Arsenal verfügen würde. Er kam auch wirklich des Morgens so frühe, daß er vor einem Theil der Beamten hier war, welche ihrer Bedienungen wegen verpflichtet waren, der Behandlung der vorhabenden Materien beyzuwohnen, und die ich deswegen alle hieher bescheiden hatte. Ihre Anzahl war nicht unbeträchtlich; es waren Befehlshaber von Städten, Ingenieurs, Intendanten und Controlleurs der Gebäude, alle die verschiednen Offiziere bey der Artillerie; Brücken- und Strassen-Direktoren, und andre.

Heinrich hatte mir insbesondre sehr wichtige Sachen zusagen. Ich schloß dieses aus seiner Traurigkeit, die er nicht so gut in sein Inneres verschließen konnte, daß ich sie nicht auf seinem Gesicht, in allen seinen Worten, und noch mehr daraus hätte merken sollen, daß er mich in die grosse Wassergalerie führte, den Ort, wo er mir gewöhnlich seine größten Geheimnisse entdeckte. Man kann sich hier wieder auf eine von den seltsamen Unterredun-



gen gefaßt machen, dergleichen man schon einige in diesen Denkwürdigkeiten gelesen hat.

Unstre Unterredung betraf anfänglich nicht das, was dem König das unangenehmste war. Das in seinen eignen Verdruß eingewickelte Herz bedarf in diesen ersten Augenblicken, andrer Gegenstände, um sich aus demselben herauszuhelfen, besonders wenn die Ursache dieses Verdrusses etwas beschämendes in sich enthält. Es war also zu erst nur von den Herzogen von Bouillon, la Trimouille, und den übrigen dieser Parthey die Rede, denen ihre Bosheit neulich eingegeben hatte, sich durch das Intresse mit dem Prinzen von Conde', der Marquisin von Berneuil, und den von Entragues zu verbinden, welches man Sr. Majestät durch ihre eignen Briefe, und durch unbescholtene Zeugen darzuthun sich anheischig gemacht hatte.

Da ich den König bat, daß er mir einen ganzen Tag Bedenkzeit über den Rath lassen sollte, den er von mir wegen dieser neuen Cabale gefodert hatte; so fieng er nunmehr an, mir von seinem Aufenthalt zu Chantilly, von seinen Jagdpartheyen und endlich von dem Verlust, den er im Spiel erlitten, und von dem Geld, Nachricht zu geben, das er zu Geschenken für seine Mätressen und andre überflüssige Ausgaben verbraucht hatte, welche in den Verzeichnissen des laufenden Jahres sowol, als der Aufwand für die Manufakturen, und andre Gebäude, die eben so überflüssig waren, angeschrieben werden sollten. Alle diese Artikel zusammengerechnet betrug eine so beträchtliche

Summe, daß Heinrich, der sich in seinem Herzen Vorwürfe darüber machte, um der Beschämung zu entgehn, die meine Worte in ihm erwecken würde, kein besseres Mittel fand, als daß er, eh ich noch Zeit hatte, zu antworten, hinzusetzte, ich könnte dieser Summe noch ein Geschenk von sechs tausend Thalern für mich beyfügen. Da dieses mich nicht hinderte, in meiner Miene nicht wenig Erstaunen und Verdruß über eine so unnöthige Vermehrung der Ausgaben zu zeigen; so suchte Heinrich einer nähern Erklärung dadurch auszuweichen, daß er sagte, er verdiene doch nach den Mühseligkeiten, mit denen sein Leben angefüllt gewesen sey, einige Nachsicht gegen seine Vergnügungen. Ich erwiederte mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit und Entschlossenheit, er habe Recht, wenn er nehmlich an die Stelle der Entwürfe, die er mir, und ich, auf seinen Befehl, dem König von England mitgetheilt hätte, den Entschluß setzen wollte, sein übriges Leben im Vergnügen und in der Weichlichkeit zuzubringen. Allein wenn er sich noch seiner ehemaligen Entwürfe erinnere; so würde er sich sicherlich betriegen, wenn er glaubte, sie könnten neben so kostbaren Lustbarkeiten bestehn: er müsse durchaus zwischen beyden eine Wahl treffen. Nach diesen Worten, welche Heinrich, ohne darauf zu antworten, voll Unruhe und mit der Miene eines Menschen anhörte, der in diesem Augenblick in tiefen Gedanken ist, hielt ich ein wenig inne. Allein die gegenwärtige Stellung seines Herzens, welche immer so vielen Aus

theil an den Bewegungen unsrer Seele hat, reizte ihn zum Zorn und Unwillen. Er begnügte sich jedoch mir zu sagen, er sehe wol, daß ich anfangs, eine schlechte Meinung von ihm zu haben, und befahl mir, ich sollte die Summen, von denen er mit mir geredet, ohne mich weiter darum zu bekümmern, in die Verzeichnisse eintragen.

Dies schreckte mich nicht ab. Ich kannte den König beynahe wie mich selbst. Ich hatte ihn noch niemals weder gegen die Ehre, noch gegen die Wahrheit unempfindlich gefunden, und konnte nicht glauben, daß er es in so kurzer Zeit geworden sey. Anstatt also zu den gewöhnlichen Palliativen meine Zuflucht zu nehmen; fuhr ich, nachdem ich ihm gesagt, ich sehe wol, daß die Freyheit, mit welcher ich ihm Gegenvorstellungen gemacht, ihm mißfällig gewesen sey, nur aufs Neue fort, ihn von der gleichen Materie zu unterhalten. Ich sagte ihm von den Mitteln, die man in Deutschland und Italien in Bewegung setze, um den Weg zu den glorreichen Thaten zu bahnen, die er einst verrichten wollte, und von dem guten Erfolg, den die Bemühungen derjenigen hätten, welche auf seinen Befehl hieran arbeiteten. Ich wiederholte es ihm, daß alle diese Mühe verlohren wäre, wenn das Geld, welches mit der größten Sorgfalt dazu aufgehoben werden sollte, auf unnütze Sachen verschwendet würde. Ich zeigte ihm vermittelst eines sehr genau spezifizierten Calculs, aufs deutlichste, daß man dieses grosse Werk nicht anfangen könnte, wenn man nicht volle fünf und vierzig Millionen



in Händen hätte, welches die Einnahme von zwey Jahren ist, wenn man alles mit der größten Sparsamkeit zusammen hält. Auch mit dieser Summe müßte man noch voraussetzen, der Krieg würde nicht länger, als drey Jahre dauern, sonst müßte man die Einnahme der folgenden Jahre im Voraus einziehen, oder die Unterthanen durch außersordentliche Auflagen zu Boden drücken. Hier sind Berechnung und Beweise.

Eine Armee von fünfzigtausend Mann zu Fuß, dieß ist das geringste welches man hier annehmen kann, kostet monatlich neunhunderttausend Livres zu unterhalten, und jährlich neun Millionen, wenn man auf das Jahr auch nur zehn Monate rechnet. Sechstausend Mann Kavallerie, welche zu der obigen Zahl von Infanterie erforderlich ist, kosten monatlich drehundert und vierzigtausend Livres, und jährlich drey Millionen, vierhunderttausend Livres. Eine Artillerie von vierzig Stük schweren Geschützes kann nicht gut bedient werden, als wenn man monatlich hundert und fünfzigtausend, und jährlich fünfzehnhunderttausend Livres darauf verwendet. Diese drey Artikel allein betragen jährlich beynahе vierzehn Millionen, und folglich in drey Jahren, als so lange man annihmt, daß der Krieg dauern werde, beynahе zwey und vierzig Millionen. Die Unkosten bey Werbungen, Ankauf von Wagen, Anlegung von Magazinen, u. s. w. welche im Anfang eines Krieges unausweichlich sind, können nicht weniger, als hundert und fünfzigtausend Livres betragen; und der

Abgang eben dieser Magazine, nebst übrigen un-  
 vermutheten Ausgaben für Munition eben so viel.  
 Das Uebrige der fünf und vierzig Millionen wird  
 sicherlich für ausserordentliche Ausgaben gebraucht,  
 die ich ihrer Menge wegen hier nicht anführen mag.

Hierauf erwiederte der König, es würden sich,  
 ehe noch alles zur Ausführung in Bereitschaft wäre,  
 so viele Hindernisse zeigen, daß man umsonst gear-  
 beitet hätte. Aber in dem Augenblick, da er so  
 redete, las ich bereits auf seinem Gesicht, daß sein  
 erster Zorn erloschen war, und daß er das alles  
 vollkommen billigte, was ich ihm gesagt hatte.  
 Er gestand dieses bald darauf, und sagte mir zus-  
 gleich mit einer Aufrichtigkeit, welche an einem  
 unumschränkten Fürsten höchst lobenswerth ist; die  
 Schwierigkeiten, die er mir gemacht, und was  
 er mir hartes gesagt hätte, rühre im Grund nur  
 aus einem Herzen her, welches von einer weit  
 größern Last zu Boden gedrückt werde, als diejenige  
 sey, über die er sich zuerst beklagt hätte, da er von  
 den Mänken der Uebelgesinnten redete: nemlich  
 von seinen häuslichen Verdrießlichkeiten, die ihm  
 die Marquisin von Verneuil und die Königin  
 verursachten. Diese Worte, die mir zum Unglück  
 nur allzuaufrichtig schienen, gaben unsrer Unterres-  
 dung eine andre Wendung.

Die Liebe, welche Heinrich gegen die Fräulein  
 von Entragues gefaßt hatte, war eine von den  
 unglücklichen Begebenheiten, welche das ganze Le-  
 ben langsam vergiften, weil das an seinen edelsten  
 Theilen angegrifne Herz zwar das Uebel ganz fühlt,

aber durch ein grausames Schicksal weder die Kräfte, noch den Willen hat, gesund zu werden. Dieser Prinz mußte allen Stolz, alle ungleichen Launen, \*) allen Eigensinn erfahren, deren ein stolzes und ehrgeiziges Frauenzimmer fähig ist. Die Marquisin von Verneuil hatte Verstand genug, um die ganze Gewalt zu kennen, die sie über den König hatte, und bediente sich derselben nur, um ihn in Verzweiflung zu setzen. Sie unterhielt ihn immerhin mit den Gewissensbissen, die sie über die Gefälligkeit empfände, mit welcher sie sich seinen Begierden überlassen hätte: Gewissensbisse, die ihn um so viel mehr verdriessen mußten, da er wußte,

---

\*) Er wirft ihr dieselben in einigen von den Briefen vor, welche unter den Handschriften der königlichen Bibliothek aufbehalten worden, wo man sie von der eignen Hand des Königs findet. „Ich hab aus Ihrem Brief, schreibt er an diese Dame, leicht schließen können, daß Sie weder ofne Augen, noch einen ofnen Kopf hatten: denn Sie haben den meinigen ganz anderst aufgenommen, als ich ihn verstand. Dieses auffahrende Wesen muß aufhören, wenn Sie meine Liebe ganz zu besitzen wünschen, denn als König, und als ein Gaskonier kann ich dies nicht ertragen; und alle die, welche so stark lieben, wie ich, wollen ebenfalls geschmeichelt, nicht angefahren seyn: u. s. w. — Sie haben mir versprochen, sagt er in einem andern, Sie wollen gut seyn: Da Sie nicht zweifeln können, daß der Ton Ihres letzten Briefes mich beleidigt habe, u. s. w. Journal du Regne de Henri III. Tom. 2. p. 290. u. s. Unter andern Originalbriefen von Heinrich, welche der jetztlebende Herzog von Gilly besitzt, sind auch zwey von ihm, an seine Maitresse. S. den neu herausgegebenen Recueil des Lettres de Henri le Grand.



daß sie dieselben bey Leuten von ziemlich niedrigem Stande leicht vergaß. In kurzem zeigten sie einander ihre Liebe nur durch Zänkereyen. Heinrich erkaufte also ihre Gunstbezeugungen sehr theuer, welche noch überdas durch keine von den Reizen gewürzt wurden, die zärtliche Herzen rühren, und welche obendrein eine beynah ununterbrochne Trennung zwischen ihm, und seiner Gemahlin unterhielten.

Da diese Prinzessin, welche von der Natur eine nicht sehr gefällige Gemüthsart, und von ihrer Nation einen sehr starken Hang zur Eifersucht erhalten hatte, ihre Nebenbuhlerin nicht ihren ganzen Haß empfinden lassen konnte; so ließ sie ihren Gemahl entgelten, und dieser unglückliche Prinz war also zwischen zweyen Frauenzimmern, welche weiter nichts gemein hatten, als daß sie, jede für sich, treulich halfen, ihm alle Freuden zu rauben. Alle Mühe, die man sich gab, um sie mit einander auszusöhnen, war beynah in dem gleichen Augenblick verloren. Die Königin fiel gleich wieder darauf zurück, von Heinrich ein Opfer zu fodern, das er ihr nicht bringen konnte, und seine Weigerung, dieses zu thun, wenn sie gleich mit der größten Gütigkeit verbunden, und durch alle möglichen Gefälligkeiten versüßet ward, brachte sie so auf, daß sie darüber alles vergaß, und daß sie selbst daran arbeitete, die Ursache ihres eignen Verdrußes dadurch zu unterhalten, daß sie die Rechtsamen eines Gemahls von allem dem zärtlichen

chen

chen und gefälligen trennte, das das Herz dar-  
ein legen kann.

Sie bekam bald Nachricht von dem Heyraths-  
versprechen, welches der König der Fräulein von  
Entragues gegeben hatte: es ist dasjenige, von  
welchem ich, wie man oben gesehn, das Original  
zerrissen, und welches der König gleich wieder  
aufgesetzt hatte. Die Königin hatte keine Ruhe,  
bis er ihr versprach, diese Schrift seiner Mätresse  
aus den Händen zu nehmen, ungeachtet alle Geist-  
liche sie versicherten, sie sey durchaus ungültig.  
Heinrich nahm es zuletzt aus purer Gefälligkeit auf  
sich, sie von der Marquissin zurückzufodern, und  
zwar in einem Ton, der ihr zeigen würde, daß er  
sich keine abschlägige Antwort geben lasse. Eben  
hatte er die ersten Schritte hierzu gethan, als er  
ins Arsenal kam. Die Gewalt, die er sich anges-  
than, der geringe Erfolg, den er gehabt, und  
die Reden, mit denen seine Mätresse ihre Weiges-  
rung in der Unterredung begleitet hatte, die sie  
gestern mit einander gehabt, hatten seinem Herzen  
eine so tiefe Wunde beygebracht.

Die Marquissin von Berneuil gerieth in einen  
wüthenden Zorn, als sie von diesem Eheverspre-  
chen reden hörte, und hieß den König in den be-  
leidigendsten Ausdrücken, dasselbe anderstwu su-  
chen. Um ihr die mißbeliebigen Sachen, die er ihr  
zu sagen hatte, nicht in zweyen Malen sagen zu  
müssen, fieng der König an, der Marquissin ihre  
Verbindungen mit dem Grafen von Auvergne,  
ihrem Bruder, und mit den Auführern im Königs-

reich vorzuwerfen. Sie würdigte ihn auf diese Beschuldigung nicht einmal einer Antwort, fieng ebenfalls an, ihm Vorwürfe zu machen, und sagte ihm, es sey ihr unmöglich, länger mit ihm zu leben: so wie er älter werde, werde er mißträuisch und argwöhnisch: sie werde mit Vergnügen sogleich einen Umgang abbrechen, welcher, neben dem daß sie nicht so gut dafür belohnt wurde, daß er ihr angenehm seyn könnte, „ihr, statt alles andern, „nur allgemeinen Haß und Eifersucht zuziehe.“ Sie nahm sich die Freiheit, die Königin in so verächtlichen Ausdrücken herunter zu machen, daß der König, wenn man seiner Erzählung glauben darf, auf dem Punkt war, ihr Ohrseigen zu geben. Er verließ sie, um dieses zu vermeiden, plötzlich, aber voll von einem Unwillen, den er sich nicht bemühte, ihr zu verbergen, und mit einem Schwur, daß er wol Mittel finden werde, das Eheversprechen von ihr zu bekommen, welches diesen Sturm erregt hatte.

Nach dieser Erzählung, welche seinen Zorn aufs neue erregte, war er doch genöthigt, zu gestehn, und dies hätte ich ohnehin sonst vermuthet, er würde sich sehr schwer entschliessen können, alles das zu erfüllen, was er der Marquisin im Zorn gedrohet hatte: und nun fiel er, nach Art der Verliebten, welche niemals grössere Reizung haben, die geliebte Person zu erheben, als wenn sie alles mögliche Böse von ihr gesagt haben, auf die guten Eigenschaften seiner Maitresse, wenn sie diese Anfälle von Hitze und Eigensinn einmal überwunden hätte.



Er pries mit verliebter Entzükung die Reize ihres Umganges, ihren aufgewekten Geist, ihre lebhaften und witzigen Antworten. Dieß war in der That nicht ohne Grund, und die Vergleichung mit der Gemüthsart der Königin, die Heinrich gleich nachfolgen ließ, machte ihm dieses noch weit fühlbarer.

„Das alles finde ich bey Hause nicht,“  
 „sagte er; ich genieße bey meiner Frau weder Gesellshaft, noch Unterhaltung, noch Vergnügen;“  
 „sie hat nichts gefälliges in ihrer Gemüthsart,“  
 „nichts süßes in ihrem Umgang; sie schickt sich auf keine Weise, weder in meine Laune, noch in mein Temperament. Wenn ich heim komme,“  
 „und anfangen will, vertraulich mit ihr zu reden,“  
 „und mich ihr nähere, um sie zu umarmen, oder zu liebkosen; so macht sie mir eine so frostige Miene, daß ich aus Verdruß gezwungen bin,“  
 „sie zu verlassen, und anderstwu irgend einigen Trost zu suchen. Meine gute Ruhme von Guise“  
 „ist meine ganze Zuflucht, ungeachtet sie mir manchmal derbe den Text liest; allein sie thut es mit einer so guten Art, daß ichs ihr keineswegs übel nehme, und dennoch fortfahre, mit ihr zu lachen.“

Dieß war in der That des Königs Gemüthsart, und vielleicht hatte die Königin es nur sich selbst zuzuschreiben, daß sie ihn nicht von den Fesseln ihrer Nebenbuhlerin befreyet, und von allen andern Liebeshändeln abgehalten hatte: wenigstens glaube ich, daß es mit aller möglichen Aufrichtigkeit und aus der besten Absicht geschah, da er am Ende dieser Unterredung in mich

drang, ich sollte die Königin, seine Gemahlin besprechen, daß sie sich in seine Manieren und in den Ton seiner Gemüthsart schiken sollte.

Ich nahm hierauf das Wort, um zu antworten, und es ließ sich in der That viel über dieß alles sagen; allein wir wurden durch die Herrn von Bic, Trigny, Piles, Fortia und andren unterbrochen, welche in diesem Augenblick hineintraten, und sagten, es warte schon mehr, als eine Stunde jedermann auf uns, und es sey so spät, daß man die Geschäfte diesen Morgen nicht würde beendigen können. Der König folgte ihnen, nachdem er mir das Stillschweigen empfohlen, und trat in den Saal, wo das Uebrige dieses Tages und die zween folgenden ganz mit den Geschäften zugebracht wurden, die ihn hergeführt hatten. Die Stelle eines Unteraufsehers der Strassen in Guyenne ward auf meine Empfehlung dem Herrn von Bicoise gegeben, welcher bereits in des Königs Diensten stand. \*) Man ernannte einen Kommissar, zur Schleifung des Forts zu Craon. — Ich lasse eine Menge anderer unwichtiger Verfügungen weg, welchen dieß ähnlich sind.

Beym ersten müßigen Augenblick ermangelte der König nicht, die abgebrochne Unterredung mit mir wieder anzuknüpfen. Der Gegenstand derselben lag ihm so sehr am Herzen; daß er mir ein Handbriefchen nach dem andern schrieb, um mir einzuschärfen, ich sollte die Ausöhnung zwischen

---

\*) Bicoise, oder Bissouse war Finanzsekretair.

ihm und der Königin zu Stande zu bringen suchen, die er mir vorgeschlagen hätte. Ich sah wol, daß ich bey der Vollstreckung dieses Befehles einige Gefahr lief. Ein allzustarker und offenherziger Eifer bey zwey Personen von diesem Rang stellt öfters der Empfindlichkeit der einen, und bisweilen beyder Partheyen bloß. Ueberdas kannte ich mich genugsam, um zu wissen, daß dieser Auftrag sich gerade am wenigsten für mich schickte, weil diese kleinen Zwistigkeiten meiner Gemüthsart durchaus zuwider sind.

Ich entschloß mich also, alles mögliche zu thun, um den König zu vermögen, daß er aus eigener Wahl den einzigen vernünftigen Entschluß fassen möchte. Gründe, Ermahnungen, Beyspiele alles ward von mir gebraucht, um ihm zu beweisen, daß es nur von ihm abhänge, ein für allemal sein Herz zur Ruhe zu bringen: Er dürfe nur gegen jedermann den Ton eines Herrn annehmen; die Königin nöthigen, ihre üble Laune, ihre Vorwürfe, und besonders ihre öffentlichen Klagen, welche immer einen ärgerlichen Lärm verursachten, bey sich zu behalten; und endlich in Absicht auf diejenigen, welche das Gemüth dieser Prinzessin vergifteten, auch das geringste Wort ernstlich bestrafen, das dieselben wagen würden, ihr zu hinterbringen, oder gegen Se. Majestät zu sagen. Ich stellte dem König vor, es würde ihn, um seine Ruhe sicher zu stellen, weiter nichts, als die Anwendung des kleinsten Theils von jenem Muth, und von jener Geistesstärke kosten, wovon er bey Anlässen von weit



mehr Wichtigkeit so viele Proben gegeben hätte; seine Ehre leide unter einer Schwachheit, die an einem so grossen Prinzen beynahе unbegreiflich sey. Ich sagte ihm, jeder unumschränkte Herr könne, ohne ein Tyrann zu seyn, nur vermöge des Rechts, das ihm seine Würde gäbe, von seinen Unterthanen und Hofbedienten, sowol für seine Person, als in Absicht auf den Staat, den Gehorsam fordern, welcher nöthig wäre, um die Subordination und den Respekt bey jedermann zu erhalten, und er sey keineswegs tadelnswerth, wenn er diejenigen ernstlich strafe, welche sich in seine häuslichen Angelegenheiten mischen, und die Ruhe seiner Familie stören. Diesen Vorstellungen fügte ich Bitten bey: ich beschwor den König mit gefalteten Händen, und mit Thränen in den Augen, daß er sich seines Ansehns bedienen sollte. Der Zustand, in dem ich ihn sah, erregte mein ganzes Mitleid.

Es ist gewiß, daß dieser Prinz nur diesen Entschluß fassen konnte, und ich war nie im Stand, zu begreifen, warum ihm derselbe so sehr zu wider sey. Er erinnerte sich der Rätze, die ich ihm zu Blois gegeben, und da der Unterscheid zwischen denselben, und denen, die ich ihm dießmal zu befolgen anrieth, ihm eine Art von Vortheil über mich verschafften; so gab er mir mit einer Art von Selbstzufriedenheit zu verstehn, ich sey vielleicht eben so gut, als er, an allem dem Schuld, was vorgefallen sey. Allein dieser Unterscheid war, wenn man die Sache genau untersucht, nur anz

scheinend, und als ich den König abhielt, sich eines Mittels zu bedienen, das die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen konnte; (mehr kann ich nicht sagen, ohne die Verschwiegenheit zu brechen, die ich ihm damals gelobte) so war ich weit entfernt, Mittel zu verwerfen, die so leicht und so wenig gewaltsam waren, daß man nicht einmal einen blossen Hausvater tadeln würde, wenn er sich derselben zur Wiederherstellung der Ruhe in seinem Hauswesen bediente. Wirklich war Heinrich auch genöthigt, mir zu sagen, wenn ich ihn genau kannte, so würde ich sehn, daß es ihm unmöglich sey, nur die geringste Strenge gegen Personen, die er gewöhnt hätte, vertraulich mit ihm umzugehen, und besonders gegen ein Frauenzimmer zu gebrauchen.

Runmehr wußte ich ihm weiter nichts zu sagen, als er sollte seine Maitresse entfernen, und seine Gemahlin auf alle nur mögliche Weise zubefriedigen suchen. Auch hier wich er mir aus, indem er sagte, er sey bereit, wenn es seyn müßte, der Königin alle Ursache zum Mißtrauen zu benehmen; allein er sehe voraus, daß er sich sein ganzes übriges Leben Gewalt anthun würde, ohne sie zu bessern, weil sie, wenn sie den Eingebungen der Vernunft zu folgen glaubte, in der That nur den Antrieben ihrer Galle folgen würde. Um mir dieß zu beweisen, ließ sich Heinrich in eine lange Herrechnung der Fehler der Königin ein, worinn er gleichwol beynähe nur das wiederholte, was er mir bereits gesagt; sie finde ein Vergnügen darin,

ihm zuwider zu seyn, und ihn zu erzörnen. Er setzte noch hinzu, sie habe bey jeder Gelegenheit einen so starken Haß gegen seine natürlichen Kinder gezeigt, ungeachtet dieselben bereits geboren waren, ehe sie nach Frankreich kam, daß sie denselben sicherlich nie ablegen würde. Er hielt sich lange bey der Undankbarkeit auf, die sie immer sowol gegen seine gute Behandlung, als gegen seine Aufmerksamkeit gezeigt hätte, allen ihren etwannigen Geldbedürfnissen zuvorzukommen, ungeachtet er wol gewußt hätte, daß sie es nur an die Leonor, ihren Mann und einige andre wegwerfe, die ihr die schlimmsten Rätthe gäben. Er nahm mich zum Zeugen, daß noch keine Königin in Frankreich so viel Geschenke bekommen hätte, und in der That war ich immer der erste, der sie hierin begünstigte, und meiner Gemahlin befahl, darum zu bitten, welches ich einzig um des Friedens willen, der durch dieses Mittel oft erkaufet werden kann, und immer auf des Königs ausdrücklichen Befehl that. Unstreitig würde niemand, wenn man sah, wie der König gegen den Conchini und seine Frau aufgebracht war, die er für Creaturen von Spanien, und für Spionen des Herzogs von Florenz hielt, gerne an der Stelle dieser Italiener gewesen seyn; allein Heinrich begnügte sich, sich Vorwürfe zu machen, daß er dem Rathe nicht gefolgt hätte, den ich die Freyheit genohmen hatte, ihm zu geben, da die Königin nach Frankreich kam, er sollte diese ganze Italienische Brut nicht mit ihr über das Gebirg kommen lassen.



Diese lange Unterredung endigte sich genau, wie die letztere mit dem Befehl, daß ich durch die sanftesten Mittel suchen sollte, die Königin zu bewegen, sich gegen alle Wünsche des Königs gefällig zu bezeigen, und zwar ohne daß sie vermuthen könnte, daß ich dieses auf höhern Befehl thue. Heinrich bat mich aufs dringendste darum, und empfahl mir dieses Geschäfte mit den Worten, er zweifle nicht, es werde mir gelingen. Er erinnerte sich an eine andre Gelegenheit, bey welcher ich diese Prinzessin beredet hatte, an den König ihren Gemahl einen Brief zu schreiben, wozu sie keiner von denen, die es versuchten, hatte vermögen können.

## Achtzehntes Buch.

1604.

Gerade zu der Zeit, da alles dies vorgieng, bot mir der Zufall eine Gelegenheit an, die mir zur Ausführung des Auftrages sehr günstig zu seyn schien, den ich eben in Absicht auf die Königin bekommen hatte. Die gewöhnlichste Art, dieser Prinzessin Geschenke zu machen, war entweder, daß man ihr zu gefallen dergleichen Edikte bewilligte, die denen ähnlich waren, von welchen ich

oben geredet, oder daß man sie von Käufen und Pachtkontrakten, die sie zu Stande gebracht hatte, weil sie dieselben in ihren Schuz nahm, Trankgelder ziehn ließ; und diese Edikte oder Käufe mußten immer erst durch meine Hände gehn, ehe sie vollstreckt werden konnten, indem ich die Personen, welche Antheil dran hatten, entweder ernennen und prüfen, oder sie dazu bevollmächtigen mußte.

Man kam einst zu der Königin, und bot ihr achtzigtausend Livres an, wenn sie ein Edikt auswirken könnte, welches die Beamten bey der Salzsteuer in Languedok betraf. Sie schickte Argouges \*) an mich, um mir das Edikt zuüberbringen. und mir von dem Anerbieten Nachricht zu geben. Ich erwiederte ihm, der König würde ihr, ohne grossen Schaden für das allgemeine Wohl, die Gnade bewilligen können, um die sie bitte; allein ich glaube, sie habe ihre Zeit nicht sehr gut gewählt, um dieselbe zu erhalten, weil der König über einige von ihren letzten Schritten so mißvergnügt geschienen hätte, daß ich sehr befürchtete, er werde ihr diese Bitte nicht zugestehn, wenn sie wenigstens nicht anfangs, ihn zu besänftigen, wozu ich ihr meinen Rath und meine Dienste anzubieten die Freyheit nehme, wenn sie glaube, daß ihr dieselben bey diesem Vorfall nützlich seyn würden, wie sie es einige andre Male gewesen wären.

---

\*) Florent von Argouges, Schatzmeister beim Hofstaat der Königin. Sein Sohn ward erster Präsident im Parlament von Bretagne, und starb als Staatsrath, und Mitglied des königlichen Conseils.

Die Königin war es zufrieden, und versprach alles, weil eine so beträchtliche Summe sie reizte. Sie hoffte, es werde ihr, wie ehemals gelingen, wenn sie dem König einen sehr demüthigen Brief schriebe; sie that dies, und ließ mich zu sich kommen, um mir denselben zuzeigen, und war ganz bereitwillig, alles darin zu ändern, was ich allemfalls zu ändern nöthig fände.

Noch nie hatte ihr ein Schritt so viel gekostet. Sie hatte eine so starke Abneigung gegen die Marquisin von Verneuil, daß sie dieselbe kaum würdigte, ihren Namen auszusprechen. Allein wenn irgend etwas sie an dieselbe erinnerte; so drückten alle ihre Geberden, ihre Bewegungen, und selbst ihr Stillschweigen, dasjenige natürlich aus, was sie nicht sagen wollte. Da man sie nothwendig daran gewöhnen mußte, von ihrer Feindin reden zu hören; so führte ich sie ganz offenherzig auf dieses Capitel, und dies gab ihr Anlaas, ihr Herz zu erleichtern, indem sie die Marquisin mit einer Menge der ärgsten Schimpfnamen überhäufte. Sie sagte, sie würde sich niemals entschliessen können, eine Weibsperson mit guten Augen anzusehn, welche sich erkühnte, sich mit ihr zu vergleichen; welche ihre Kinder in dem gleichen Stolz und Mangel von Achtung gegen sie erzöge; welche den Staat in Verwirrung setzte, da sie den Empörern Muth mache, ohne daß der König, den seine Leidenschaft verblende, sich Mühe gäbe, ihr den Kopf zurecht zusetzen.

Anfänglich nahm ich an ihrem Verdruss Theil,



allein ich ließ sie doch, da ich denselben von ihrem Betragen gegen den König herleitete, ihren Fehler so gut fühlen, daß sie einen zweyten Brief an den König zu Papeir brachte, so wie ich ihr denselben diktirte. Sie schickte ihn dem König zu, welcher von Fontainebleau, wo er sie zurück gelassen hatte, wieder nach Paris gekommen war. Voll Freude über diesen Brief beantwortete er ihn sanft und höflich genug, daß er natürlicher Weise von der Königin eine Rückantwort in dem gleichen Ton erwarten durfte: Allein zum Unglück gaben gerade zu der Zeit, da man ihn der Königin einhändigte, ihre Kundschafter ihr Nachricht, daß der König nichts desto weniger nach seiner Gewohnheit zu der Marquisin gegangen sey; daß man daselbst über ihre Leichtgläubigkeit gespottet hätte, u. s. w. welches alles sie das wieder vergessen machte, was sie eben versprochen hatte. Sie sagte, der König betriege sie, und begnügte sich, statt zu schreiben, dem Ueberbringer des Briefs Sr. Majestät in einem troknen und verächtlichen Tone zu sagen, sie werde nicht schreiben, weil sie den König, nach seinem Bericht, morgen zu sehn erwarte. Den König verdroß dieses Verfahren, wie billig, und er konnte nicht dazu schweigen. Diejenigen, die es hörten, waren nicht die Leute, die eine Sache geheim halten konnten, wie ich, dem er in der ersten Hitze Nachricht davon gab. Man hinterbrachte beyden Theilen alles getreulich, und die Sache ward noch verwikelter, als vorher.

Nun mußte ich wieder ins Feld, um diesen neuen

Zwist zu stillen: Allein was konnte ich erwarten? Höchstens eine Zwischenzeit von Ruhe, welche nicht länger dauern würde, als alle andern, so lange der König nicht das einzig wirksame Mittel ergreifen würde. Ich schlug ihm dasselbe nochmals vor, da er mich einst durch la Varenne zu sich bescheiden ließ, um mit mir einigen Trost für seinen Verdruß aufzusuchen, welcher von Tag zu Tag drückender ward. Ich fand ihn in der Orangerie der Tuilerien, wo ein Regenguß ihn genöthigt hatte, einzutreten. Da er mir unaufhörlich die Frage wiederholte, was ich ihm zu thun rathe, und auf meine Weigerung es mir ausdrücklich zu sagen befohl; so erwiederte ich; „er sollte auf der „einen Seite vier oder fünf Personen über Meer „schicken, und auf der andern eben so viel über die Gebirge.“ Der König antwortete, die Hälfte dieses Rathes könne leicht vollzogen werden, indem ihn nichts hindern würde, mit Auführern nach der Strenge zu verfahren, welche selbst an seinem Hof Verschwörungen anspönnen: allein mit den Italienern habe es eine andre Bewandniß, weil er, neben dem, daß er von dieser rachsüchtigen Nation alles befürchten müßte, der Königin dadurch, daß er ihr ihre Günstlinge raube einen Streich versetzte, der sie unversöhnlich machen würde. Der König glaubte beym Nachdenken über meinen Vorschlag, einen Mittelweg gefunden zu haben, der aber sehr sonderbar war, nemlich daß man seine Gemahlin suchen sollte zu bereden, daß sie selbst ihre Einwilligung zu dem Rath gäbe,

den ich ihm ertheilt hatte. Er hielt sich dabey auf, gleich, als wenn die Sache möglich gewesen wäre; und er befahl mir noch überdas, aus allen Kräften daran zu arbeiten, daß dieses Wunder zu Stande käme, wobey er mir, im Fall die Sache geslingen sollte, versprach, er wolle in dem gleichen Augenblick allen seinen Liebeshändeln entsagen. Dies war der neue Auftrag, den ich von ihm bekam: er sagte hierauf, er wolle mich darüber nachdenken lassen, wie die Sache anzufangen wäre, und setzte seinen Spaziergang in dem Garten allein fort, indem der Regen während unsrer Unterredung aufgehört hatte.

Ich fieng bey der Königin nicht damit an, daß ich ihr gleich anfangs eine Einwilligung abforderte, die sie nicht geneigt war, zugeben. Ich glaubte, wenn man den günstigen Augenblick, dieses zu erhalten finden könnte; so würde dies nur vermittelst einer gänzlichen Ausöhnung zwischen beyden Majestäten geschehn. Ich arbeitete mit solchem Eifer hieran, daß ich sie endlich in das beste Verständniß mit einander setzte, in welchem sie je gewesen. Man kam überein, das geschehene zu vergessen, und in Zukunft allen Ohrenbläsern kein Gehör mehr zugeben. Diese Stille dauerte drey Wochen lang, und während dieser Zeit war der Hof voll Freude und Lustbarkeiten. Allein da neue Ränke von der Marquisin von Verneuil, vermittelst neuen Dazwischentragens, ihre gewöhnliche Wirkung bey der Königin hervorgebracht hatten; so würden alle diese guten Entschliessungen zum



zweyten Mal zu Wasser, und nun mußte ich wieder, als zu einem letzten Hilfsmittel, meine Zuflucht zu dem Auswege nehmen, den der König vorgeschlagen hatte.

Man kann leicht begreifen, mit was für einer Miene die Königin den Vorschlag anhörte, diejenigen Personen ihres Hofstaates mit einer Art von Schande weg zu schicken, die sie am meisten liebte. Ich hatte es erwartet, und mir nur von der hartsäckigen und öftern Wiederholung dieses Vorschlages etwas versprochen. Allein die Königin blieb immer unbeweglich, und Heinrich erfüllte, um alles zu gestehn, auf seiner Seite, das Versprechen, das er mir gegeben hatte, dieses Opfer durch die Aufgebung alles vertrauten Umganges mit jedem andern Frauenzimmer, als mit der Königin, zu erwiedern, so schlecht, daß sie hieraus die besten Gründe für ihre Weigerung, den Meinungen Gehör zu geben, hernahm.

Was ich vorgesehn hatte, begegnete. Die Königin, von denjenigen aufgehezt, die ich geradezu angriff, fieng an, mir selbst Handel zu machen. Sie beklagte sich, ich habe ihr nicht Wort gehalten, gleich als wenn es in meiner Gewalt gestanden hätte, ihren Gemahl von seiner Mätresse zu trennen. Allein ich unterließ nicht, ihr zu sagen, sie halte das ihrige noch weit schlechter, und sie sey wegen ihres frostigen, und dem Seinigen geradezu widersprechenden Charakters, den der König um so vieler Rückfälle willen als unverbesserlich ansehen mußte, selbst Schuld an dem Uebel,

das sie mir aufbürde. Ich beruffte mich auf die Frau von Guise, als auf ein Beyspiel, dem sie hätte nachfolgen sollen, um den Verstand und das Herz Sr. Majestät an ihre Person zu binden. Hierauf beklagte sie sich öffentlich, ich habe für ihre Briefe nicht die Achtung, die ich denselben schuldig wäre. Die Frau des Conchini gab mir Nachricht hiervon, welche unter denjenigen, denen die Königin alle Gewalt über sich einräumte, noch die vernünftigste war. Ich antworte auf diese Klage, es sey wahr, daß ich für Briefe, die von der Hand irgend eines von ihren Sekretairen geschrieben seyen, nicht immer Achtung hätte, weil sie entweder ohne ihr Vorwissen von Unverschämten, die ihren Namen mißbrauchten, diktiert, oder in der Absicht geschrieben wären, mir den Haß einer Weigerung bey ihr zuzuziehen; allein was diejenigen beträfe, welche von ihrer eignen Hand an mich geschrieben seyen, so fodre ich jedermann heraus, mich zu überweisen, daß ich dieselben nicht mit aller möglichen Ehrfurcht und Gefälligkeit beantwortet habe.

Und um nichts zuverheelen, muß ich hier sagen, daß ich es nöthig hatte, immer an meine Pflicht so lebhaft zu denken, als ich wirklich dachte, damit ich mich in Absicht auf die Königin nicht davon entfernte. Ihres Foderns war kein Ende. Nur die gewöhnlichen Ausgaben für ihren Hoffstaat kosteten dem König alle Jahre dreyhundert fünf und vierzig tausend Livres. So viele Geschenke, Trankgelder, und Edikte ihr auch immer bewilligt wurden

den

den, so waren sie doch für ihre übrigen Ausgaben nicht hinreichend. Sie versetzten einst aus Verdruß ihre Ringe und Edelsteine, oder vielmehr die Edelsteine der Königinnen in Frankreich, und man war genöthigt, die Summe zu ihrer Wiederauslösung aus dem königlichen Schatz zu nehmen. Das Edikt für die Befreyung gewisser Personen in jeder Pfarre ward zu ihrem Vorthheil ausgefertigt. Als einige Einnehmer in Rouerque und Quercy in der Bezahlung ihrer Gelder zurückgeblieben waren, so ließ sie sich dieselben zueignen. Sie wollte die Unkosten bey der Hochzeit des Italieners Santy, ihres Gärtners bestreiten, und foderte deswegen sechshundert Livres von mir, welches nur eine Kleinigkeit ist, aber gerade aus diesen Kleinigkeiten kann man vornehmlich von der Neigung der Fürsten zur Dekonomie urtheilen. Was konnte ich, da es gleich unmöglich war, ihr alles zubewilligen, und alles zu verweigern, anders thun, als wirklich alles das abschlagen, was eigentlich die Gerechtigkeit und das Wohl des Staates verletzte; und in Absicht auf dasjenige, was man durchaus zugestehn mußte, besonders bey jenen Edikten, verhindern, daß bey der Erhebung des Geldes niemand gedrückt würde? Was die persönlichen Streitigkeiten beyder Majestäten betrifft, so kann man sagen, der König sey unbegreiflich schwach, und die Königin so eigensinnig gewesen, daß man sie nicht entschuldigen kann.

Da ich sah, wie wenig weit ich seit der Zeit gekommen war, da ich mich mit allen diesen häus-



lichen Zänkereyen abgab; so begrif ich zuletzt, daß dieses Sachen wären, die man einzig die dabey interessierten Personen mit einander müsse ausmachen lassen. Ich zog also ganz sachte die Hand aus dem Spiel, und überließ dem Herrn von Silery, dessen sich der König ebenfalls bediente, von ganzem Herzen das freye Feld. Heinrich fand bisweilen, daß derselbe diese beyden Damen sanfter behandelte, als ich, und dieß glaub ich gerne. Ich kann weder schmeicheln, noch meine Gedanken verbergen, und diese Handthierung erfordert weiter nichts, als eine glatte Zunge und Verstellung; ohne diese beyden Stücke hat man nichts zu hoffen, und alles zubefürchten, und zwar gesdoppelt zubefürchten, wegen des Antheils, den die Gemahlin und die Maitresse hier hatten. Man hat dies eben in Absicht auf die erstere gesehn; und in Absicht auf die letztere kann ich es ebenfalls aus der vollständigsten Erfahrung sagen. Hätte ich nicht meine guten Maasregeln genohmen, so wäre ich, nur vor wenigen Tagen, in Gefahr gewesen, das Schlachtopfer des Liebhabers und der Maitresse zu werden, und zwar bey folgendem Anlaas.

Zu der Zeit, da die Zwistigkeiten sich von Tag zu Tag zwischen dem König und der Marquissin von Verneuil vermehrten, ward ich von ihm an diese Dame geschickt, um ihr die heftigsten Vorwürfe zu machen. Statt nachzugeben, und zugestehn, daß sie Unrecht hätte, fieng sie an in einem so hohen Tone zu reden, daß ich diesmal nicht alle

Hofnung aufgab, der Austritt würde sich durch einen offenbaren Bruch enden, welches ich von Herzen wünschte. Nicht nur weigerte sie sich, dem König die Genugthuung zu geben, die er foderte, sondern sie schien überdas noch so fest entschlossen, allen Umgang mit dem König abzubrechen, daß sie mich sogar mit den dringendsten Bitten ersuchte, ihn diesen Entschluß, als gleich wichtig für sie beyde, genehmigen zu machen, und von mir begehrte, daß ich, so bald ich nach Hause gekommen wäre, einen Brief an Sr. Majestät schreiben sollte, den wir mit einander aufsezten, und worin ich mich solcher Ausdrücke bediente, die stark genug waren, um mich glauben zu machen, daß es ihr Ernst sey. Allein da die Kenntniß, die ich von dem Charakter dieser Dame hatte, mich befürchten ließ, daß sie dasjenige, was ich dem König schreibe, nicht würde anerkennen, und mich in Verdacht bringen wollen, daß ich durch Ränke sie mit dem König über den Fuß zu spannen gesucht habe, welches er mir, so nachsichtsvoll er auch immer seyn möchte, nicht verziehen hätte, weil er in den An gelegenheiten seines Herzens sehr küglicht war; so nahm ich die Vorsicht, diesen Brief der Marquisin zu übersenden, ehe ich ihn Sr. Majestät einhändig ließe, und befahl dem Ueberbringer zugleich, ihr zu sagen, sie sollte denselben lesen und genau untersuchen, damit sie sähe, daß ich weiter nichts in diesen, sehr langen, Brief gesetzt, als was sie mir selbst diktirt hätte, und sie sollte mir melden, ob ich nicht gewissenhaft dem Ausdruck ihrer Wor-

te gefolget hätte. Ich schärfte dem Ueberbringer vorzüglich ein, er sollte mir keinen mündlichen Bericht bringen, sondern die Marquisin nöthigen, das, was sie zu ändern nöthig fände, und was sie mir sonst zu sagen hätte, niederschreiben.

Sie hatte bereits von der ersten Strenge ihres Entschlusses viel nachgelassen. Mein Bedienter bemerkte es daraus, daß sie über die Ausdrücke zankte, und ihm sagte, sie sey gar nicht damit zufrieden, ungeachtet sie der gänzlichen Zurückhaltung des Briefes nicht gedachte. Da er sah, daß sie ihn nach dieser unbestimmten Erklärung, ohne irgend eine bestimmtere Antwort wegschicken wollte, und sich an meine Befehle erinnerte, so sagte er ihr, er habe ein schlechtes Gedächtniß, und bat sie, sie sollte dasjenige, was sie ihm eben gesagt hätte, zu Papeir bringen, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, ausgescholten zu werden, weil er ihre Worte entweder vergessen, oder verkehrt überbracht hätte. Sie begrif das vollkommen, was man ihr nicht sagen wollte; allein sie hatte sich zu weit eingelassen, als daß sie hätte zurückgehn können. Sie ergrif also die Feder, und schrieb mir; sie sey mit dem Brief zufrieden, einen einzigen Ausdruck ausgenommen, welcher, wie sie sagte, im Stand wäre, den König aufzubringen. Ich hatte dem König nemlich geschrieben, sie bitte ihn, daß er ihr noch zuweilen die Ehre erwiese, sie zu besuchen, aber ohne einen genauen Umgang: diesen letztern Ausdruck milderte sie durch den Zusatz; ohne ei-



nen genauen Umgang, der ihm Schaden könnte, welches eben nicht sehr verschieden war.

Ich verschloß den Brief der Marquisin sorgfältig, und schickte den Meinigen dem König mit einiger Hofnung, daß er, wenn nicht aus vernünftigen Gründen, doch aus Stolz die Hand zu dem Entschluß bieten würde, den seine Maitresse faßte, und daß er's endlich müde seyn würde, von einem Weibe sich meistern zu lassen. Er las meinen Brief wirklich zweymal, mit dem ganzen Unwillen und Verdruß, den ihm derselbe verursachen mußte. „Nun, gut! sagte er, sie will es, und ich wünsche es noch weit stärker: sie wird in ihrem eignen Neze gefangen werden.“ Der König sagte dies zu sich selbst, zwischen den Zähnen, und nur halblaut: allein mein Bote verstand es gleichwol. Heinrich foderte Papeir und einen Schreibzeug und schickte mir durch den gleichen Mann ein Briefchen, in welchem er mir versprach, daß die Marquisin von Verneuil kommenden Montag ein eigenhändiges Schreiben von ihm bekommen sollte, welches zeigen würde, daß er noch Herr über seine Leidenschaft sey.

Dieser Brief ist vom 16 April datirt: allein der vom Montag blieb zurück; noch mehr, da der König selbst nach Paris gekommen war, so eilte er sogleich zu seiner Maitresse, indem er sich zum wenigsten schmeichelte, er würde sie ganz beschämen, und ihr tausend Bezeugungen von Reue abnöthigen. Nichtsweniger: er selbst spielte diese Rolle. Er wollte nichts von allen seinen Agenten wissen:

er gab sich selbst schuldig: mit einem Wort, er überließ sich der Gnade einer Person, die er eben mit der größten Verachtung behandelt hatte. Ist war es mein Glück, daß ich einen Brief von der Marquisin von Verneuil in Händen hatte, welcher ihrem Zorne gegen mich Schranken setzte. Sie glaubte inzwischen doch, dieser Brief könne sie wenigstens nicht an einem Versuche hindern, mich für einen Spitzbuben und Verläumder halten zu machen, und ich wollte nicht Bürge dafür seyn, daß Heinrich ihr in diesem Augenblick nicht glaubte. Ihr Brief, den ich ihm im Arsenal vorwies, benahm ihm zwar den Irrthum, allein er öffnete ihm die Augen über seine treulose Maitresse nicht. Er verließ mich mit den Worten, er wolle zu ihr gehn, und ihr derbe den Kopf waschen. Ich glaubte es aber nicht, und konnte ich dieß, nach dem, was vorgegangen war, wol thun?

Nach der Wiederausöhnung zwischen dem König und seiner Gemahlin, welche, wie man gesehen hat, für einen Augenblick auf Unkosten der Marquisin von Verneuil gemacht wurde, suchte die letztere, die ihre Ungnade dießmal für unausweichlich hielt, den Frieden zu stören, und dieß gelang ihr nur allzugut. Es ist zum Erstaunen, wie viele Triebfedern sie in Bewegung zu setzen wußte, um die Liebe des Königs von neuem anzufachen, seine Eifersucht zu erregen, ihn wieder an sich zu ziehn, und sogar um sich furchtbar zu machen. Sie bediente sich religiöser und weltlicher Hilfsmittel; ward andächtig; mischte sich ganz offenbar unter

die Parthey der unruhigen; suchte alle unberatheten Frauenzimmer auf, denen Heinrich etwa die Aufwart gemacht hatte; ließ sie vorgeben, sie haben Eheversprechungen von ihm erhalten, wie sie selbst; mißbrauchte die ihrige so sehr, daß sie behauptete, sie habe dadurch ein eingebildetes Recht erhalten, die Vermählung mit der Königin aufheben zu lassen; und sie fand sogar, so unglaublich dieß scheinen mag, Geistliche, die sie in diesen Tollheiten bestärkten, und sich erkühnten, die öffentlichen Aufgebote zu der Vermählung zu thun, zu deren Vollstreckung sie den König, wie sie sich rühmte, nöthigen würde. Zu gleicher Zeit streute man eine ungeheure Menge von Briefen, und andere Schriften in die Welt hinaus, worin man den lächerlichen Ansprüchen dieser Frau Gründe lieh. \*) Heinrich hätte viel drum gegeben, wenn er die Urheber derselben hätte entdecken können. Er bediente sich, um dieses zu bewerkstelligen, bey nahe seines ganzen Hofes, und ich bekam so gut, als die andern meinen Antheil daran.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Vorfälle, die mit dieser Sache in Verbindung stan-

---

\*) Die Klage, die der Cardinal von Ossat bey dieser Gelegenheit über den Spanischen und Savoyischen Hof, und besonders über einen Capuziner, namens P. Hilarius von Grenoble führt, welcher für die Anhänger der Marquisin von Berneuil zu Rom arbeitete, findet man in seinen Briefen vom 22 Februar, 15 Oktober 1601. und vom 1. April 1602. Die Unverschämtheit der Libellen ist wol niemals weiter getrieben worden, als in jenen Zeiten.



den, anführen wollte. So unbedeutend dieselben auch immer sind, so zogen sie dennoch einigen von denen, die sich darein gemischt hatten, sehr ernsthafte Handel zu. Allein ich werde allgemach selbst müde, einen solchen Gegenstand zu behandeln, und nachtheilig von einem Prinzen zu reden, welcher mir sonst so vielen Anlaß gegeben hat, die heldenmüthige Standhaftigkeit seines Herzens zu loben. Dieser ganze Lärm, welcher keine andre Ursache, als eine bloße Zänkerey zweyer Verliebter hatte, endigte sich wie gewöhnlich, mit einer Verdopplung der Liebe Heinrichs gegen seine unwürdige Maitresse, welche das Mißverständnis zwischen ihm und der Königin auf's Höchste trieb. \*) Es war so bestimmt, daß er, durch einen sehr seltsamen Widerspruch, seine Vergnügungen und seine Freude immer auf Unkosten seiner Ruhe und seiner Gesundheit suchen sollte. Ich bekümmerte mich in der Folge nur dieser zween Gründe wegen darum. Konnte ich ohne den lebhaftesten Schmerz die Gesundheit eines Prinzen augenscheinlich abnehmen sehn, dessen Leben mir theuer war? Er hatte

---

\*) „Der Herzog von Süilly hat mir einige Male erzählt, sagt der Autor der *histoire de la mere & du fils*, er habe sie nie acht Tage lang einig gesehen. Er sagte mir ebenfalls, der Zorn habe einst die Königin so übernommen, da sie nahe bey dem König stand, daß sie den Arm aufhobte, so daß er befürchtete, sie möchte weiter gehn, und ihr denselben mit weniger Höflichkeit niederdrückte, als er selbst wollte, und zwar so heftig, daß sie hinterher sagte, er habe sie geschlagen u. s. w. „Tom. I. C. 8.

in dem Lauf dieses Jahres keine tödliche Krankheit, allein nie gab er seinen Aerzten, la Riviere und du Laurens so viel zu schaffen. Er mußte öfters zu Ader lassen, zur Diät, und zu stärkenden Brühen seine Zuflucht nehmen, um den schlimmen Folgen eines schwarzen und verbrannten Geblütes abzuhelfen, das man ihm bey verschiedenen Unpäßlichkeiten, die er hatte, abzog. Der Zorn, der Verdruß, und die Ungeduld brachten sein Geblüt in solche Wallung, daß sich einst, bey einem heftigen Unwillen über das Betragen der Marquisin von Verneuil, gerade da er sich zu Tisch setzen wollte, um zu Mittag zu speisen, die Ader wieder öffnete, die er sich gestern hatte schlagen lassen. Er reiste mit der Königin nach Monceaux, um die Wasser von Pougues und Spaa bequem gebrauchen zu können.

Um diese häuslichen Zänkeren vollständig zu machen, hätte nun weiter nichts gefehlt, als daß sich die Königin Margaretha auch noch drein mischte. Dieß war das einzige Unglück, das dem König nicht widerfuhr. Man kann im Gegentheil die Sanftmuth dieser Prinzessin, ihre Unterwürfigkeit, und besonders ihr uneigennütziges Betragen in einer Lage, wo es ihr eben nicht an Gründen gefehlt hätte, sich, was sie auch nur gewollt hätte, bewilligen zu lassen, nicht genug erheben. Sie foderte selten, und immer nur unbeträchtliche und billige Sachen; die Erfüllung der ihr gemachten Versprechungen, und einige Befreyungen für ihren Flecken uson. Ihre angelegenste Bitte

betrif den Nachlaß der Königin Catharina, ihrer Mutter. Diese Prinzessin schenkte, laut ihres Vermählungstractats mit Heinrich II. alle ihre eigenthümlichen Güter, nach Absterben der Söhne ihrer Töchtern, vor den natürlichen Söhnen ihres Gemahls aus. Diese Verordnung war nach der strengsten Gerechtigkeit. Inzwischen wollte Carl von Valois, Graf von Auvergne, die Königin Margaretha derselben berauben, \*) und zum Unglück mangelte ihr das Hauptdokument, wodurch sie ihre Rechte darthun konnte. Heinrich bediente sich seines Ansehns, um ihr dasselbe zu verschaffen und ihr die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die man ihr schuldig war.

Margaretha behielt dieses gerade und uneigennützig Betragen bis an ihr Ende bey. Man konnte niemals bemerken, daß sie einst so nahe mit dem König verbunden war. Ich würde sie noch mehr

---

\*) Vermög einer Schenkung, die Heinrich III. ihm von ihren Gütern gemacht hatte. Das Parlament bestätigte im Jahr 1606. das Testament der Catharina von Medizis, und sprach diese Güter der Margaretha von Valois zu. Brantome rechnet im 7 Theil seiner Memoiren S. 83. diese Güter her: sie bestanden aus den Graffschaften Auvergne, Lauragais, Leverous, Douzenac, Chaussac, Correge, Hondocourt u. s. w. deren Ertrag sich nach seiner Angabe auf hundert und zwanzigtausend Livres belauft: ohne die Mitgift dieser Prinzessin, welche mehr, als zweymalshunderttausend Thaler oder Dukati betrug „welches  
 „heut zu Tag, sagt er, mehr als viermalshunderttausend  
 „Thaler wären, nebst einer grossen Menge von Meubeln,  
 „Kostbarkeiten, prächtigen Kleinodien und Edelsteinen,  
 u. s. w. „



Toben, wenn ich nicht befürchtete, der Partheylichkeit gegen sie beschuldigt zu werden. Man weiß, welchen Antheil die Güte dieser Prinzessin sie immer an meinen Umständen und an meinem Glücke zunehmen bewog. Die Briefe, die sie mir schrieb, sind Briefe an einen wahren und geprüften Freund.

„ Sie sind immer, sagte sie in einem derselben,  
„ meine Zuflucht, und nächst Gott, die Stütze,  
„ worauf ich mich am meisten verlasse.

Wir wollen zu einer andern Quelle von Unruhe übergehn, die eine aufrührische Faktion dem König in diesem Jahr verursachte. Die Frau von Berneuil spielte hier abermals eine Rolle. Ich brauche eben nicht immer die Namen der Herzoge von Bouillon, la Trimouille und Rohan, des Grafen von Auvergne, des von Entragues und seiner Frau, des du Plexis u. a. zu wiederholten; man sieht leicht, daß ich diese Herrn meine. Der gleiche Geist, der sie in den Meutereyen geleitet, die sie bey der Synode zu Gap unter der Protestantischen Parthey erregt hatten, regierte auch hier alle ihre Unternehmungen, und bewegte sie, alles nur ersinnliche zuthun, um entweder die Unterthanen des Königs zu einer Empörung zu verleiten, oder ihm neue Feinde von aussen zu erwecken. Man kann es beynah nicht glauben, wie viele diesem Prinzen nachtheilige Gerüchte die Verläumder und die Lasterzungen verbreiteten und bestätigten, und wie viele Verschwörungen gegen die gegenwärtige Regierung unter dem Ansehn dieser Anführer angezettelt wurden.

Da der König mir einst durch d'Escüre eine Nachricht nach Paris überschickte, die er gerade zu St. Germain en Laye bekommen hatte; so meldete er mir, daß ich, so schlecht ich jetzt schon von dieser ganzen Faction denke, dennoch Mühe haben würde, das zu glauben, was er mir hier schreiben werde. Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, daß die Protestanten sich auf eine solche Art in Frankreich betrogen, daß man sie nicht beklagen konnte, wenn sie einst ein wenig hart gestraft würden. Sie rühmten sich beynahе überlaut, sie wollten Se. Majestät nöthigen, nicht nur den Herzog von Bouillon wieder in sein Reich aufzunehmen, sondern auch ihm Ehrenstellen und Bedienungen zu ertheilen, die eines Hauptes ihrer Religionsparthey würdig wären. Der Mesfis, der die Seele dieses Körpers war, flößte ihnen nur diesen Gedanken ein. La Trimouille hatte seine Kreaturen aufgemuntert, alles zu unternehmen, indem er sie beredete, man werde nächstens in Frankreich die erstaunlichste Revolution vorgehn sehn; da inzwischen der Herzog von Rohan die Mühe übernommen hatte, dieses Gerüchte in den fremden Ländern, besonders in England durch einen Vertrauten, namens Durand, zu verbreiten, welcher alles mögliche mit der größten Sorgfalt aufsuchte, um Se. brittische Majestät von Heinrichs Parthey abzuziehn. Dieser Mann, der sich zu London Herr von Haute Fontaine nannte, diente seinem Herrn so treu, daß der König mit jedermann überzeugt blieb, er habe weit mehr gethan, als

man ihm befohlen hatte; denn es ward erwiesen, er habe sich wegen der Niederlassung seines Herrn in England, wo er naturalisirt werden sollte, in Unterhandlungen eingelassen. Wenn dieser Einfall nicht dem Dürand allein zugehört, so kann er von niemand anderm herrühren, als von der Mutter des Herzogs von Rohan. Es ist ferner gewiß, daß derselbe dem König von England durch diesen Dürand ein kostbares Pferd überreichen ließ, welches ihm, bey den gegenwärtigen Umständen, ohne Vorwissen Sr. Majestät keineswegs erlaubt war.

Unter allen denjenigen, deren Aufrührung aufgeklärt zu werden verdiente, stand der Graf von Auvergne oben an, dessen Verbindungen mit Spanien nun beynahе niemandem mehr unbekannt waren. Er war damals in Auvergne, wo er weder in Absicht auf die gemeinschaftlichen, noch auf seine eignen Angelegenheiten etwas versäumte. Er bediente sich zur Erreichung seiner Absichten des Eheversprechens, das der König der Marquisin von Berneuil, seiner Schwester, gegeben hatte, \*) und

---

\*) Die Geschichtschreiber melden nichts ausdrückliches über den Inhalt des Traktats, den der Graf von Auvergne mit Spanien schloß. Allein Amelot de la Housaye ergänzt diesen Artikel: und er verdient um so viel mehr Glauben, da, nach seinem Bericht, der Graf von Auvergne und die Marquisin von Berneuil das Original dieses Traktats seinem mütterlichen Neltervater, namens Anton Eugent Chevillard, Generalschatzmeister der französischen Gendarmerie, als ihren Anverwandten und vertrauten Freunde übergaben. Er sagt uns ferner; da Chevillard in das Unglück des Grafen von Auvergne verwickelt, und in die Ha-



da er ein Märchen, das ihn selbst betraf, damit verband, welches noch lächerlicher war, als jenes Versprechen, aber gleichwol in Spanien Leute gefunden hatte, die so gutherzig waren, es zu glauben, und beyde mit der größten Ernsthaftigkeit zu behandeln; so erwarb er sich dadurch daselbst

stille gesetzt worden sey; so habe er dieses Original des Traktates daselbst in den Schößen seines Wammes so gut versteckt, daß kein Mensch etwas davon wußte, und da er gesehen, daß man ihn als einen Staatsverbrecher behandle; so habe er den Knif erfunden, den Traktat, und die demselben beygefügte Ratifikation des spanischen Hofes nach und nach in der Suppe und mit dem Fleisch aufzuessen. Der König von Spanien versprach dem Grafen von Auvergne darin, er wollte ihm mit Truppen und Gelde beystehn, um seinen Neffen, Heinrich von Bourbon, auf den Thron zu setzen. Dieß war der Sohn, den Heinrich IV. mit der Marquisin von Berneuil erzeuget hatte; er wird in dieser Schrift, Dauphin von Frankreich, und rechtmäßiger Kronerbe genannt. Artikel Entragues: Balsac: Touchet. Anelot de la Housaye versichert überdas in den Anmerkungen über die Briefe des Cardinals von Ossat, diese Verschwörung sey von zween Kapuzinern, nämens P. Hilar von Grenoble, und P. Archangelus, dem einen zu Paris, und dem andern zu Rom geführt worden.

Gälly scheint noch irgend etwas mehreres anzunehmen, daß das persönliche Interesse des Grafen von Auvergne betroffen hätte. Sollte der Graf etwa eine Schrift, oder ein Testament von Karl IX. seinem Vater untergeschoben haben, vermöge welcher er selbst auf die Krone Anspruch gemacht hätte? S. auch hierüber die Mem. de la vie du Président de Thou und besonders seine Geschichte 1605. Mem. recond. di Vit. Siri. vol. 1, S. 297.

ein sehr grosses Zutrauen. Wir werden in kurzem sehn, wozu ihn dasselbe verleitete.

Die Mittel, die der König gegen alle diese Ränke gebrauchte, bestanden darin, daß er mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit über die innern und auswärtigen Angelegenheiten des Reiches wachte, und daß er die Oberaufseherstellen über die Provinzen und andre öffentliche Aemter nur solchen Personen ertheilte, welche wegen ihrer Verdienste, ihrer Rechtschaffenheit und zugleich wegen ihrer Treue gegen ihn bekannt waren. Ein Beispiel von dieser Art sah man an Boucault, der aus einem blossen Advokaten zum Präsidenten der Steuerkammer zu Montpellier gemacht ward, — weil er Sr. Majestät in Languedoc nützliche Dienste geleistet hatte. Heinrich befahl mir überdas, den Kanzler, Villeroi und Sillery zusammen zu berufen, welche, nebst mir, eine Art von Conseil ausmachten, das sich besonders mit dieser Sache beschäftigen sollte. Ich unterhielt auf des Königs Befehl ebenfalls einen täglichen Briefwechsel mit den vornehmsten Protestanten, welcher aber, was auch der König sagen mochte, ihm, wie ich geru gestehe, nicht grossen Vortheil verschafte. Besonders aber versprach er sich, und dieß mit Recht, viel von der Reise, die er sich dieses Jahr gegen Provence und Languedoc zu machen vornahm, während welcher ich meinerseits nach Poitou gehn und die östliche Seeküste von Frankreich besichtigen sollte.

Dieses Vorhaben gefiel mir überans wohl, als mir Heinrich dasselbe entdeckte, und wir beschäftig-

ten uns lange mit allen Zurüstungen zu dieser doppelten Reise. Die Besitznehmung der Gouverneurstelle von Poitou, die ich unmöglich länger aufschieben konnte, mußte mir zu einem Vorwand für die meinige dienen. Für die Seinige hatte der König dieß nicht nöthig; er durfte es vielmehr öffentlich zeigen, daß er von der Gelegenheit, welche seine Gegenwart in den südlichen Provinzen seines Reiches nothwendig machte, wol unterrichtet sey, und sich davon öffentlich allen den Erfolg versprechen, den dieselbe haben würde. Ich hatte den Auftrag, entweder auf der Durchreise, oder wenn ich irgend einer Ursache wegen von meinem Weg auslenken mußte, Orleans, Touraine, Anjou, Poitou, Saintonge, Angoumois und Guyenne zu besuchen: und Se. Majestät wurden ebenfalls einen Umweg durch Berry, Bourbonnais, Lyonnais und Dauphine nehmen, \*) so daß wir beyde beynahе ganz Frankreich sehn würden. Wir bestimmten die Zeit unsrer Abreise, unsers Aufenthalts, und selbst den Ort, wo wir uns wieder treffen sollten, welches Toulouse war. Ich hielt die Reise des Königs für etwas so gewisses, daß ich nur drauf dachte, von Fontainebleau, wo alles dieß verabredet worden war, geschwinde nach Paris

---

\*) Siehe das Original eines Briefes von Heinrich IV. an den Herrn von Rosny, betreffend diese Reise nach Poitou, vom 20 Julius 1604. Es ist, wie bey den meisten derselben, auf dem Umschlag von der Hand dieses Ministers eine Glosse bengeschrieben, und er befindet sich in dem Cabinet des Herzogs von Sully.



ris zu gehn, um die Regierungsgeschäfte in Ordnung zu bringen, damit unsre Abreise, welche spätestens im Junius vorgehn sollte, durch nichts verzögert würde. Die Privatpersonen, welche vor dem königlichen Staatsrath Prozesse hängen hatten, drangen aus allen Kräften auf die Beendigung derselben, sobald das Vorhaben Sr. Majestät ruchtbar geworden war, und die Mitglieder desselben waren über dieses Dringen der Partheyen froh, weil sie grossentheils den König auf dieser Reise begleiten sollten, und eben nicht Lust hatten, die Entscheidung der Prozesse, die sie zu untersuchen angefangen hatten, dem neuen Conseil zu überlassen, welches der König für die Zeit seiner Abwesenheit ernennen würde.

Dieses so gut eingerichtete Vorhaben ward gleichwol, was die Reise Heinrichs betrifft, nicht ausgeführt. Die Bekanntmachung desselben vor dem ganzen Hof, setzte gleich anfangs jedermann in Unruhe, und verursachte, wie gewöhnlich, grosse Bewegungen. Es war beynabe niemand, welcher diese Erklärung des Königs nicht ungerne hörte, und ihn nicht durch alle nur möglichen Mittel von dieser Reise abzubringen trachtete; die einen, als z. B. die Minister und die übrigen vornehmsten Kronbedienten, welche ihres Amtes wegen immer um den König seyn mußten, um den Aufwand einer kostbaren Reise zuersparen; und die zärtlichen Hofjunkern, um die Ermüdung, und die übrigen Unbequemlichkeiten, welche mit dergleichen Ortsveränderungen gewöhnlich verbunden sind, auszuweichen,

so daß man dem König, als er die Sache dem Staatsrath, den er ausdrücklich deswegen nach Fontainebleau kommen ließ, und den übrigen vornehmsten seines Hofes, die er zusammen beruſte, förmlich eröfnete, nur Schwierigkeiten entgegenſetzte, ohne die eigentliche Urſache zu berühren.

Man führte den ungewiſſen Ausgang der Belagerungen von Oſtende und Eclufe an: die Furcht vor einer Verbindung zwischen England und Spanien: den Handlungstraktat zwischen Frankreich und der letztern Krone: die Sache des Grafen von Auvergne und der Marquiſin von Verneuil: den neulich wegen des Beltlins zwischen den Graubündnern und dem Grafen von Fuentes entſtandnen Streit, worein ſich Frankreich, der Venetianer und Schweizer wegen, nicht enthalten konnte, ſich zu miſchen — alles Geſchäfte, von welchen ich bereits geredet habe, oder bald reden werde: kurz man entdeckte bey dieſer Reiſe ſo groſſe Unbequemlichkeiten, und wußte dieſelben ſo gut zuvergrößern, daß der König ſich bereden ließ, ſein Vorhaben aufzugeben.

Auch in Abſicht auf meine Reiſe, fand man ſogar Mittel, ihn auf eine andre Meinung zu bringen. Gewiſſe Sachen, welche vor dem Staatsrath ſchwebten, fiengen mit einmal an, ihm ſo wichtig zu ſcheinen, daß er mir, um dieſelben nicht gar zu lange aus dem Geſicht zu verlieren, befahl, ich ſollte mich in dem, was ich thun könnte, für dieſmal einſchränken, Poitou nicht verlaſſen, und die Beſichtigung der Küſten auf eine andre Zeit

verschieben. Ich muß freylich gestehn, daß die Gründe, welche man bey dieser Gelegenheit anführte, um dem König sein Vorhaben auszureden, zum Theil sehr wichtig waren: allein ich glaube dennoch, den vornehmsten und wahren Grund davon angezeigt zu haben, und ich bleibe noch immer bey meiner ersten Meinung in Absicht auf den Nutzen, den diese Reise für den Staat hätte haben können.

Ein Mann, der bey der Nachricht von dieser Reise Sr. Majestät in nicht geringe Verlegenheit kommen mußte, und dessen Namen man vielleicht hier nicht zusehn vermuthet, war Lesdiguières; um so viel mehr, da man mit dieser Nachricht öffentlich eine andre verband, nemlich der Graf von Soissons werde mit der Gouverneurstelle über die Sicherheitsplätze der Reformierten, die man Lesdiguières gegeben hatte bekleidet werden. Er konnte sogar befürchten, dieser nicht sehr friedfertige Schritt Sr. Majestät sey auf ihn persönlich gemünzet. Man hatte neulich von seinem Verstandniß mit dem Herzog von Bouillon Nachricht erhalten und Morges, der dieses aus Dauphine einberichtet hatte, belegte die Anklage, als er nach Paris kam, mit Beweisen, welche diese Thatfache um so viel unlängbarer machten, da sie noch durch einen andern Zeugen, namens du Bourg, bestätigt wurden.

Ich verreißte im Junius, und nahm den kürzesten Weg nach Poitou, im Begleit von verschiedenen der Vornehmsten aus dieser Provinz, welche



sich, auf das Gerücht von meiner Reise, zu mir verfügt hatten. Einige derselben hatten dabey weiter nichts zur Absicht, als mir alle die Ehre zuweisen, die man einem Gouverneur schuldig zu seyn glaubt: aber einige andre, unter welche ich, ohne Bedenken, Richelieu und Pontcourlai \*) zähle, thaten es nur, um meine Absichten desto leichter entweder von mir selbst, oder durch Nachfrage bey meinen Bedienten nach allem, was man um mich her sagen und thun würde, auszuspähen, um nach der Hand die Häupter der protestantischen Parthey davon zu unterrichten, und sich allem zuwidersetzen, was ich, nach ihrer Voraussetzung, gegen sie zu Gunsten der Catholiken unternehmen sollte; und endlich um die geringsten Fehler der Unachtsamkeit, wenn mir welche entwischen sollten, zubenußen, und mich, wo möglich, bey dem König zum wirklichen Verbrecher, oder zu einem verdächtigen Manne zu machen. Wenn meinen Feinden einige von ihren schlimmen Absichten gelangen, so geschah dieß doch wenigstens nicht in Absicht auf diese letzten Punkte. Der Briefwechsel, den Se. Majestät mir die Ehre erwies, mit mir zu unterhalten, so bald ich mich von Ihrer Person entfernte, ward, wie gewöhnlich, fortgesetzt, und ich bekam dadurch nur noch desto mehr Anlaas, des Königs Vertrauter zu seyn, und zu sehn, wie sehr er sich für meine Person interessirte, da er mich mit vieler Güte daran

---

\*) Franz du Plexis, von Richelieu, Vater des Cardinals von Richelieu. Franz von Wignerod, von Pont — Courlay.

erinnerte, daß ich in einem Lande sey, wo man mir, wie man sich auch verstellen möchte, sehr auffällig wäre, und daß ich keinen Augenblick aufhören müsse, auf meiner Hut zu seyn.

Des Königs, und meine Feinde suchten zwar den Vorsprung zu gewinnen, um alle meine Arbeiten zu vereiteln, und den Pöbel gegen mich aufzubringen. Sie glaubten, zur Erreichung ihrer Absichten würde dieß das beste Mittel seyn, wenn sie das Gerüchte verbreiteten, ich gehe nur deswegen nach Poitou, um die Eigenthümer der Salzteiche zu nöthigen, \*) dieselben von der Hand zu schlagen, und sie dann sämtlich für den König anzukaufen. Nirgends entdeckte ich mehr Bosheit gegen mich, als gerade bey denen, welche am wenigsten hätten haben sollen, ich meine, bey den Reformierten, meinen Glaubensgenossen: ich rede immer nur von den vornehmsten, ungeachtet sie sich zwangen, mir im Aeusserlichen alle mögliche Ehre zu erweisen. Wann sie sich weigerten, mir von ihren geheimen Berathschlagungen Nachricht zu geben, so geschah dieß immer unter so scheinbarem Vorwande, daß ich mein Mißvergnügen darüber nicht konnte blicken lassen. Sie fürchteten Parabere, der sich näher mit mir verbunden hatte, mehr, als die andern, ungeachtet sie seinen groß-

---

\*) Peresire zweifelt nicht, Heinrich IV. habe wirklich diese Absicht gehabt, und lobt sie sehr, als das einzige Mittel, das Volk von der Salzsteuer zu befreien, welche dieser Prinz, wie er versichert, sehr ernstlich abzuschaffen gedachte, so wie auch die Gütersteuer. Seite 369.

sen Eifer für seine Religion kannten, weil er von Natur redlich war, und keine Absichten hegte. Sie trugen deswegen d'Aubigne und Constant auf, ihn nie aus den Augen zu verlieren, so lange er sich bey mir befände.

Allein alle diese bößhaften Anordnungen gegen mich giengen nicht über diesen kleinen Zirkel von Personen hinaus, oder wurden mit vieler Sorgfalt verborgen. Man nahm mich aller Orten, wo ich einige Zeit blieb, mit allen Zeichen der höchsten Achtung auf, und da, wo ich nur durchgieng, kam man mir entgegen, gab mir ein glänzendes Begleite, bewillkommte mich mit Reden. Selbst die Geistlichen bezeigten den größten Eifer, und nie hörte ich ein zweydeutiges Wort in Absicht auf meine Religion. Die Einwohner von Poitiers, welche sonst im Rufe stehn, daß sie grob und ungesellig seyen, brachten mir durch ihr achtungsvolles und höfliches Bezeigen, eine ganz andre Meinung von ihren Sitten bey.

Noch mehr mußte ich mich über das Betragen der Einwohner von Rochelle wundern. Diese stolze Stadt, welche sich gewöhnlich rühmt, keinen andern Gouverneur zu haben, als den König selbst, und unter demselben, jenen wichtigen Maire, welcher immer nothwendig aus drey Personen, die sie Sr. Majestät vorschlägt, erwählt werden muß, konnte gegen mich diese schönen Vorrechte gelten machen, und zwar mit desto mehr Grund, weil sie in der That nicht in meinem Gouvernement begriffen war. Dessen ungeachtet war mein Empfang



dasselbst so, wie ihn die Stadt einem Gouverneur hätte können wiederfahren lassen, den sie selbst gewählet hätte. Ich zog mit einem Gefolge von zwölfhundert Pferden ein. Mit einer solchen Besetzung fürchtet man die Anschläge eben nicht, gegen die mich Se. Majestät gewarnet hatten. Die Bürger von Rochelle öfneten diesem ganzen Begleit, ohne Unterschied der Personen, oder der Religion, die Thore; sie beherbergten es ohne Ausnahme und beynähe ganz in Bürgerhäusern. Bey einer öffentlichen Mahlzeit, die sie wegen meiner Anwesenheit gaben, und wozu ich feyerlich eingeladen wurde, sagten sie, indem sie des Königs Gesundheit tranken, wenn er ihnen selbst die Ehre erwiesen hätte, sich vor ihren Thoren zu zeigen, so würden sie, gesetzt auch, er hätte dreyßigtausend Mann bey sich gehabt, ihm dieselben geöffnet haben, und wenn die Thore nicht weit genug gewesen wären, so hätten sie dreyhundert Toisen von ihren Mauern niedergerissen. Ich sah nichts, als Achtungsbezeugungen, und hörte nichts, als Lobsprüche auf den König. Sie versicherten mich ebenfalls, wenn ich drey oder viermal mehr Leute bey mir gehabt hätte, so würden sie sich nicht anders betragen haben.

Bey der Mahlzeit, von welcher ich eben geredet, waren siebenzehn Tische, der kleinste für sechszehn Personen gedeckt, und den folgenden Tag gab man mir eine Collation, die eben so prächtig war, als die gestrige Mahlzeit. Mit derselben war ein Seestreffen verbunden, welches zwischen Coreilles und

Chef de Baye geliefert ward, und in welchem zwanzig französische Schiffe eine gleiche Anzahl von Spanischen angriffen. Die überwundenen Spanier wurden mit gebundenen Händen und Füßen vor ein Bildniß des Königs geführt, welches öffentlich aufgestellt war, und mir, als seinem Generallicutenant überliefert. Alles, was diese Ergötzlichkeit vollständig machen konnte, war dabey angebracht: ungleiche Kleider, Waffen, Livereyen, Flaggen und Fahnen. Diese gute Aufnahme der Bürger von Rochelle bezahlte ich damit, daß ich ihnen im Namen des Königs, dem ich eine öffentliche Lobrede hielt, die Erledigung ihrer gefangenen Mitbürger gestattete. Diese und den Herrn von Lúsan ausgenohmen, bestrafte ich alle diejenigen ernstlich, welche die Handlungsstrafthaten übertretten hatten. Der König begnügte sich damit, daß er die Stadt Rochelle genöthigt hatte, ihn um diese Gnade zu bitten, die er sie bey andern Gelegenheiten bezahlen ließ. — Ich vernahm zu Poitiers Umstände, welche mich überzeugten, daß der Graf von Auvergne noch weit strafbarer sey, als ich geglaubt hatte.

Die wenige Zeit, die mir der König zur Berichtigung der Angelegenheiten der Provinz überlassen hatte, zwang mich, die Besuchung von Ober- und Nieder Poitou auf eine andre Zeit zu verschieben. Ich konnte von demselben weiter nichts, als die Erlaubniß erhalten, nach St. Jean d'Angely und Brouage zu gehn, weil ich ihm vorstellte, wie nothwendig diese Reise sey, wenn es auch nur deswegen wäre,

um den Einwohnern dieser Gegend den Wahn zu benehmen, daß der König sich ihrer Salzteiche bemächtigen wolle. Ich reiste also von Rochelle nach diesen zwey Städten ab, und ward daselbst von den Herrn von Rohan und St. Luc besser empfangen, als ich vermuthet hatte. Ich that mein möglichstes, um den erstern wieder zu seiner Pflicht zurückzuführen. Ich redete mit ihm von seinen Verstandnissen in England, und ermahnte ihn, den Dürand schleunig zurückzuberufen. Er ließ bey diesen Reden das größte Erstaunen blicken; ob es wahr oder erdichtet war, weiß ich nicht. Er beklagte sich über die Betriegerereyen seiner Feinde; wollte von Dürand nichts wissen, und gestand, um mich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, einige Sachen, z. B. daß er dem König von England ein Pferd geschenkt habe: allein er versicherte mich, er habe von dem König Erlaubniß dazu erhalten, und würde denselben leicht wieder daran erinnern können.

Von St. Jean nahm ich den Rückweg nach Paris durch Thouars, wo ich mich mit dem Herzog von la Trimouille unterreden wollte. Ich erwartete keine so günstige Aufnahme von ihm, als ich erhielt, weil ich wußte, wie sehr es ihn schmerzte, mich im Besiz eines Gouvernements, und im Genuß von Ehrenbezeugung zu sehn, die er so eifrig gesucht, daß er sich öffentlich darum beworben hatte. Ich unterredete mich einige Male mit ihm über die Beschwerden, welche der König über die Reformierten zu führen hätte, und selbst in Gegens



wart der Herrn von Parabere, St. Germain de Clau, Besses, la Valliere, Constant, d'Aubigne, (welche zweien immer beysammen waren,) der Herrn von Breauy, la Ferriere und la Souffaye. Alle diese Personen beschwehrten sich heftig über diese falschen Zulagen, die man ihnen bey dem König aufbürdete, und versicherten mich kühnlich von ihrer Treue und Ergebenheit gegen Se. Majestät. Um mich noch mehr hinter das Licht zu führen, begleiteten sie diese Versicherungen mit so vielen Höflichkeiten und sogar niederträchtigen Schmeicheln gegen mich, daß sie in den entgegengesetzten Fehler einer allzusichtbaren Verstellung verfielen.

Dessen ungeachtet sah ich, mitten durch ihre Verstellung, ihre Absichten deutlich ein, indem ich in ihrer Gegenwart die Unterredung auf die Lage der Spanischen und Englischen Angelegenheiten lenkte. Sie verriethen sich wider Willen, und es wäre mir nicht einmal möglich gewesen, länger daran zu zweifeln, daß dieser ganze kleine Hof, der aus Anhängern der Herzoge von Rohan und la Trimoille bestand, nicht wirklich so mißvergnügt und ungehorsam gegen den König sey, als man dieselben beschuldigt hatte. Allein ich lernte sie zugleich kennen, und das Licht, das ich durch die Stelle erhielt, die ich in dieser Provinz bekleidete, gab mir in der Folge alle nur mögliche Gewißheit, daß diese Herrn zum Glück keineswegs über die Gesinnungen des übrigen Theils der Protestanten Meister waren. Sie waren nicht mehr, wie eh-

maß, jene unumschränkten Befehlshaber, welche mit einem einzigen Wort alle Stimmen gewannen; man floh sie vielmehr als eine Pest, wenn sie den Berathschlagungen beywohnten. Sie hatten sich durch ihre eigne Unvorsichtigkeit gestürzt, indem sie die ganze Parthey zu so gefährlichen und lächerlichen Schritten verleitet hatten, daß zuletzt auch den einfältigsten die Augen aufgiengen, und das größte, was man noch von ihnen sagen konnte, war dieses, daß sie unter dieser Parthey eine eigne, aber sehr schwache Parthey ausmachten, die sich nur durch die eitle Anmassung eines Ansehens erhielt, wovon sie weiter nichts, als den Schatten besaß.

Ich benutzte diese günstige Lage der Sachen so gut, als möglich, indem ich dem Volk vollends die Augen öffnete, und die gefährlichen Gerüchte vernichtete, welche man in Absicht auf die Salzteiche, die Salzsteuer und die übrigen Monopolien ausgestreuet, und deren man sich bedient hatte, um es in Wuth zu bringen. Man fieng an den König besser zu kennen: Alle Dhrenbläseren von Tyrannie und Knechtschaft wurden kraftlos gemacht. Ich zeigte den Protestanten an meiner eignen Person die Falschheit des Vorgebens, daß Heinrich jemals darauf gedacht, sie von den Bedienungen und Würden des Staates auszuschließen; daß sein grosser Grundsatz vielmehr wäre, zwischen beyden Religionen das genaueste Gleichgewicht zu erhalten. Ich zeigte ihnen ferner, wie sehr das Vorurtheil sie in Absicht auf Clemens VIII. geblendet, welcher

es bey jeder Gelegenheit mißrathen hätte, die Protestanten zubekriegen, geschweige denn, daß er immer nur darauf gedacht oder daran gearbeitet hätte, sie auszurotten.

Die Thaten vollendeten das, was ich mit meinen Reden angefangen hatte. Ich theilte unter diejenigen von der Parthey Jahrgelder aus, welche zum Frieden gerathen und dem König treulich gedient hatten; und um sie vollends davon zu überzeugen, daß sie sich in Absicht auf die gerade und billige Denkensart ihres Monarchen nicht betrogen hätten, zeigte ich ihnen den Aufsatz über die Verbesserungen im Staat, so wie man ihn oben gesehn, welches sie ganz zufrieden stellte. Ich kann sagen, daß ich durch alle diese Mittel die Parthey des Herzogs von la Trimouille so erschütterte, daß er nachher nicht auf sechs Personen von einigem Ansehn Staat machen konnte, und der Herzog von Bouillon ward dadurch, daß er sich auch der Ueberbleibsel des Credits beraubet sah, den er bisher noch in dieser Gegend von Frankreich beygehalten hatte, so sehr erschreckt, daß er sich entschloß, sein übriges Leben in dieser Art von Verbannung zuzubringen, welche ihn wieder seinen Willen unthätig an dem Pfälzischen Hof zu bleiben zwang. Dies ist eine erwiesene Thatsache. St. Germain, welcher um alle Geheimnisse des Herzogs wußte, schrieb es dem la Sauffaye, dem er so gut traute, als sich selbst. Allein dieser übergab mir St. Germain's Brief, und ich wies ihn dem König.



Da ich auf diese Art alles gethan hatte, was die gegenwärtigen Umstände, und die Kürze der Zeit mir erlaubten; so gehorchte ich den dringenden Bitten, die der König in allen seinen Briefen an mich that, ich sollte schleunig zurück kommen, und folgte dem letzten Schreiben, das ich von Thouars den 16. Julius an Se. Majestät sandte, ungesäumt nach. Ich verließ diesen Ort, nachdem ich bey dem Herzog von la Trimoille den letzten Besuch abgestattet hatte. Er befand sich bereits nicht wol, als ich zu Thouars ankam, und als ich wegriefste, war er in den letzten Zügen. Er starb, \*) ohne daß man ihn je bereden konnte, an den Hof zu kommen, und sein Tod raubte den Unruhigen einen Anführer.

Ich langte den 22. Julius zu Paris an, wo ich ein Handbriefchen von dem König, datiert vom 18. fand, in welchem er mir einschärfte, ich sollte in alle die Dertter in der Normandie, Bretagne und Poitou, wohin ich selbst hätte gehn wollen, zwey vertraute Personen senden, wozu ich Nicolai und Bois auswählte, und sollte zu ihm nach Montceaur kommen, wo er, während dem er seine Brunnenkur vollendete, mich erwarten wollte. Ich sah aus der gnädigen und schmeichelhaften Art, mit der er mich empfieng, daß ich das Glück ge-

---

\*) Claudius von la Trimoille, Herzog von Thouars, starb an dem Podagra, da er nicht mehr, als vier und dreyßig Jahre alt war. Seine Verdienste erzählt De Thou Liv. 131. II. Matthieu Tom 2. Liv. 3. S. 663.

habt hatte, seine Zufriedenheit zu erwerben \*) Ich gab ihm drey Tage nacheinander Bericht von den Geschäften, welche der Gegenstand meiner Reise gewesen waren, und ergänzte nun dasjenige, was etwa noch an den Nachrichten mangelte, die ich ihm in meinen Briefen, sowol an ihn, als an Villeroi gegeben hatte.

Man hat sich mit dem Gerüchte getragen, der Herzog von Epernon habe um diese Zeit in Guyenne ein Betragen angenommen, welches ihn bey Sr. Majestät mehr, als jemals, verdächtig gemacht, ich habe dies geglaubt, und ihm bey diesem Anlaß alle schlimmen Dienste eines Todfeindes erwiesen. Ich läugne dieses für meine Person aufs allerstärkste; ich halte dieß Gerüchte, in Absicht auf die Thatsache, die man wider die Ehre des Herzogs verbreitete, für falsch, und glaube, es sey in Absicht auf die Gesinnungen, die man Sr. Majestät gegen ihn zuschrieb, eben so unbesündet. Um diese Gesinnungen genau kennen zu lernen, ist, wie mich dünkt, der Brief hinreichend, den Heinrich dem Herzog wegen dem Religionsgespräch zwischen Duplexis und dem Bischof von Coreux schrieb, in welchem er ihn als einen Freund behandelt; ein Titel, den er nicht gewohnt war, Leuten zu geben, welche er desselben unwürdig hielt.

Man erlaube mir, hier eine Wahrheit beyzufügen, von der ich völlige Kenntniß habe, nemlich, daß der König seit dieser Zeit dem Herzog sehr oft

---

\*) De Thou sagt, diese Reise habe den König von einer grossen Unruhe befreyt. Liv. 131.

mit Wohlthaten zuvorkam, und daß er mir nicht selten befahl, bey ihm Besuche abzustatten, und ihm die übrigen Freundschaftspflichten zu erweisen, selbst eh ich sie von ihm empfangen hätte. Ob man dem König, während dem sich der Herzog in Guyenne aufhielt, eine schlimme Meinung gegen ihn beyzubringen gesucht, das kann ich weder verneinen, noch bejahen: nur dieß weiß ich noch, daß Heinrich nach den Briefen, die Epernon ihm und mir durch Peronne einhändigen ließ, keinen Verdacht mehr gegen ihn hatte. Man sieht die Aufrichtigkeit und das Zeugniß eines guten Gewissens aus der Bereitwilligkeit, die er darin zeigt, auf den ersten Wink des Königs, an den Hof zu kommen, um für seine Gesinnungen Bürge zu seyn, so deutlich, daß sich nichts dawider einwenden läßt. Jedermann weiß, was bey Lebzeiten, und selbst einige Jahre nach dem Tod Heinrichs III. zwischen dem König und dem Herzog von Epernon vorgefallen war, und wie stark derselbe seinen Unwillen darüber geäußert hatte. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Beleidigungen vergessen, ist bey Monarchen eine seltene Tugend, und man hält sie für noch seltener, als sie wirklich ist. Man hat auf die sichtbaren Proben nicht Acht gehabt, welche Heinrich bey mehr, als einer Gelegenheit, von dieser wahren Seelengröße ablegte, welche verzeihen macht, und alles, was er in der Folge für d'Epernon that, zeigt vollends, daß er sie auch gegen ihn ausübte.

Was mich betrifft, so war ich zu der Zeit, von



welcher die Rede ist, so wenig d'Epernons Feind, daß ich tausend Zeichen des guten Verständnisses zwischen uns anführen könnte. Allein es dünkte mich, mein Wort sey hinreichend, sowol um mir Glauben zuverschaffen, als ihn zu rechtfertigen. Man hat mich bis dahin immer eben so wenig fähig gefunden, meine wahren Gesinnungen von Freundschaft und Haß zuverbergen, als einen unschuldigen anzuklagen, und die Parthey eines Staatsverbrechers zunehmen. Epernon that in Guyenne einen so unglücklichen Fall, daß er den Schenkel und einen Daumen brach, und sich noch überdieß an der Schulter und am Ellenbogen beschädigte, welches ihn zwang, vierzig Tage lang, auf dem Rücken liegend, das Bette zu hüten. Ich schrieb ihm über diesen unglücklichen Zufall einen Brief, und er dankte mir mit der gleichen Zuneigung, womit seine Briefe gewöhnlich angefüllt waren; denn er behandelte mich damals, als einen Freund, und ich war ebenfalls in dem, was die Person Sr. Majestät betraf, sein Vertrauter, \*) Ein anderer von meinen Freunden, der es aber nie aufgehört hat zu seyn, war Bellegarde von welchem ich in diesem Jahr auch Briefe empfieng, die mit Bezeugungen von Zutrauen, Freundschaft und Höflichkeit angefüllt waren. Sie sind von Dijon datiert, weil er sich damals in seinem Gouvernement Bourgogne befand. — Ich kehre nun wieder

zum

---

\*) Siehe das Original dieser Briefe in den alten Memoiren: sie schienen sich in Betref des Herzogs von Epernon ein wenig zu widersprechen.

zum Grafen von Auvergne zurück, um dieses Geschäft umständlicher zu behandeln.

Der König hatte es in seiner Gewalt gehabt, diesem unruhigen Unterthan alle Mittel zu benehmen, sich gegen den Staat zu verschwören. Die Gelindigkeit, die er ganz zur Unzeit gegen ihn zeigte, als er den Marschall von Biron bestrafen ließ, war die Ursache seines Rückfalls, so wie die Schwachheit, die er immer wegen der Marquisin von Berneuil gegen diese ganze Familie gezeigt, ihn zu seiner ersten Empörung verleitet hatte. Noch war' es vielleicht eben nicht sehr schwer gewesen, den Anlaas wieder zu finden, den der König aus den Händen gelassen hatte, da die Nachrichten von den neuen Ränken des Grafen von Auvergne in Spanien ihm ertheilt wurden, und man hätte aus dem Munde Morgans, \*) seines Unterhändlers, welcher um diese Zeit gefangen gesetzt wurde, ohne Zweifel mehr Licht über diese Sache erhalten. Allein der König begnügte sich, den d'Escüres, auf meine Befehle, nach Auvergne, wo sich der Graf damals befand, zu senden, um das ganze Complot zu entdecken, und denselben, wo möglich, durch Güte zu bereden, daß er sich Sr. Majestät zu Füßen werfen möchte.

Auvergne sah wirklich, daß ihm kein anderer Ausweg übrig war. Die Gefangennehmung Morgans hatte ihn aus seiner Fassung gebracht. Er hatte

---

\*) Thomas Morgan, ein Engländer. S. beyrn de Thour ebend.

seine Maasregeln nicht so gut genohmen, um hoffen zu können, daß seine Absichten verborgen bleiben würden, und seine Entwürfe waren nicht so reif, daß er die Maske wegnehmen durfte. Er befürchtete, durch seine Flucht den Grafen und die Gräfin von Entragues und seine ganze Familie einer schimpflichen Behandlung auszusetzen. Also ließ er sich durch d'Escüre bereden, und versprach, sich von ihm an den Hof führen zu lassen, und dem König seine verborgensten Geheimnisse, bis auf einen gewissen Brief von seiner Schwester, der, wie er sagte, von der äußersten Wichtigkeit sey, zu entdecken, unter dem Beding, daß ihm Se. Majestät die verheißne Gnade angedeyen liesse. Das Original dieses Briefs von der Marquise von Verneuil fiel erst im folgenden Jahr in meine Hände, und man wußte nicht genau, wie viel man demselben trauen durfte, weil der Bruder und die Schwester bald enig, bald so entzweyetschienen, als wenn sie einander nicht leiden könnten. Das bemerkenswürdigste dabey scheint dieses zu seyn, daß sie ihren Bruder ermahnet, er sollte sich um einen sichern Zufluchtsort in einem fremden Land umsehn, und auch selbst geneigt scheint, diesen Entschluß zu ergreifen.

Was die Aufrichtigkeit des Grafen von Auvergne in Absicht auf die Versprechungen, die er dem d'Escüre gab, sehr zweifelhaft machen kann, ist dieses, daß er zu der gleichen Zeit, da er mit ihm nach Paris abreißte, den Yverne in Spanien schickte. Der Bischof von Montpellier entdeckte dieses, und



schrieb es dem König: allein dieser wollte sich nun zum zweyten Mal mit schönen Worten bezahlen lassen. Er befahl bloß, das Parlament sollte dem Morgan förmlich den Prozeß machen, damit das Verbrechen, wenn es allgemein bekannt würde, der Gnade desto mehr Gewicht gebe, die er entschlossen war, der ganzen Familie des d'Auvergne, welche sich darein verwickelt befand, zu ertheilen. Alles, was er hiermit gewann, war, daß ihm d'Entragues zuletzt jenes so berüchtigte Eheversprechen auslieferte, \*) warum er seine Maitresse so oft vergeblich gebetten hatten. Dieß geschah in Gegenwart des Grafen von Soissons und des Herzogs von Montpensier, des Kanzlers, der Herrn von Sillery, la Guele, Jeannin, Gèvres, und Billerot, damit man diese Auslieferung in der Folge nicht durch einen heimlichen Vorbehalt, oder durch läugnen unnütz machen könnte. Es ward sogar ein schriftliches Zeugniß ausgefertigt, daß dieß die wahre und einzige Schrift sey, die Se. Majestät dieser Sache wegen von sich gestellt hätten, und derselben des d'Entragues Erklärung, welche mit diesem Zeugniß übereinstimmte, beygefügt.

Dieses Betragen Heinrichs war eben nicht sehr fähig, den Grafen von Auvergne zu bessern. Wirk-

---

\*) Heinrich war genöthigt, um dieses Eheversprechen wieder zu bekommen, der Marquisin von Berneuil zwanzigtausend Thaler baares Geld zu bezahlen, und dem Grafen von Entragues, welcher nie im Krieg gewesen war, den Marschallstab zu versprechen. De Thou Liv. 132.

lich fieng derselbe seine alten Ränke beynahе unter den Augen Sr. Majestät wieder an. Das einzige, warum er sich bekümmerte, war, den König zu betriegen, welcher sich lange durch seine anscheinende Aufrichtigkeit hinter das Licht führen ließ: allein zuletzt ward das ganze Geheimniß noch einmal durch Briefe entdeckt, die d'Uvergne geschrieben und bekommen hatte. Diese fielen dem Lomenie in die Hände, und Lomenie überbrachte sie auf der Stelle dem König. Dieser Prinz gestand nunmehr offenherzig, er habe unrecht gehandelt, allein zu spät: denn der Graf hatte, entweder weil er die Sache errieth, oder weil er Nachricht bekam, Zeit gefunden, den Hof zu verlassen, ehe man den Rath, ihn daselbst beym Kopf zu nehmen, ausführen konnte, und hatte sich fest vorgenommen, sich demselben, nach der Gefahr, der er eben entgangen war, nicht wieder zu nähern, und sogar Frankreich ganz zu verlassen, sobald er merken würde, daß man irgend etwas gegen ihn zu unternehmen gedächte.

Der König meldete mir die Verlegenheit, in die man durch seine Schuld gerathen war. Man ließ den d'Escüres nach Uvergne abgehn, und er machte nach einander zwei Reisen dahin: allein die Mittel, welche so gut angeschlagen hatten, waren dießmal umsonst. Der Graf wußte der Rückkehr an den Hof, wegen welcher man in ihn drang, immer auszuweichen, und er that dieß mit einer so ruhigen Miene, daß man ihn sogar nicht einmal aus dieser Weigerung seines Verbres

chens, wie man gehofft hatte, überweisen konnte. Er machte die schönsten Versprechungen von der Welt, und schien immer reisefertig zu seyn. Man mußte also nunmehr das letzte noch übrige Mittel versuchen, nemlich den Grafen festsetzen, welches eben nichts leichtes zu seyn schien.

Ich warf die Augen auf einen Mann, welcher mir zu diesem Geschäfte überaus geschickt schien, und dieser war der Schatzmeister Murat, der wegen seines persönlichen Hasses gegen den Grafen von Auvergne, wegen der Bekanntschaften, die er in dieser Gegend hatte, wegen der Leichtigkeit, mit welcher er sich lange an diesen Orten aufhalten konnte, ohne verdächtig zu werden, wegen seiner Entschlossenheit zu einem Wagstück und seiner Begierde, Sr. Majestät nützliche Dienste zu leisten, die vortreflichsten Anlagen hatte, diesen Auftrag zu seiner Ehre auszuführen. Ich nannte ihn dem König, als er mit mir von dieser Sache redete, und er war mit meiner Auswahl zufrieden. Ich ließ also Murat kommen, allein anfänglich gieng ich mit aller Vorsicht zu Werke, die dieses Geheimniß foderte. Als ich sah, daß er, statt Gründe anzuführen, um mit diesem Auftrag verschont zu bleiben, meinem Begehren freywillig zuvor kam; so erklärte ich mich deutlich, und bemerkte, daß ihm die Sache nicht mißfiel. Er foderte weiter nichts, als eine Vollmacht unter dem grossen Siegel; diese ward ihm eingehändigt, und sehr geheim gehalten. Da man inzwischen noch nicht alle Hofnung verlohren hatte, d'Escüre würde



den Grafen von Auvergne an den Hof locken können, und da in diesem Fall Murat nichts zu thun gehabt hätte; so schärfte ich ihm, bey der Auslieferung seiner Verhaltungsbefehle, genau ein, er sollte nichts, als mit d'Escüres Vorwissen, unternehmen, und den Antheil, den man ihm an diesem Geschäft geben wollte, vor jedermann verbergen, wenn man seiner Dienste nicht bedürfte.

D'Escüre gieng den 17 Aprill nach Auvergne ab: dieß war die dritte oder vierte Reise, die er dahin machte, und Murat folgte ihm einige Tage nachher mit Befehlen an die Städte, und die Beamten bey den Landgerichten, deren Name erst an den Orten selbst sollte beygeschrieben werden. Während diesem theilte man uns Briefe von dem Grafen von Auvergne mit, in welchem seine Furcht und Schaam auf eine Art ausgedrückt waren, daß der König glaubte, er würde sich niemals entschließen, an dem Hof zu erscheinen, und daß er es für besser hielt, wenn d'Escüres sich hütete, im Namen des Königs deswegen in ihn zu dringen, um ihn nicht noch mehr zu erschrecken. Murat erhielt Befehl, allein zu handeln, d'Escüres hingegen, auf seiner Seite zu sorgen, daß er die deutlichsten Aufschlüsse über die geheimen Verbindungen des Grafen mit dem spanischen Hof bekomme, und wo möglich den Traktat auffange, den derselbe schon mit dem dortigen Staatsrath geschlossen haben mußten. Dieses bewerkstelligte d'Escüres mit einer solchen Geschicklichkeit, daß die Sache dem Grafen schlechterdings unbekannt blieb, so scharfsich-

tig und hurtig er auch war, um sich gegen alle Schritte des Staatsraths in Verfassung zu setzen.

Ein unbedeutender Prozeß über irgend etwas, den ein Bruder Murats gegen den Grafen von Auvergne führte, war der ganz glaubwürdige Vorwand, den jener gebrauchte, um zu dem Grafen zu gehn. Da dieser kleine Zwist abgethan war; so fieng der Graf von selbst an, den Murat von der Lage seiner Sachen in Betreff des Hofes zu unterhalten. Dadurch bekam es den Anschein, daß der Agent Sr. Majestät die Rätze, die er dem Grafen in seinen gegenwärtigen Umständen gab, nach desselben eignen Worten eingerichtet habe. D'Auvergne hatte einen heftigen Verdacht daraus geschöpft, daß der König so dringend begehrt hatte, daß er bey Hof erscheinen sollte, und daß d'Esküres, da er ihn zu dieser Reise zu bewegen suchte, nichts von dem Antheil zu wissen geschienen hätte, den der König hieran habe: er versicherte, er würde nicht an den Hof gehn, und eh er sich seinen Feinden selbst in die Hände liefern wollte, würde er in ein fremdes Land flüchten. Er führte das Exempel des Marschalls von Biron, welches ihn zu erschrecken schien, an, und sagte, da er ehemals das Unglück gehabt, den König zu beleidigen; so könnte er sich nicht entschließen, vor ihm zu erscheinen, ohne vorher durch seine Dienste das Andenken an diese Beleidigung, welches etwa bey demselben noch übrig wäre, ausgetilgt, und den Begnadigungsbrief, den ihm Sr. Majestät gegeben hätten, mit einer neuen Bestätigung

empfangen zu haben. Kurz, er ließ sich's merken, daß er eben nicht geneigt sey, dem Hof zu trauen, weil er die Nachrichten, die er von der Gefahr bekommen hätte, welche daselbst auf ihn warte, selbst von Hofbedienten erhalten habe, welches Personen vom ersten Rang wären, die alles genau wüßten, und auf die er zählen dürfe.

Da Murat sich auf diese Weise zur Würde eines Vertrauten erhoben sah; so erwiederte er, mit vieler anscheinenden Unschuld; er seiner seits sehe keine Gefahr für den Grafen, wenn er wieder am Hof erscheine, weil er dem König ja sein Vergehren gestanden, und von demselben Verzeihung erhalten hätte, welches einen grossen Unterscheid zwischen ihm und dem Marschall von Biron mache: nur das Bewußtseyn eines Rückfalles berechtige ihn zu zweifeln, indem Heinrich noch niemals irgend jemandem sein Wort nicht gehalten hätte: und dieses, fuhr er fort, mache freylich, daß ihm niemand so gut rathen könnte, als sein eignes Gewissen. D'Escüres und er arbeiteten auf diese Art mit dem gleichen Schein von Aufrichtigkeit daran, ihm wieder Muth einzuflossen, und ihm gegen diejenigen, von welchen er jene Nachrichten erhalten hatte, einen Verdacht beyzubringen.

Auf dieß alles erwiederte der Graf nichts, als er werde nichts außs Spiel setzen, wenn es um seinen Kopf zu thun sey: weder der König, noch die Königin, noch die Prinzen vom Geblüte lieben ihn: der Großstallmeister sey sein Todfeind: das Stilleschweigen seine Freunde bey diesem Geschäft beweis



sen, daß sein Verderben beschlossen sey: niemand nehme sich seiner bey dem König an: er bekomme weder von Villeroi, noch von Sillery, noch von mir Briefe, weil wir uns nicht wollten vorwerfen lassen, daß wir die Werkzeuge seines Untergangs gewesen wären: der Connetable schreibe ihm eben so wenig, aus Furcht, er möchte sich selbst verdächtig machen. Ueber die Marquisin von Verneuil schien er am mißvergnügtesten zu seyn. Er sagte, seine Schwester sey, in Ermanglung eines wahren Verbrechens, im Stand, ihm erdichtete aufzubürden, um sich mit dem König auf seine Unkosten auszuföhnen. Hierauf endigte er mit neuen Schwüren, daß er sich nicht würde aus seinem Zufluchtsort heraus locken lassen. Da er keinen Verdacht hatte, daß d'Escüres und Murat in der Absicht hergekommen seyen, ihn dazu zu bereden, so sagte er ihnen, er habe gedacht, Vitry würde in drey Tagen kommen, um ihn durch glatte Worte zu gewinnen, allein seine Mühe würde umsonst seyn.

Dieser Zufluchtsort war Vic, ein elendes Schloß, ohne die geringste Bequemlichkeit, aber mitten in einem Walde gelegen, wo er ganze Tage, unter dem Vorwand der Jagd, zubrachte. Hätte man keine andere Beweise seines Verbrechens gehabt; so wäre seine Furcht, seine Unruhe, sein Entsetzen, welches ihm zuweilen sogar den Kopf verrückte, seine Miene, seine Geberden, und seine ganze Person Zeuge wider ihn gewesen. Er führte das elendeste Leben. Was er innerlich lidt, rächte den König und den Staat im Voraus. Er durfte weder

zu Hause bleiben, noch sich davon entfernen. Man sah ihn in keiner der benachbarten Städte mehr. Er hatte aufgehört die Edelleute, die seine besten Freunde waren, zu besuchen. Er traute seiner eignen Mätresse nicht, welche eine gewisse Frau von Chateau Gay war. Er besuchte sie nicht mehr in ihrer Wohnung. Wenn er sie sehn wollte, so geschah dieß entweder in einem abgelegenen Dorfe, oder mitten auf dem freyen Feld, das er zum Ort der Zusammenkunft wählte, immer bey Nacht, und nie zweymal an dem gleichen Orte. Bediente, die in der Nähe auf höher gelegnen Plätzen postiert waren, hatten den Auftrag, ihn, wenn sie jemans den kommen sahn, vermittelst eines Hornes, welches nur zu diesem Gebrauche bestimmt war, davon zu benachrichtigen, und bisweilen waren es auch Hunde, die ihm statt der Schildwachen dienten.

Mit dieser Vorsicht bot er allen seinen Feinden Trutz, und rühmte sich mit großem Uebermuth und noch größrer Unklugheit, er wolle sie immer hinzergehn, und ihnen entwischen. Allein mit alledem war er doch nicht standhaft in seinen Entschlüssen. Niemals wollte er zween Augenblicke nacheinander die gleiche Sache, und dieser sonst so kluge Mann kannte diejenigen so wenig, welche gekommen waren, ihn ins Verderben zu stürzen, daß er sie zu seinen Freunden machte, sie zu seinen Rathgebern wählte, und tausendmal bereit war, sich ihrer Treue zu überlassen; unstreitig deswegen, weil die Klugheit keine Eigenschaft des bösen Gewissens ist. Wenn er auch nur ein bischen

davon gehabt hätte, so hätte er gesehn, daß nichts sicherers für ihn zu thun wäre, als so geschwind wie möglich nach Spanien zu gehn, und dieß war vielleicht das einzige Mittel, das ihm nicht beyfiel. Im gleichen Augenblick, da er dem d'Escures und Murat entschlossen schien, sich nicht bloß zu geben, führte er eine ganz andre Sprache gegen sie. Er ließ sie eines Tags auf drey Meilen von seiner Wohnung zu sich bescheiden. Dieser Befehl machte sie zuerst unruhig: dennoch giengen sie, und der Graf meldete ihnen, er sey entschlossen, an den Hof zu gehn. Der König, dem sie sogleich Nachricht davon gaben, und welcher dieses noch gewisser glaubte, weil sich ein ähnliches falsches Gerücht verbreitet hatte, schrieb mir den 19 November, d'Ubergne sey zu Moret und werde nächstens zu Paris anlangen. Hierin waren sie von dem Grafen nicht betrogen worden; er betrog sich wegen seiner Unentschlossenheit selbst: denn er war beym ersten Wink, daß sie ihn verlassen wollten, sogleich bereit, sie zum Dableiben zu bereden, und verwieß sie in Absicht auf seinen endlichen Entschluß auf die Rückkehr des Fougeu, von welchem er wichtige Aufklärungen zu bekommen hoffte; und die beyden Agenten schienen in dieß Besuch aus blosser Gefälligkeit zu willigen.

Alle diese Umstände hab ich aus Murats Briefen gezogen. Zu gleicher Zeit bekam ich ebenfalls ein Schreiben von dem Grafen selbst. Er hatte sich gegen die zween Agenten beklagt, daß er auf vier Briefe, die er mir, seinem Vorgeben nach gez



schrieben, keine Antwort bekommen habe. Ich bekam wirklich vier Briefe von ihm, aber alle zu gleicher Zeit, und von so ähnlicher Schrift, ungeachtet sie von sehr ungleichem Datum waren, daß ich bey dem ersten Anblick sah, was ich davon glauben mußte. Wahrscheinlich dachte d'Ubergne anfänglich nicht an mich, oder er glaubte, Ursache zu haben, sich nicht an mich zu wenden. Allein da er in der Folge dieses Mittel für sehr geschickt hielt, ihm Verzeihung zu erwerben — denn er redete mit den beyden Agenten öfters von mir — so nahm er seine Zuflucht zu dem abgenutzten Kunstgriff, seinen Briefen ein älteres Datum zu geben, um mir zu beweisen, daß er immer diesen Gedanken gehabt hätte.

Wenn die Absicht des Grafen war, dadurch von mir ein Versprechen herauszulocken, das ihm bey diesem Geschäfte statt einer Bürgschaft dienen könnte; so betrog er sich gewaltig. Ich antwortete ihm zwar, aber als wenn ich ihm nichts bessers, oder nichts anders zu sagen gewußt hätte, als was ich dem Marschall von Biron in einem ähnlichen Fall gesagt hatte. Er sah sich also als einen Staatsverbrecher behandelt, ohne daß sein Mißtrauen dadurch grösser ward, und um alles zu sagen, mein Brief war eine Abschrift von demjenigen, welchen ich dem Marschall geschrieben hatte, und dieser war völlig gleichlautend mit dem, den ich dem Grafen von Ubergne schrieb: dieß konnte ihm nicht unbekannt seyn, weil ich es ihm ausdrücklich meldete. Durch diesen Einfall, der in der That von einer

ganz neuen Erfindung war, gab ich dem Grafen von Auvergne zu verstehen, er müsse dem König keine Gesinnungen gegen ihn zuschreiben, die er nicht habe; noch die Ráthe verachten, die ich ihm vorher oft über die Art, wie er sich betragen müßte, gegeben hätte, noch Thatsachen und Gerüchte erdichten, von welchen er nirgends einen Grund fände, als in seinem eignen unruhigen und beängstigten Gewissen. Das war alles, was ich dem Grafen meldete, und er fand in seiner Gefangenschaft dieses Betragen so ganz frey von allem Betrug, daß er seine Zufriedenheit damit gegen jedermann bezeugte.

D'Escures und Murat fanden endlich einen Auslaß, so wie sie ihn schon lange suchten. Die Compagnie Chevauxlegers des Herrn von Vendôme mußte Revue passieren. Sie theilten deswegen das Projekt, das ihnen hierbey einfiel dem Herrn von Erre \*) mit, der dieselbe kommandierte, und da die Offiziere dieses Corps sich bereits willig finden ließen, so ward die Sache folgender Massen ausgeführt. D'Eure besuchte den Grafen und sagte zu ihm, als Colonel General der leichtesten Reuterey würde er sich ohne Zweifel bey dieser Revue einfinden. D'Auvergne sah keine Gefahr hierbey, weil er, einerseits auf einem Pferd saß, welches, nach seinem Ausdruck, schneller, als der Wind war, und welches er wirklich gewöhnt hatte, zehn Meilen, ohne ausschrauben, in einem fort zu galopieren, und anderseits fest ents

---

\*) Besser von Eure, oder Eure.

schlossen war, in keinen verschloßnen, oder engen Ort zu gehn, und noch weniger vom Pferd zu steigen. Er kam also: Merestan näherte sich, um ihn zu begrüßen, an der Spitze der ganzen Compagnie: er saß auf einem sehr kleinen Klepper, und hatte nicht mehr, als vier Laquayen bey sich: aber diese Laquayen waren vier handfeste und entschlossene Soldaten, denen man eine Liverey gegeben hatte. In dem Augenblick, da Merestan sein Compliment machte, faßten zween von diesen Soldaten den Zaum des Grafen von Auvergne beym Zügel, die beyden andern paktten ihn zugleich bey dem einen Schenkel, warfen ihn auf der andern Seite vom Pferd, und fielen dann so hitzig über ihn her, daß er weder Zeit hatte, seine Pistolen zu ergreifen, noch den Degen zu ziehn, viel weniger sich mit der Flucht zuretten. Er ward unter sicherer Bewachung nach Paris geführt, und in die Bastille eingeschlossen. \*)

---

\*) „ Da die Gräfin von Auvergne, welche eben so sanft  
 „ und demüthig, als die Marquisin stolz war, sich ganz  
 „ trostlos zu den Füßen Sr. Majestät geworfen hatte,  
 „ um Gnade für ihren Gemahl zuersuchen; so sagte der  
 „ König, nachdem er sie sehr höflich aufgehoben und ge-  
 „ grüßt hatte, diese Worte zu ihr: Ich habe Mitleiden  
 „ mit Ihrem Elend, und Ihren Thränen: allein wenn  
 „ ich Ihnen das zugestände, warum Sie mich bitten,  
 „ so müßte ich gestatten, — hier faßte er seine Gemah-  
 „ lin bey der Hand — daß meine Frau hier für eine  
 „ H —, mein Sohn für einen Bastard, und mein Reich  
 „ für eine gute Beute erklärt würde. Da die besagte  
 „ Dame von dem König Erlaubnis erhielt, ihren Gemahl  
 „ durch jemanden in ihrem Namen besuchen zu lassen,



Man setzte d'Entragues zu gleicher Zeit mit dem Grafen von Auvergne fest, und die Marquisin von Berneuil ward den beyden Schuldigen gewissermaßen gleichgestellt, indem der König befahl, man sollte ihr ebenfalls in ihrem Haus einen Arrest auflegen, \*) wo sie unter der Bewachung des Chevalier du Guet blieb. Dieses Gleichstellen rettete dem Stiefvater und dem Bruder das Leben. Sie durften dieß anfänglich nicht hoffen, und das Publikum erwartete es auch, nach so vielen Rückfällen, nicht, um so viel weniger, da man ihnen den Prozeß mit aller möglichen Strenge zumachen anfieng. Der Graf von Auvergne gab dem König von allen seinen Verständnissen genaue Nachricht, sowol innerhalb als ausserhalb des Königreiches, und man

---

„ und denselben fragen ließ, was er von ihr begehre, so  
 „ antwortete er, sie sollte ihm nur guten Käse und Senf  
 „ schicken, und sich weiter um nichts bekümmern. „ Journal du Regne de Henri IV.

„ Der Graf von Auvergne, sagt Amelot de la Houffaye,  
 „ in der bereits angeführten Stelle, setzte ein solches Ver-  
 „ trauen auf Antons (dieß ist der Schatzmeister Chevill-  
 „ lard) Treue, daß er in den drey Verhören, vor die  
 „ er gezogen ward mit einer solchen Unerbrochenheit, als  
 „ wenn er unschuldig gewesen wäre, über diesen Punkt  
 „ sagte: Meine Herren, zeigen Sie mir eine einzige  
 „ Zeile, durch die man mich überweisen kann, daß  
 „ ich mit dem König von Spanien, oder seinem Ges-  
 „ sandten in Unterhandlungen getreten sey; so will  
 „ ich mein eignes Todesurtheil unterzeichnen, und  
 „ mich selbst verurtheilen, lebendig geviertheilt zu  
 „ werden. „

\*) In dem Haus eines gewissen Audicourt, in der St. Pauls Straffe.

nöthigte ihn jenen Entwurf eines Bündnisses zwischen ihm und den Herzogen von Bouillon und Biron, von welchem ich oben geredet, und den Se. Majestät ihm niemals hatten entreiffen können, auszuliefern.

Zu gleicher Zeit fieng der König an, bey der Marquisin von Verneuil aus und ein zugehn, aber nicht um der nehmlichen Ursache willen: denn ich denke wol, man werde nicht erwarten, ihn mit grosser Strenge gegen sie verfahren zusehn. Er konnte sich nicht entschliessen, sie nur einen Augensblik an ihrer Verzeihung zweifeln zulassen. Kaum war er im Stand, auch nur einigermassen den Wohlstand darin zu beobachten, daß er der Marquisin durch verschiedne Boten melden ließ, sie müßte diese Gnade durch eine gänzliche Unterwerfung unter die Bedingungen erkaufen, die er ihr vorschrieb. La Barenne, Sigogne, der ganze Hof ward zu diesen Botschaften gebraucht, welche, aus der Art zuschliessen, mit der sie abgelegt wurden, in der That weiter nichts, als die ersten Schritte eines Liebhabers waren, welcher, ungesachtet seines Jornes, fürchtet, er habe der Wiederausöhnung mit seiner Geliebten ein allzustarkes Hinderniß in den Weg gelegt. Die Marquisin irrte sich hierinn nicht, und wußte dieses vortreflich zu benutzen. Ich diente dem König in dieser Sache ebenfalls statt eines Dolmetschen, ungesachtet ich deutlich sah, daß er sich nicht zu seiner Ehre daraus ziehn würde: allein er wollte es durchaus haben, und ich gehorchte ihm in der Absicht,

den

den Schluß desselben, wenn es möglich wäre, weniger entehrend für ihn zu machen.

Der erste Befehl, den ich von Sr. Majestät empfing, war, ich sollte zu der Marquisin von Bersneuil gehn, und sie über alle die Punkten, deren man sie beschuldigte, verhören; ihr das Geständniß ihres Fehlers abnöthigen, und ihr die Größe desselben fühlbar machen. Ich kann nicht sagen, daß sich mein Auftrag weiter erstreckte, ausgenommen, man rechne auch noch bittere Vorwürfe, und einige, wie es scheint, ziemlich unnütze Rätze dazu, über die Art, wie sie sich gegen den König, dem sie so viel zu danken habe, hätte betragen sollen. Ich sah sie das erste Mal nicht, da ich zu ihr gieng. Sie ließ mir sagen, ein Fluß, den sie im Gesicht hätte, hindere sie, mit jemandem zu reden. Ich schickte zum zweyten Mal einen Edelmann zu ihr, um zuvernehmen, zu welcher Stunde es ihr gelegen wäre. Ehe noch mein Bote zurückkam, erhielt ich einen von ihr, den sie inzwischen fortgeschickt hatte, um mir zu melden, daß sie mich um zwey Uhr Nachmittag erwarte.

Ich fand ein Frauenzimmer, welcher diese Demüthigung noch nichts von ihrem ersten Stolze benohmen hatte; \*) und welche, statt sich herabs

---

\*) „ Sie sagte; sie erschreke vor dem Tod nicht: sie wünsche ihn vielmehr: allein wenn der König dieses thäte, so würde man immer sagen, er habe seine Gemahlin umgebracht, und sie sey, vor jener andern Königin, gewesen: sie fodre obendrein nur drey Sachen von Sr. Majestät: Verzeihung für ihren Vater: einen Strick  
(Denkw. Süilly. 5. B.)



zulassen, Gnade zu begehren, und sich zu rechtfertigen, im Tone einer beleidigten redete, und selbst Bedingungen vorschreiben wollte. Sie fieng mit Klagen, mit auffahrender Hitze gegen den König, mit neuen Forderungen an, wobey sie eine spröde und sogar andächtige Miene machte. Bey mir waren dergleichen Kunstgriffe ganz unrecht angebracht; ich schmeichelte, und schonte ihr nicht. Ich machte den Anfang mit dem, was sie am strafbaresten machte, indem ich ihr ihre Verbindungen mit den Feinden des Staates vorwarf. Ich sagte ihr, sie hätte Ursache, sich sehr glücklich zu schätzen, wenn ihre Strafe sich darauf einschränkte, daß man ihr erlaubte, sich selbst aus dem Königreich zu verbannen, und ihr Leben in irgend einem fremden Lande, Spanien allein ausgenommen, zu endigen; diese Gnade würde ihr nicht eher gestattet werden, als wenn sie, gleich andern Verbrechern, verhört worden wäre, und den König um Vergebung ihres Ungehorsams gebeten hätte.

Hierauf kam ich auf die Unverschämtheiten, die sie sich gegen die Königin herausgenommen hatte: ich zeigte ihr, daß dieses eine Beleidigung gegen den König selbst wäre, und eine ernstliche Abmahnung verdiente, wenn man, wie sie, eine Prinz

---

„ für ihren Bruder; und Gerechtigkeit für sich. „ Journ.  
 „ du regne de Henri IV. Als man ihre Papiere durchsuchte,  
 „ setzte dieser Autor hinzu, und ihre Brieffschaften ins-  
 „ ventierte; fand man eine Menge von Liebesbriefchen, —  
 „ Werkzeuge ihres Handwerks — bey ihr, und unter an-  
 „ dern auch von Sigogne, welches ihn in Ungnade brachte.

zessin, die ihre Königin sey, durch tausenderley schimpfliche Reden beleidigte. \*) Ich warf ihr die lächerliche Unmassung, sich der Königin gleich zu stellen, und ihre Kinder, als französische Prinzen zu behandeln — ihre stolzen und verächtlichen Manieren, und besonders die Bosheit vor, mit welcher sie den Saamen der Zwenracht zwischen beyden Majestäten austreute; und setzte hinzu, sie mußte unumgänglich zu der Königin gehn, sich ihr zu Füßen werfen, und sie bitten, ihre Fehler zu vergessen und zu vergehen.

Eben so wenig schonte ich ihr in Absicht auf die verstellte Frömmigkeit, hinter welche sie sich verschauzte, da sie sich doch zugleich kein Gewissen machte, ihre vornehmsten Pflichten gegen den König, die Königin, und den Staat mit Füßen zu treten. Ich sagte ihr gerade in's Gesicht, diese scheinbare Regelmäßigkeit sey nichts, als pure Heucheleiy, und bewies ihr dieses aus ihrem ganzen Leben, woraus sie sehn konnte, daß ich von ihren Liebeshändeln gut unterrichtet war. Ich zählte ihr dieselben an den Fingern her, um ihr ihre gewöhnliche Ausflucht zu benehmen, daß dieselben nur in der eifersüchtigen Einbildung des Königs da wären, und dieses gab mir einen neuen Anlaß, sie darüber zu beschämen, daß sie diesen Prinzen so schändlich betrog. Ich sagte ihr, was sie hätte thun müssen, wenn ihre Frömmigkeit eis

---

\*) „ Sie sagte bisweilen: „ wenn man ihr Gerechtigkeit wiederfahren liesse; so wäre sie an der Stelle dieses diten Kaufmannsweibes. Peresire.

ne wahre Rückkehr zu Gott gewesen wäre, und versicherte sie, der König würde sich derselben nicht widersezt haben, wenn er alle Kennzeichen, die die wahre Frömmigkeit begleiten müssen, daran bemerkt hätte.

Endlich gab ich ihr allerley gute Rathschläge, die sie nicht begehrte, und denen sie nicht im Sinn hatte zu folgen. Sie hätte doch wenigstens den Schein annehmen sollen; allein sie begnügte sich; mir ganz frostig zuantworten, nachdem sie mich immer hatte fortreden lassen; sie danke mir dafür, und wolle Zeit nehmen, darüber nachzudenken. Als ich sie fragte, ob sie einige Ursache zu Klagen habe, weswegen sie das Recht zuhaben geglaubt hätte, ihre Pflicht gegen den König zuübertreten; antwortete sie, wenn der König dieses frage, so thue er Unrecht, weil er dieß besser, als jemand wisse: wenn ich aber frage, so habe ich eben so gut Unrecht, weil ich ihr nicht helfen könne.

Ich fuhr hierauf fort, und fragte sie, was sie von dem König begehre. Sie erwiederte: ungesachtet sie wol wisse, daß die Neigungen des Königs in diesem Punkt nicht mit den ihrigen übereinstimmen, so bestche sie doch auf der Bitte, daß man ihr sowol, als ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrem Bruder und desselben Kindern, erlauben möchte, Frankreich zuverlassen, und sich in irgend ein fremdes Land zugeben. Beym Namen ihres Bruders sezte sie hinzu; er leide nur wegen der Freundschaft, die er gegen sie habe. Ich konnte nicht so leicht glauben, daß dieses ihr aufrichtiger



Entschluß sey, und machte daher, daß sie es fünf oder sechs male wiederholen mußte; sie sagte immer das gleiche. Der Verdruß über die Einkerkierung ihrer Familie, und die Behandlung, die ihr wiederfahren war, konnten sie vermuthlich bezwogen haben, diesen Entschluß zu fassen, und die Bedingung, welche sie beyfügte, überzeugte mich vollends hiervon. Da ich sie nöthigte, sich über diese Entfernung aus dem Königreich deutlicher auszudrücken; so sagte sie, sie wolle nicht in ein fremdes Land gehn, um daselbst vor Hunger zu sterben: sie werde der Königin die Freude nicht machen, sie ein elendes Leben führen zu sehn: sie müßte wenigstens sichere liegende Güter von hunderttausend Franken jährlichen Einkommens haben: dieß wäre noch sehr wenig gegen alles das, was sie sich mit Recht von dem König hätte versprechen dürfen. Diese Worte, die sie in einem sehr verdrießlichen Ton aussprach, betrafen ohne Zweifel das Eheversprechen, dessen Verlust ihr den größten Schmerz verursacht hatte: umsonst suchte sie, mir ihren Zorn zu verbergen.

Ich hatte mir niemals viel wichtiges von meiner Unterredung mit der Marquisin von Berneuil versprochen. Gleichwol könnt' ich mich nicht enthalten, noch einmal auf das zu kommen, was ich sie von einer Niederlassung aufferhalb des Königreichs zu wiederholten Malen sagen gehört; denn je mehr ich demselben nachdachte, desto mehr fand ich, daß dieß das wahre und einzige Mittel sey,

diesen ganzen Knoten aufzulösen. \*) Es war nun darum zu thun, daß Heinrich Entschlossenheit genug hätte, seine Einwilligung zu dem Vorschlag der Marquissin zu geben. Dadurch entfernte er eine unaussprechliche Reizung zur Schwachheit von seinen Augen, und es kostete ihn, um die Ruhe seines Lebens, und den Hausfrieden zu erkaufen, weiter nichts, als Geld. War denn dieser Entschluß etwas so schweres? Ich nahm mir wenigstens vor, alle meine Kräfte davon zu verwenden.

Ich gieng zu dem König, gab ihm von dem Erfolg des Auftrags, den er mir gegeben hatte,

---

\*) Wenn man den Mem. de Bassompierre Tom. I. pag. 90. glauben darf, so brachte Süilly Heinrich IV. um einen schönen Anlaß, sich mit Ehre von seiner Maitresse los zu machen: die Sache wird von diesem Autor so erzählt „der König fragte, ob er der Marquissin von Verneuil etwas geben sollte, um sie an einen Prinzen zu vermählen, der sie, ihrem Vorgeben nach, haben wollte, wenn sie noch hunderttausend Thaler mehr hätte; Bellievre sagte: Sire, ich rathe Ihnen, der Fräulein hunderttausend blanke Thaler zu geben, um ihr eine anständige Heyrath zuverschaffen: Und da Süilly erwiederte, es sey leicht, hunderttausend blanke Thaler zu sagen, aber schwer, sie zu finden, so versetzte der Cansler, ohne ihn anzusehn; Sire, meine Meinung ist, sie nehmen zweymalshunderttausend blanke Thaler, und geben Sie dieser schönen Fräulein, und dreomalhunderttausend, und alles, wenn es nicht mit wenigerm seyn kann; und dies ist meine Meinung. Der König bereute es nach der Hand, daß er diesem Rath nicht geglaubt und gefolgt hätte. „Allein, gesetzt auch, diese angebliche Heyrath sey nicht eine bloße List der Maitresse gewesen; so glaube ich, sie sey weit mehr durch Heinrichs, als durch Süillys Schuld nicht zu Stande gekommen.

Nachricht, und schlug ihm das Mittel vor, das sich zeigte. Ich wunderte mich eben nicht, daß es ihm nicht so wol gefiel, als mir: allein ich hatte mich mit den stärksten Gründen aller Art gewafnet, um ihm dasselbe wenigstens erträglich zu machen. Was sagte ich ihm nicht? Staatskunst, Nutzen, Ruhe, Vernunft — alle Beweggründe wurden erschöpft. Ich erinnerte ihn an seine eigene Meinung von diesem Frauenzimmer und ihrer Familie: erzählte ihm Züge, die desto fähiger waren, ihn zubewegen, da sie diese Wirkung auch schon gehabt hatten: sagte ihm von den Namen, die er der Frau von Entragues und ihren Töchtern gegeben: den erweislich wahren Abentheuern, welche ihn hierzu veranlaaset hatten, von jener Summe Geldes, die er seiner Maitresse gab, um ich weiß nicht was kostbares in der ersten Gunstbezeugung zu bezahlen, die sie doch, wie er zugleich gestand, nicht mehr in ihrer Gewalt hatte, zugeben; von dem Kind, welches aus Schrecken über einen Donnerschlag zu frühe an die Welt kam, und von andern ähnlichen Anekdoten, welche sehr fähig wäre, ein zärtliches Herz zu heilen. Niemals hab ich eine so pathetische, und, meiner Meinung nach, so überzeugende Rede gehalten. Die Schande, die ich auf den König jezt und in Zukunft fallen sah, durchdrang meine ganze Seele. Ich bat, ich flehte, ich setzte auf alle mögliche Weise in ihn. Ein vergeblicher Versuch schreckte mich nicht ab: ich kehrte öfters zurück: mein Eifer machte zuletzt, daß ich ihn verfolgte, und mich



bisweilen selbst vergaß, wie z. B. in der Unterredung, die wir in dem Garten des Schloßvogts zu Fontainebleau hielten, wo wir so laut redeten, daß uns Bastien und Brünault verstanden.

Ich weiß nicht, ob es jemals etwas so unbegreifliches gegeben hatten. Ein Prinz, dessen seltsame Eigenschaften den Königen immer zum Muster dienen werden, nöthigt uns, entweder einen Theil jenes heldenmüthigen Herzens vor der Welt zu verbergen, oder zu gestehn, daß derselbe nur dazu dient, den andern zuentehren. Ich ergreife, ohne Bedenken, und mit Thränen über die Gebrechlichkeit des Menschen, den letztern Entschluß, weil ich dieß für meine Pflicht halte: ja ich würde sogar glauben, an dem Unterricht der Menschen und besonders der Fürsten, der mein Zweck ist, nur halb gearbeitet zu haben, wenn ich etwas in dieser Schilderung wegließe. Ich zeige ihnen das Herz offen, in welchem so viele Größe mit so vieler Schwachheit vermischt ist, damit die letztere ihnen durch die erstere desto fühlbarer werde, und damit sie gegen eine gefährliche Leidenschaft desto mehr auf ihrer Hut seyen, die, die wie sie sehn werden, in ihrer Seele tausend schändliche Veränderungen erregen kann, die sie sich selbst nicht zugekraut hätten — Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, niedrige Denkensart, Eifersucht, Wuth, und sogar Falschheit und Lügen; ich wiederhole es, Falschheit und Lügen. Heinrich, dieser sonst in allen andern Sachen so gerade, so wahrheitliebende, so offenherzige Mann lernte diese Laster kennen, so

Bald er sich der Liebe überließ. Ich habe öfters bemerkt, daß er mich durch Unvertrauung erdichteter Geheimnisse betrog, wenn schlechterdings nichts ihn nöthigte, mir wahre zuentdecken — daß er öfters eine Rückkehr zur Vernunft und Entschliesung heuchelte, denen sein Herz widersprach: und endlich daß er sich sogar stellte, als wenn er sich seiner Fesseln schämte, zu eben der Zeit, da er in seinem Herzen einen Eid that, dieselben niemals zuzerbrechen, sondern den Knoten vielmehr noch stärker zusammenzuziehn.

Was die Eifersucht betrifft, die ihm seine Maitresse öffentlich vorwarf; so war er wirklich nur allzusehr von dieser Krankheit angesteckt: Es war leicht, dieß aus der Mühe zu sehn, die er sich gab, Nebenbuhler zuverdrängen, die er schwach und furchtsam genug war, nicht verachten, und nicht strafen zu können. Aut Caesar, aut nihil, (entweder alles, oder nichts) schrieb er mir in einem von seinen Briefen. Wie viele seltsame und unerklärliche Widersprüche! Er war überzeugt, daß die Marquisin von Verneuil nur deswegen zu jener verstellten Frömmigkeit ihre Zuflucht nahm, um ihr ausgelassenes Leben damit zubedecken, und diese Ueberzeugung durchbohrte sein Herz mit tausend grausamen und unerträglichen Stichen. Allein diese süße Speise, diese gewürzte Brühe, welche die Begierde, eine wahre Frömmigkeit zu besiegen, einem verdorbnen Herzen so reizend macht, erweckte die gleiche Empfindung in seinem Herzen, als wenn ihre Frömmigkeit ächt gewesen wäre.

Unter allen den unerklärlichen Sachen, die ich an dem König sah, machte mir dieß den meisten Schmerz, und benahm mir größtentheils die Hoffnung, ihn heilen zu können, daß in den Augenblicken, in welchen er durchaus keine Schonung mehr in seinen Reden über seine Maitresse zu kennen schien, dasjenige, was er schrieb, um es ihr sehen zu lassen, immer sehr verschieden davon war. Ich habe das gleiche an der Marquissin bemerkt, allein mit weniger Bewunderung: entweder weil jedes der beyden Verliebten in seinem heftigsten Zorn sich nicht enthalten konnte, immer ein wenig auf das Herz des andern zu zählen, und weil ihr Verständniß gewissermassen fortbauerte, ohne daß sie's selbst bemerkten; oder weil der König, der sinnreich darin war, sich selbst zu entehren, lange Zeit vorher seiner Maitresse Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben hatte, zu deren Gebrauch er sie nicht dadurch nöthigen wollte, daß er sie aufs Aeufferste trieb: oder endlich, — und dieß ist das gelindeste Urtheil, das man über diesen Brinzen fällen kann — weil zwischen ihnen geheime Sachen vorgefallen waren, über die sich Heinrich, entweder aus Schmerz, oder aus Scham, nicht entschliessen konnte, mir oder einem andern Menschen Aufschluß zu geben.

Ich habe alles, was den Gegenstand betrifft, den ich eben behandelte, zusammengestellt, ungeachtet ein Theil der Begebenheiten, die man gelesen, z. B. die Gefangennehmung des Grafen von Ausvergue, und der Prozeß seiner Familie, erst ge-



gen das Ende des Jahres vorfiel; damit ich die Erzählung nicht allzuoft unterbrechen mußte. \*)

\*) Ich füge hier eine Anekdote von Vittorio Siri bey, die sowol die Liebeshändel Heinrichs IV. als die Verschwörung des Grafen von Auvergne betrifft. Dieser Schriftsteller behauptet, Mem. Recond. Vol. I. S. 297. es sey eines von den Stücken der Verschwörung gewesen, man sollte sich der Person des Königs bemächtigen, und ihm in einem Hinterhalt das Leben nehmen, und d'Entragues, welcher die Ausführung desselben auf sich genohmen, habe sich der Liebe dazu bedienen wollen, welche der König, wie er bemerkt, seit einiaer Zeit gegen seine zweyte Tochter gefaßt, welche, der Saage nach, weit schöner war, als ihre Schwester. Er schickte dem zufolge seine Frau nach Fontainebleau, um dieselbe von dort wegzunehmen, weil er nicht zweifelte, der König würde sich allem bloß geben, um sie zu Malesherbes zu sehn, welches nicht mehr, als drey Meilen, von jenem königlichen Lustschloß entfernt ist. Wirklich schickte Heinrich anfangs der Fräulein von Entragues Boten über Boten durch Hofbedienten, die in Bayern verkleidet waren, welchen sie antwortete, sie werde so genau beobachtet, daß es ganz unwahrscheinlich sey, daß sie den König sehn könne. Dessen ungeachtet gieng er selbst dahin, nur von dem Marschall von Bassompierre begleitet: und da er, aus Furcht erkannt zu werden, nicht hinein gehn durfte, so begnügte er sich, mit ihr durch das Fenster eines niedrigen Saales zu reden. Er schrieb ihr alle Tage, und schickte ihr verliebte Verse, die er durch die besten Dichter seines Hofes machen ließ. Endlich traf er mit ihr die Abrede, daß sie sich an einem bestimmten Tag an einem Ort auf dem Felde, das er ihr bezeichnete, und wo er sich verkleidet einzufinden verhieß, in Freyheit sehn wollten. D'Entragues stellte sich, als ob er von diesem allem nichts sehe, allein da er sich nicht enthalten konnte, seiner Tochter etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen, oder sie etwas davon vermuthen zu lassen; so nahm sie, entweder aus Liebe für den König, oder aus Furcht vor den Folgen, ihr Versprechen zurück, und faste noch andre Maasregeln gegen die Gefahren, welchen Heinrich ihrentwegen ausgesetzt war. So viel Widerstand schreckte den König ebenfalls ab; seine Liebe zur Marquisin von Verneuil entflammte sich wieder, und er befand sich, wenn wir dem Siri glauben, dieser wegen in gleicher Gefahr. Eines Tages unter andern, da er verkleidet von Fontainebleau weggieng, um sie zu Verneuil zu sehn, wäre er

Wir wollen sie im Anfang des folgenden Jahres wieder vornehmen, um das Ende zu sehn: wenn wir in dem gegenwärtigen noch einige andre Sachen werden beygefüget haben, welche von denjenigen, die ich eben angeführt habe, ganz verschieden sind.

beynabe fünfzehn oder sechszehn Anverwandten des d'Entragues in die Hände gefallen, welche ihn auf dem Felde erwarteten, um ihn zu ermorden; er entrannt nur durch einen sehr glüklichen Zufall dieser Gefahr. Allein diese Umstände, welche man bey keinem von den bewährten Schriftstellern jener Zeiten findet, sind denjenigen Erzählungen sehr ähnlich, mit welchen ein Fremder, auf Treu und Glauben einiger Volksgerüchte, seine Geschichte auszuschnücken denkt.

Die von den Maitressen Heinrichs IV. die er unter dem Namen Lise besungen hat, ist wahrscheinlich eben diese Fräulein von Entragues, von welcher oben die Rede war, und wir haben noch heutzutag das Original von einigen Gedichten, die er ihr zuschickte: unter andern ein Sonnet, von welchem ich nur die vier ersten Verse anführen will.

Ich weiß nicht, wo ich anheben soll,  
Deine reizende Schönheit zu erheben:  
Denn nichts ist in der Welt, nie war etwas,  
Das du nicht verdunkelst — —

Das übrige ist im gleichen Ton. Ungeachtet im Anfang dieses Sonnets, welches von Heinrichs eigener Hand geschrieben ist, steht, es sey von Collin gemacht worden, einem Dichter, dessen sich der König wirklich öfters zu dergleichen Arbeiten bediente; so ist doch in diesen Gedichten zu wenig Reinigkeit in dem Ausdruck, und zu wenig Dichtkunst, daß man nicht leicht glauben könnte, Heinrich habe sie selbst gemacht, oder wenigstens die Hand dabey gehabt. Cabinet des Herzogs von Süilly.

## Neunzehntes Buch.

1604.

Da der König seit dem Jahr 1602. einen sichern und bequemen Ort suchte, um daselbst das Geld von seinen Finanzen, und die Summen, die er zur Ausführung seiner Entwürfe bestimmt hatte, niederzulegen; so hatte er seine Augen auf die Bastille geworfen, wo er Geldkasten, und alle andern Bequemlichkeiten hatte machen lassen. Er hatte es sogar für seine Pflicht gehalten, über diesen Punkt eine Verordnung zu geben, um diese neue Einrichtung in Ordnung zu bringen, einer Verwirrung zwischen den verschiednen Beamten zu vorzukommen, und zu hindern, daß die Einnehmer mit der Rechnungskammer nicht in Streit geriethen. Hier ist der Inhalt dieser Verordnung.

Man sollte nichts in die Bastille liefern, als was Sr. Majestät rein übrig bliebe, wenn man von den Einkünften des Distrikts, wo dieselben abfallen, sowol die gewöhnlichen, als die ausserordentlichen Ausgaben abgezogen hätte. Das Geld sollte in die Hände des Schatzmeisters, der die Verwaltung hätte, in Beyseyn des Oberaufsehers der Finanzen, oder des Controllieur General überliefert werden: Johann von Vienne bekleidete damals diese letztere Stelle: er und ich hatten, jeder einen



eignen Schlüssel, und der dritte blieb eben diesem Schatzmeister. Wenn das Jahr seiner Verwaltung zu Ende war, so bekam er ein von mir und Vienne unterzeichnetes Certificat von den Summen, welche, während seiner Verwaltung, in die Kassen des Königs gekommen waren; dieses überlieferte er dem, der ihm in der Reihe nachfolgte, und erhielt von demselben eine Quittung, welche beym Vorweisen zu seiner Rechtfertigung diente. Der abwechselnde Schatzmeister konnte die Untersuchung des in dem Certificat enthaltenen fordern, und dem zufolge die in der Schatzkammer verschlossnen Summen besichtigen. Auch war er berechtigt, seine Rechnung auf die bloße Quittung, von der ich eben geredet habe, zu machen, und die Rechnungskammer konnte ihm die Abnahme derselben auf diesen Fuß, ohne eine weitere Untersuchung, nicht verweigern.

Der König glaubte überdas, er müßte ein für allemal seinen Willen kund machen und sein Betragen, sowol in Absicht auf dieses Anhäufen des Geldes, als auf die bereits angezeigten, und noch andre Veränderungen in den Finanzen, die man in kurzem sehen wird, rechtfertigen. Er that dieß in einer Versammlung, die er ausdrücklich deswegen zusammen kommen ließ. Der Kanzler erhielt von ihm ein Verzeichniß derjenigen Personen, welche man dazu berufen sollte, und ließ es denselben wissen; es waren Deputirte von den obersten Gerichtshöfen zu Paris, welche der König ebenfalls ernannte; die vornehmsten Mitglieder

des königlichen Staatsrathes, und die ersten Justiz, Finanz und Polizeybeamten. Diese fanden sich an dem bezeichneten Tag in dem grossen Cabinet des Louvre ein, welches am Ende des Saales der Leibwache liegt, und an das zu dem Zimmer des Königs gehörige Cabinet stößt.

Der König trat, als sie beisammen waren, hinein, und nachdem er jedermann befohlen hatte, sich zu setzen, so erklärte er ihnen die Gründe seines Betragens in einer Rede, welche kürzlich folgendes enthielt: Da die einheimischen Kriege die Finanzen des Königreiches in einen Zustand versetzt, wo die Einkünfte kaum hinreichend gewesen wären, seine jährlichen Schulden zu bezahlen; so sey es unumgänglich nothwendig, nicht nur an der Verbesserung derselben vermittelst der Nachforschungen und Verfolgungen, denen man bereits die Bezahlung eines Theiles der Staatsschulden zu danken hätte, fortzuarbeiten; sondern auch, neue Fonds zu errichten, damit der König, im Fall eines beträchtlichen Krieges, oder einer unruhigen Minderjährigkeit, sich nicht genöthigt sehn müsse, entweder Banquerout zu spielen, oder die Staatsverwaltung wieder in die ehemalige Verwirrung zu stürzen, um Ausgaben zu bestreiten, die er auf keine andre Art bestreiten könnte: Es sey klüger, die Friedenszeiten zu benutzen, um die Sachen auf einen solchen Fuß zu setzen, daß man nichts dergleichen zu befürchten hätte: Die hierzu nöthigen Berrichtungen, mit welchen man aber durch allzugrosse Eilfertigkeit nichts verderben

müßte, wären die Tilgung der Schulden, die der Staat unter verschiedenen Titeln gemacht hätte; die Bezahlung der Aemter, und die Wiedereinziehung der veräußerten Domainen.

Da der König entschlossen war, mit der Untersuchung der Zinse den Anfang zu machen, und man dieß schon in dem laufenden Jahr thun sollte; so ließ er ein Wort über diesen Punkt fallen, um die Gemüther auf die gerechte Strenge vorzubereiten, mit der man hierin zu Werke gehn müßte. Er sagte nemlich, man würde zuerst darnach trachten, einen genauen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, welche das Kapital der aufgelaufenen Zinse, die ihnen aus den königlichen Einkünften bezahlt werden sollten, wirklich an baarem Geld dargeschossen, und denjenigen, welche nur falsche Hypotheken auf den König hätten. Heinrich setzte hinzu, er zähle so sehr auf die Sparsamkeit, mit welcher er in Zukunft seine Finanzen zu behandeln gedächte, daß ein Projekt, welches ihn nöthige, ziemlich grosse Summen Geldes zusammenzuhäufen, ihm keineswegs mit dem Vorhaben, dem Volk durch Verminderung der Abgaben Erleichterung zu verschaffen, welches er nie aus den Augen verlohren hätte, unverträglich zu seyn scheine. Er ermahnte die Versammlung, so gerechte und redliche Absichten zu unterstützen, und befahl, man sollte sich deswegen eine Woche lang alle Tage zweymal an dem gleichen Ort versammeln, um reiflicher hierüber nachzudenken; am Ende dieser Woche sollte man ihm von den gepflognen Berathschlagungen



gungen Nachricht geben, wobey er versprach, den guten Rathschlägen, die man ihm gebe, mit eben der Redlichkeit zu folgen, mit welcher er die Seinigen ertheilen würde, und diejenigen nicht zu vergessen, welche bey diesem Anlaaß ihren Eifer für das Beste des Staates bezeigen würden.

Man tadelt, wie mich dünkt, dergleichen Versammlungen ohne Grund, selbst dannzumal, wann man sie nur für eine Formalität in einem ziemlich unbedeutenden Verstande dieses Worts nimmt, weil sie, wie man sagt, nur dazu dienen, auf eine nicht so durchaus eigenmächtige Weise, den Personen, welche berufen sind, die Sorgen der Regierung mit dem Monarchen zu theilen, den Entschluß desselben zu offenbaren, welcher bereits in einer engeren Rathversammlung gefaßt worden ist. Auch diese blieb nicht ungetadelt, und der Zweck, den Heinrich sich dabey vorsezte, ungeachtet derselbe nichts enthielt, als was gut, lobenswerth, und sogar nothwendig war, fand eben so wenig Beyfall. Ich weiß nicht, was die Vertheidiger der Volksgewalt hierzu sagen werden; aber es dünkt mich, es sey durch eine Menge andrer, diesem ähnlicher, Beyspiele unumstößlich erwiesen, daß die Absichten eines guten und weisen Königs nicht in allen Stücken, und unter allen Umständen mit den Wünschen seiner Unterthanen übereinstimmen müssen. Die Betrachtungen, welche das Volk bestimmen, sind selten ohne Rücksicht auf irgend ein Interesse, oder ohne Beymischung irgend einer Leidenschaft: aber nie, oder beynah nie,

gehn sie über das Gegenwärtige hinaus. Selbst die vernünftigsten Personen scheinen, durch ihre eigne Meinung verführt, sich in geheim zu verschwören, ihre Wünsche zu befriedigen, ohne sich um die Folgen zu bekümmern; ungeachtet sie dieß nicht gestehn wollen, oder es selbst nicht einmal bemerken.

Dieser Fehler ist in der dem Menschen angebohrnen Begierde gegründet. Man will genießen und glücklich seyn; dieß fodert der gegenwärtige Augenblick: aber es giebt in der Staatskunst, und der Regierung zum Unglück Umstände, welche fodern, daß man den Genuß und die Erfüllung dieses Glückes weislich auf zehn, zwanzig, fünfzig und oft noch mehr Jahre verschiebe. Und wie soll man nun dem grossen Haufen, und jener kleinen Anzahl von Personen, welche sich zwar durch ihre Einsichten über den grossen Haufen erheben könnten, aber um der gleichen Begierde willen an demselben hängen bleiben, Geschmak für diese Selbstverläugnung beybringen? Ganz anders verhält es sich mit einem guten und weisen König, oder mit einem Minister, der seine Stelle vertrittet, und seine Geschäfte über sich nimmt. Freylich muß er an dem Glück seiner Unterthanen arbeiten: allein er weis zu gleicher Zeit, daß man diesen Zweck bey nahe immer verfehlt, wenn man denselben zu bald erreichen will: daß, wenn man ihn einmal verfehlt hat, kein Verhältniß zwischen dem nur allzuwirklichen Schaden, in welchen dieser Fehler stürzt, und dem bloß geglaubten und erdichteten Uebel

ist, worüber jedermann sich beklagt, sobald ihm irgend etwas mangelt. Wie glücklich ist ein Staat, welcher nach Grundsätzen regiert wird, die ihn in den Stand setzen, es zu werden! Der Beherrscher trittet alles besondre und überhingehende Interesse zu Boden, um nach jenem allgemeinen Glück zu streben. Sein Amt macht ihn eben so gut zum Vater seiner Unterthanen, welche erst drey oder vier Menschenalter nach ihm da seyn werden, als er der Vater derjenigen ist, welche jetzt leben; und zeigt ihm, daß die falsche Zärtlichkeit, die er diesen auf Unkosten jener beweisen würde, der Vorliebe ähnlich wäre, die ein Hausvater gegen einige seiner Kinder hätte, wenn er auch gleich sähe, daß seine Familie darüber zu Grund gehn müßte.

Da also der Plan, den Heinrich sich entworfen hatte, um seine Unterthanen glücklich zu machen, erforderte, daß er seine Finanzen auf alle mögliche Weise vergrößerte, statt, nach dem unaufhörlichen Geschwätz jener angeblichen Eiferer für das Wohl des Staates, sie auf alle mögliche Weise zu beschneiden; so fragte mich Heinrich besonders um meine Meinung über die dienlichen Mittel. Die Fortschritte, die ich in dem Finanzwesen gemacht hatte, ließen mich solche Mittel finden, welche, einerseits für das Volk nicht allzudrückend, und anderseits doch sehr nützlich waren. Ich sammelte die neun vornehmsten in einen Aufsatz, den ich Sr. Majestät überreichte. Hier sind sie.

I. Die Pächter, welche in den letzten Zeiten die beträchtlichsten Finanzpachtungen in Händen ges



habt, hatten den Ertrag derselben, unter dem Vorwand verschiedner, dem Scheine nach nöthiger, Ausgaben unterschlagen, hatten sie hierauf zum Ruin des Schazes in Rechnung gebracht, weil dieser sie empfangen zu haben schien, da er doch in der That nichts empfangen hatte. Dieser Artikel hatte die Krone in eine Schuld von einigen Millionen gestekt. Ich begehrte eine neue Untersuchung aller dieser Rechnungen und Verzeichnisse, um über diese Pachtbesitzer herfallen zu können, welche unter den verschiednen Namen, deren sie sich zu diesen Diebstrieffen bedient hatten, nicht so gut verborgen waren, daß ich nicht zu ihnen gelangen könnte.

2. Die französische Geistlichkeit hatte neulich durch den Mund ihrer Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, ihren Generaleinnehmer, Castille, als einen Betrieger, anklagen lassen. Ihre Bittschrift, welche an mich gerichtet war, begleitete ein so deutlicher und bestimmter Aufsatz, der die Anklagepunkten enthielt, daß es nur von Sr. Majestät abhieng, sich die unermesslichen Summen zurückgeben zu lassen, die dieser Einnehmer unterschlagen hatte.

3. Alle Finanzpächter und Beamten, besonders die Schatzmeister von Frankreich, konnten als grosse Zerstörer der Finanzen dem Castille beygefügt werden, und zwar vermittelst der Errichtung einer Justizkammer; diese mußte nothwendig grosse Vortheile hervorbringen, wosern man die Ränke und heimlichen Kniffe davon entfernen könnte, welche sie gewöhnlich unnütze machen

4. Die Mißbräuche in der Veräußerung der Dör-

mainen waren so handgreiflich, daß verschiedne von denjenigen, welche wirklich im Besiß derselben waren, sie ohne Recht, und durch bloße Usurpation besaßen: die übrigen hatten sie um einen so geringen Preis erkaufte, daß sie schon in dem ersten Jahr nach dem Fuß des sechszehnten Pfennings, der damals im Gang war, mehr, als bezahlt worden waren. Dieß bewies ich dem König, der es nicht gestatten wollte, diese Veräußerungen genau zu untersuchen, aufs deutlichste, um ihn dadurch zu nöthigen, daß er seine Einwilligung zur Wiedereinziehung aller dieser Güter, oder dazu gäbe, daß man die Käufer verpflichtete, den wahren Werth derselben zu bezahlen.

5. Der gleiche Mißbrauch herrschte bey verschiedenen Stellen und Bedienungen, und das gleiche Mittel war dabey zu gebrauchen; nemlich man sollte die Besißer zwingen, entweder nach Maassgab ihrer Einkünfte, die Summe, die sie dafür bezahlt hatten, zu vergrößern, oder dieselbe als Wiederbezahlung für die Bedienung anzunehmen.

6. Die schlechte Verwaltung der Finanzen war Schuld, daß die Schulden, welche die Krone den Schweizerkantonen bezahlen sollte, statt abzunehmen, sich bisher immer vermehret hatten. Ich hatte diesem Theil bereits eine so ganz andre Gestalt gegeben, daß ich durch eine zu rechter Zeit bezahlte Million, acht Millionen sowol an Zinsen, als an Kapital bezahlt hatte. Wenn ich den gleichen Fleiß auf das übrige dieser Schuld verwandte,

so konnte der Staat in kurzem von derselben befreuet werden.

7. So leicht es war, den König in den Besitz seiner veräußerten Domainen zusetzen, eben so vortheilhaft war es für ihn, ich weiß nicht wie viel kleine Theile davon zuveräußern, welche in liegenden Gütern und Gerechtsamen bestanden, deren Unkosten, sowol für Verbesserungen, Pachtbriefe und Einsammlung, als wegen vorgewandter gerichtlicher Verfolgungen, Erlassungen, Verbesserungen, und anderer ähnlicher Sachen, durch die Nachsicht der Herrn Finanzschazmeister, welche gewissermassen allein Nutzen davon zogen, so ungeheuer wurden, daß nach dem Calcul, den ich darüber gemacht, indem ich zehn Jahre zusammen nahm, mehr als ein Fünftheil unterschlagen ward, ehe der König einen Heller davon bekam; so unverschämt waren die Räubereyen, die die Finanzbedienten sich erlaubten. Wenn der König alle diese Einkünfte um den in dem Finanztarif gemachten Anschlag veräußerte, so mußte er mehr, als doppelt dabey gewinnen, weil er aus dem hieraus erlösten Gelde nur andre Einkünften wieder an sich kaufen durfte, welche auf den zehnten Pfennig gesetzt waren.

8. In Absicht auf die Wiedereinziehung der veräußerten königlichen Gefälle war noch mehr zu erwarten. Eine Gesellschaft von Pächtern hatte sich gegen mich anerbotten, dem König für vierzig Millionen dergleichen Gefälle wieder zuverschaffen, ohne daß er irgend etwas für diese Einlösung bez



zahlen müßte, wenn man ihnen nur die Wahl dieser Gefälle überliesse, und wegen einer gewissen Anzahl von Jahren übereinkäme, in welchen sie dieselben genießen könnten; nach deren Verfluß sie dem König dieselben ganz frey und von allen Schulden entladen zurückgeben wollten. Statt ihr Anerbieten anzunehmen, durften Se. Majestät den Profit, den sie wahrscheinlich dabey finden würden, nur selbst an sich ziehen.

9. Frankreich hatte ein sicheres Mittel an der Hand, den ganzen Handel auf dem Ocean und dem mittelländischen Meer an sich zuziehn, und denselben mit einmal, ohne grosse Unkosten mitten in seine Provinzen zuversetzen. Freylich müßte es zu diesem Ende hin, vermittelst einiger Canäle, die Seine mit der Loire, diese mit der Saone, und die Saone mit der Maas \*) verbinden: allein das

---

\*) Ehe der Herzog von Sully Minister war, hatte man in Frankreich noch nicht daran gedacht, die Flüsse zube-  
nutzen, denen das Königreich doch, wie man gesteht,  
seine Reichthümer und seinen Ueberfluß zudanken hat. Er  
machte den Anfang mit dem Canal von Briare, wie man  
bald sehn wird; allein weiter konnte er nicht gehn. Viel-  
leicht wird nichts die Regierung Ludwigs des Grossen  
mehr verewigen, als jener bewundernswürdige Canal, der  
die beyden Meere vereinigt. Der Nutzen, den der Staat  
aus diesen zwey Unternehmungen zieht, die so glücklich  
ausgeführt wurden, zeigt uns, ohne jezt einmal von dem  
Beispiel zureden, das Holland uns giebt, was wir noch  
weiter thun sollten, und beweist zugleich, daß diese Pro-  
jekte, so schwer sie auch scheinen mögen, gleichwol nicht  
unmöglich sind. Die Vereinigung der Flüsse, und die  
Anlegung der königlichen Strassen, welche die Commu-

gegen verspricht dieses Projekt bey dem ersten Anblick jährlich nicht weniger, als zwey Millionen Profit, mit welchen wir uns einzig auf Spaniens Unkosten bereichern würden, und dieses wären wahre und gründliche Reichthümer, so wie alle diejenigen, die der Handel verschafft.

Ich ließ mich über jeden dieser Punkte noch weit näher ein, als ich dem König Nachricht davon gab, und legte diesem Aufsatz noch die Be-

nikation sowohl zwischen den verschiedenen Theilen einer Provinz, als zwischen mehreren Provinzen unterhalten, sind vielleicht die zwey wichtigsten Gegenstände, mit denen sich eine weise Regierung in Friedenszeiten beschäftigen soll. Wenn man entweder die Truppen, welche dem Staat dazumal, oder jene entsetzliche Menge von Bettlern, die demselben immer unnütze sind, dazu gebraucht; so findet man zugleich ein Mittel, diese Werke mit mittelmäßigen Unkosten zumachen, und den Müßiggang zu verbannen, welcher aus den letztern gemeinlich nichts, als Dieben und Räuber macht; neben dem, daß man dadurch den Handel nach allen Theilen des Königreiches bringt.

Es scheint freylich nothwendig, daß irgendwo ein Hauptmittelpunkt der Reichthümer sey: allein deswegen muß man dem Wohl der Hauptstadt eben so wenig alle andern Städte opfern. Diese ist in dem Staatskörper, was dem menschlichen Leibe das Herz ist, welches unaufhörlich Blut empfängt, und dasselbe unaufhörlich in die entferntesten Theile zurücksendet, so daß diese desselben nicht beraubt werden können, ohne daß die ganze Maschine in Kraftlosigkeit versinke. Man konnte sich viele Mühe in Absicht auf das Studium jener geheimen Triebfeder ersparen, welche auch die kleinsten Theile des Handels in Bewegung setzen, wenn man sie durch die so einfache Kunst, das Landvolk in bequeme Umstände und in den Ueberfluß zu versetzen, vollständig machen wollte.

richtung des Ertrags der Gefälle bey, welche nicht hierunter begriffen waren. Er hatte ohne Zweifel ganz was anders erwartet, und seine natürliche Lebhaftigkeit hinderte ihn, meine Reden mit der nöthigen Aufmerksamkeit anzuhören: er machte mir anfänglich tausend Schwierigkeiten über jedes dieser Projekte: sie schienen ihm freylich groß; aber die einen zu unbestimmt, die andern zu unbeträchtlich, einige schwer auszuführen, und andre, nicht leicht unter sich zuvereinigen, und dieß alles, weil er sie noch nicht deutlich einsah. Ich wußte wol, was der König haben wollte, und was mehr nach seinem Geschmak gewesen wäre: Vermehrung der Auflagen; Errichtung neuer Bedienungen; neue Veräußerungen der Domainen. Ich konnte, nach einem Projekt, das ich über diese letztern Hilfsmittel zu Vapeir gebracht hatte, und ihm vorwies, vier und zwanzig Millionen baares Geld in seine Kassen bringen, und mehr als sechszig Millionen vermittlest der Errichtung eines Pachts von fünf Millionen jährlich, um welche ich sechs von seinen Pachtungen erhöht hatte: allein ich brachte ihn leicht zu dem Geständniß, daß diese Mittel, wenn sie auch schnell wirkten, doch zugleich für das Volk unerträglich drückend wären: man müsse nur in der dringendsten Noth seine Zuflucht zu denselben nehmen, und inzwischen die Muffe, die der Friede gebe, zur Ausführung derjenigen brauchen, welche mehr Zeit und Sorgfalt foderten, wie z. B. jene neun, die ich ihm eben vorgeschlagen hatte. Ich versicherte ihn gleichwol, daß diese Mittel,



die er so wenig zuachten geschienen, wenn man sie zu rechter Zeit gebrauchte, und eins auf das andre folgen ließe, ihn mit der Zeit um zweyhundert Millionen reicher machen könnten.

Der König ließ sich durch meine Gründe überzeugen, und wir beschlossen, den Anfang mit Berichtigung der Staatszinsse zumachen, da ich ihm aus genauen Auszügen und andern authentischen Schriften der Rechnungskammer, der Steuerkammer und anderer Finanzcomptoirs gezeigt hatte, daß diese Arbeit ohne die geringste Ungerechtigkeit dem Königlichen Schatz sechs Millionen eintragen konnte. Dieses Mittel gefiel ihm nach der Hand so sehr, daß er den Anfang der Ausführung mit der größten Ungeduld erwartete, und daß er mir keinen Brief schrieb, ohne desselben zudenken.

Um diese Sachen glücklich auszuführen, war es meines Erachtens nothwendig, daß der König einzig deswegen eine Commission niedersetzte, oder ein Comtoir errichtete. Die Rechnungskammer setzte sich dawider: allein man achtete auf ihre Gründe nicht. Diese Commission bestand aus den Herrn von Chateaucuf, Calignon, und Jeannin, den Präsidenten von Thou und Tambonnau, welche abwechselten, und Rebourz; aus einem Schatzmeister und Schreiber, nemlich Le Gras und Resgnouard. Ich war Präsident, und wohnte demselben bey, wenn meine übrigen Geschäfte es erlaubten. Allein wenn ich mich auch nicht dabey einfinden konnte, so gieng doch alles nach dem Plane fort, den ich der Commission zur Richtschnur

vorgezeichnet hatte. \*) Es würde allzulänglich seyn, denselben hier anzuführen. Ich begnüge mich deswegen zuzagen, daß ich darinn auf eine sehr deutliche und bestimmte Art einen Unterscheid zwischen den zuverzinsenden Capitalien machte, welche zu so verschiednen Zeiten, und von so ungleichen Orten her waren aufgenommen worden: denn es gab welche darunter, von denen man nur den dritten Theil, andre, von denen man die Hälfte, und noch andre, welche man ganz an baarem Geld empfangen hatte: ferner solche, die den Eigenthümern nicht viel kosteten, andre, die ganz erdichtet, und andre, welche ächt waren. An diesen letztern änderte man nichts, als daß man sie nach ihren ursprünglichen Bedingungen noch sicherer stellte: die übrigen wurden alle, nach Maaßgabe der dabey mit unterlaufenen Betriegerereyen und Ungerechtigkeiten, entweder ganz vernichtet, oder nach dem eigentlich darauf haftenden Capital bezahlt, oder einige auf den achtzehnten, den zwanzigsten und einige sogar auf den fünf und zwanzigsten Pfening herabgesetzt. Es gab welche darunter, deren Besizer angehalten wurden, die Zinsen, die sie mit Unrecht bekommen hatten, zurückzugeben, und andre, deren eingenommene Zinsen zum Capital geschlagen und so zur Tilgung desselben gebraucht wurden. Der Staat gewann hiez bey noch überdas die Aufhebung einer Menge vor

---

\*) Diese Verordnungen sind in den alten Memoiren unständlicher ausgesetzt: Finanzbeamten können sich dort Rath erholen.

Stellen zur Bezahlung der Zinse, welche eine ganz unnütze Last waren: ich behielt nur eine einzige bey.

Die von mir vorgeschlagenen Untersuchungen gegen die Finanzbedienten und Monopolisten ward hierauf durch eine neuerrichtete Justizkammer vollzogen. Allein da man den Mißbrauch des Anhaltens und der Vorbitten nicht unmöglich gemacht hatte; so brachte dieselbe nur die gewöhnliche Wirkung hervor, nemlich daß die Strafbarsten ungestraft aus der Sache kamen, da hingegen diejenigen, welche nicht so sehr gefehlt hatten, die ganze Strenge der Gesetze erführen. Man gebrauchte in den Zeiten, welche unmittelbar auf meine Verwaltung folgten, dieses Hilfsmittel nicht mehr, weil ich grosse Sorgfalt trug, daß die Schuldigen auf der Stelle die Strafe für ihre Betriegerereyen bekamen. Man untersuchte diejenigen, welche zu Rouen waren begangen worden, aufs strengste, und man fieng nunmehr an, allen diesen feinen Ränken den verdienten Namen zu geben, und dieser unrechtmäßige Profit, der Frankreich so lange arm gemacht, und nur die Finanzbedienten bereichert hatte, ward ohne Schonung als Diebstahl und Veruntreuung behandelt. Die Redlichkeit fieng an, in einem Tempel zu wohnen, in welchem sie bisher fremde gewesen war.

Da die Oberschatzmeister mir dies Jahr ihre Rechnungen überliefert hatten, welche ganz mit Rückständen angefüllt waren; so fand ich kein bessers Mittel, um ihnen eine Methode abzugewöh-



nen, welche mir im höchsten Grad verdächtig war, als daß ich ihnen diese angeblichen Rückstände zur Bezahlung ihrer Besoldungen für das künftige Jahr anwies. Die Entsetzung des Drouart, an dessen Stelle Montauban kam, und einige andre Strafen von dieser Art, lehrten die vornehmsten Beamten in diesem Fache, ihre Pflicht, und zwar getreulich, zu erfüllen. Durch ein Urtheil, welches gegen einen gewissen le Roi gefällt ward, wurde bey einer Strafe von hunderttausend Livres verboten, einen fremden bey den Pachtungen Sr. Majestät zum Mitgenossen anzunehmen. Diese Verordnung ward den Haupttheilhabern an den Finanzen, und den übrigen königlichen Pachtungen zu Paris und in den vornehmsten Städten des Königreichs, im Namen des Generalpächters der fünf grossen Pachtungen, Carl dâ Ham, kund gemacht.

Ich beklagte mich bey dem König über einen Eingrif, den das Parlament von Toulouse in seine Rechte gethan, indem dasselbe eigenmächtig, und den Edikten Sr. Majestät zuwider, die Ausfuhr des Getreides aus der Provinz Languedoc verboten hatte. Ich bekam von diesem Unternehmen durch die Oberschatzmeister dieser Provinz Nachricht, weil dasselbe zum Ruin der Aus- und Einfuhrzölle gereichte, deren Pachtbeständer einen beträchtlichen Nachlaß foderten. Es war überdas den Fortifikationen und den Galeen nachtheilig, weil die Unterhaltungskosten derselben von diesen Zöllen genommen ward

Die Erhöhung der Gütersteuer um viermalhundert

tausend Livres, in welche man die eine Hälfte der Abgabe eines Sol vom Livre verwandelt hatte, wurde noch immerfort bezogen, so wie auch die zweyte Hälfte einer ähnlichen Summe, welche auf die Kaufmannswaren gelegt worden war, ungesachtet das Edikt, durch welches diese Abgaben eingeführt wurden, nur auf zwey Jahre gültig seyn sollte. Die Finanzcomptoirs machten Sr Majestät Vorstellungen hierüber. Sie beklagten sich über den Mißcredit, in welchen einige Pachtungen gefallen waren, welche mit dem Handel nach Spanien in Beziehung standen, der neulich untersagt worden war; so wie auch über die mannigfaltigen Edikte, welche täglich von dem königlichen Staatsrath ausgefertigt wurden, und die laut ihrem Berichte noch drückender für das Volk waren, als die Steuer selbst. Ich läugne nicht, daß diese Klagen so gerecht waren, daß ich bereits lange vor ihnen dem König hierüber Vorstellungen gemacht hatte. Er schrieb zwey Briefe hierüber, den einen an seinen geheimen Rath, in welchem er demselben meldete, daß die gegenwärtigen Umstände, und besonders die Zurüstungen der Spanier zum Krieg, ihm nicht erlaubten, von allen diesen Abgaben etwas für das laufende Jahr zu erlassen, der zweyte war an mich gerichtet, und befahl mir, ich sollte dem Staatsrath seinen Entschluß belieben.

Ich unterstützte diesen Entschluß nach allem Vermögen in demjenigen, was meine Generalfeldzeugmeisterstelle betraf. Das Arsenal war nunmehr

mit hundert Stücken schweren Geschüzes versehen. In den Galerien desselben befanden sich Waffen für fünfzehntausend Mann Infanterie, und dreytausend Mann Cavallerie; zwanzigtausend Centner Pulver waren in dem Temple und der Bastille, nebst hunderttausend Kugeln. Ich erinnere mich, daß Heinrich einst, da er mit mir in den grossen Hallen des Arsenal's herums spazierte, über die grosse Menge von Feinden, die ihm drohte, und über die Stärke derselben unruhig zuseyn schien. Ich zeigte ihm diesen furchtbaren Vorrath, welcher im Stand war, sie alle zu bezwingen. Er verlangte ein Verzeichniß von den Waffen, Munitionen, und seiner ganzen Artillerie, nebst einem summarischen Sortenverzeichniß von seinem baaren Geld, und dem, was er in den Jahren 1605 und 1606. dazu legen könnte. Er trat in mein Cabinet, und ließ diesen Aufsatz durch meine Sekretarien verfertigen, um ihn immer in der Tasche zutragen.

Die Einrichtung des Militarwesens und die Kriegszucht waren eine von den Angelegenheiten der Regierung, welche es am meisten bedurfte, daß man an einer Verbesserung derselben arbeitete. Es ist bey nahe unbegreiflich, daß man bey einer Nation, welche seit ihrem Ursprung bey nahe niemals aufhörte, die Waffen zu tragen, und welche sogar gewissermassen ihr einziges Handwerk hieraus machte, bis auf diese Zeit gewartet hat, dieses in die nöthige Ordnung zubringen. Die französische Miliz war etwas durchaus unerträgliches. Man warb die Rekruten für die Infanterie mit



Gewalt an, und trieb sie mit dem Stof ins Feld: man hielt ihnen ungerechter Weise ihren Sold zurück: man drohte ihnen nur mit Gefängniß: immer stand der Galgen vor ihren Augen: man zwang sie, alles zubersuchen, um auszureißen zu können, und um dieses Unheil zuberhüten, mußten die Profosen sie gleichsam unaufhörlich in ihren Zelten belagern. Selbst die Offiziere waren, weil man sie schlecht bezahlte, gewissermassen zu Gewaltthatigkeiten und Räubereyen berechtigt: Heinrich sagte öfters, und hierinn redete er aus eigener Erfahrung, es sey unmöglich, daß der Staat jemals gut bedient würde, so lange man keine bessere Ordnung bey den Truppen einführte.

Diese Ordnung hieng zuerst von der genauen Bezahlung derselben ab. Der König ließ deswegen dieses seine erste Sorge seyn, dieselbe für die Zukunft so zusichern, daß sie durch nichts verzögert, und der dazu bestimmte Fonds zu nichts andern gebraucht werden konnte. Auf diese Verordnung folgte eine andre, welche eben so gerecht, und eben so fähig war, den Militarstand angenehm zu machen: es ist diejenige, worinn man für den Unterhalt der Soldaten sorgt, wenn die Wunden, die sie bekommen hatten, oder die Krankheiten, worein sie in Sr. Majestät Diensten gefallen waren, sie ausser Stand setzten, zu dienen und zu arbeiten. Man sorgte dafür, daß es ihnen in dieser traurigen Lage weder an den Nothwendigkeiten des Lebens, noch an irgend einer Sache mangeln möch-

te, die zur Erleichterung ihrer Umstände dienen könnte. \*)

Die Freyheit, mit welcher ich von den Fehlern des Königs geredet, hat mir das Recht erworben, ihn wegen seiner guten Eigenschaften zu loben. Ordnung und Sparsamkeit waren Tugenden, die ihm angebohren waren, und ihm beynahe nichts kosteten. Nie konnte ein Fürst einen Minister so gut entbehren, wie er. Die Behandlung der Geschäfte war keine Arbeit für ihn, sondern ein Vergnügen.

\*) Laut eines königlichen Edictes vom 7. Julius 1605. (vermuthlich weil dieses Geschäft nicht eher, als im folgenden Jahr zu Stand gebracht werden konnte) räumt Se. Majestät den in seinen Diensten verstümmelten Edelleuten, Offizieren und Soldaten, das königliche Haus der christlichen Mildthätigkeit (de la Charité chrétienne) ein, welches aus den, bey den Rechnungen der Hofviraler, Almosenstiftungen, und Siechenhäuser, und der Jahrgelder der Layenbrüder, und Conversen, übriggebliebenen Summen gestiftet ward. Die Oberaufseherstelle gehörte dem Connetable. Diese Anstalt ward nach der Hand in eine andre abgeändert, der besser zusagen durch dieselbe verdunkelt, welche Ludwig der Grosse in unsern Zeiten errichtet hat, da er das Mars oder Invalidenhospital erbauen ließ; ein Denkmal, welches allein hinreichend wäre, sein Andenken zu verewigen. — Jenes Haus der christlichen Mildthätigkeit war vorher weiter nichts, als ein Hospital ohne Einkünfte, welches Heinrich III. für verstümmelte Soldaten erbauet hatte: es lag in der Vorstadt St. Marcel, in der Ursine Gasse, und war damals ganz zerfallen. Zwey Jahre nachher ließ Heinrich ebenfalls den Hospital des H. Ludwigs bauen: er bewilligte deswegen dem Hotel Dieu von jedem Minot Salz in der Generalite von Paris zehn Sous auf fünf Jahre, und fünf Sous auf immer.

gnügen. Die Prinzen, welche sich persönlich in die Regierungsangelegenheiten einlassen, verfallen gewöhnlich in einen von diesen zween Fehlern: entweder können sie sich nicht zu mittelmäßigen Sachen herablassen, oder sich nicht zu den wichtigsten erheben. Heinrichs Geist richtete sich mit der gleichen Leichtigkeit nach dem grossen und nach dem kleinen. Alle seine Briefe sind Beweise hiervon, und der Gebrauch, den man hatte, sich bisweilen um blosser Kleinigkeiten willen an ihn zu wenden, zeigt dieß noch deutlicher. Man war schon seit langem einem Weinändler zu Gisors, welcher ehemals den Wein für die königliche Hofhaltung hergegeben hatte, zweyhundert und fünfzig Thaler schuldig. Der König überschilte mir dieselben, um ihn zu bezahlen, und noch etwas mehr, um ihn wegen der Verzögerung schadlos zuhalten. „Mein Gewissen, schreibt er mir, nöthigt mich, mit diesem armen Manne Mitleiden zu haben.“ Vielleicht hab ich bereits nur allzuviel dergleichen Züge hiehergesetzt. Allein noch schlimmer wäre es, wenn ich dem Publikum alle die Briefe vorlegen wollte, die dieser Prinz an mich geschrieben hat.

Was jene andern Projekte betrifft, deren erhabener Gegenstand entweder mit seinem Ruhm, oder mit dem Glück seiner Unterthanen in Verbindung stand; so vertor er dieselben niemals aus dem Gesichte, nicht einmal beyhm Gefühl der Widerwärtigkeiten, und der Freude. Um zusehn, ob seine Entwürfe mit den meinigen übereinstimmten, legte er mir schon seit langem Fragen vor, und befahl mir,



alles das niederzuschreiben, was meiner Meinung nach, im Stand wäre, einen mächtigen Staat zu zerstören, oder auch nur den Ruhm desselben zubezwecken. Ich glaubte, seinem Begehren nicht besser entsprechen zu können, als wenn ich ihm einen so ganz einfachen, und mit so wenig unnützen Verzierungen des Stils versehenen Aufsatz überreichte, daß er ihn mit einem einzigen Blick überschauen konnte. Es war eine bloße Erzählung der Mißbräuche, welche sich gewöhnlich in die Staaten einschleichen, ohne weitere Erklärung oder Beweis. Ich lege denselben hier meinen Lesern vor, welchen sie wenigstens, als ein kurzer Innbegriff der Grundsätze dienen kann, die ich ihnen bereits gezeigt, und die sie auch in dem Verfolg dieser Denkwürdigkeiten anzutreffen erwarten müssen.

Diese Ursachen des Untergangs, oder der Schwächung der Monarchien sind übertriebne Auflagen, Monopolien, hauptsächlich im Getreidehandel, Vernachlässigung des Comerzwesens, der Gewerbe, des Feldbaues, der Künste und Handwerker; die grosse Anzahl der Bedienungen, die Besoldungen der Aemter, die übermäßige Macht derjenigen, welche dieselbe besitzen; die Unkosten, die Verzögerungen und Ungerechtigkeiten bey der Justizverwaltung; der Müßiggang, der übermäßige Aufwand, und alles, was darauf Beziehung hat, die Zügellosigkeit, und das Verderbniß der Sitten; die Verwirrung der Stände; die öftern Veränderungen in der Münze, die ungerechten und thörichten Kriege; der Despotismus der Monarchen; ihre blinde

Anhänglichkeit an gewisse Personen; ihr Vorurtheil für gewisse Stände, oder Handthierungen; die Habsucht ihrer Minister und Günstlinge; die Herabwürdigung der Standespersonen; die Verachtung und Hindansetzung der Gelehrten; die Duldung schändlicher Gebräuche, und die Uebertretung guter Geseze; die eigensinnige Anhänglichkeit an gleichgültige oder dem Mißbrauch unterworfenne Gebräuche; die Menge verwirrender Verordnungen, und unnützer Befehle.

Wenn ich unter allen Regierungsarten, von welchen man in dieser Monarchie Beyspiele hat, wählen müßte; so würde ich Clovis, Carl den Großen, Philipp August und Carl den Weisen \*) zu Mustern

---

\*) Vielleicht käme man der Wahrheit noch näher, wenn man die drey erstern abrechnete, und den einzigen Carl V. wählte. Wenn man den Charakter Heinrichs IV. und des Herzogs von Süilly untersucht; so findet man bey dem erstern die Denkensart eines Römers, und bey dem letztern die Denkensart eines rechtschafnen Lacedämoniers. Die hier angeführten Grundsätze haben alle ein wenig von diesen beyden vermischten Denkensarten an sich. Ich habe oben bemerkt, wie man die allzustrengen Grundsätze des Herzogs mildern könnte, und will hier die gleiche Freyheit in Absicht auf die allzustarke Neigung Heinrichs zum Krieg nehmen. Es ist unwidersprechlich, daß kriegerische Gesinnungen die Schutzwehr eines Staates sind. Man muß dieselben sorgfältig unterhalten, aber so, wie man einen Doggen unterhält, der das Haus bewacht: man fetter ihn an, und erlaubt ihm nur sehr selten die Freyheit, aus Furcht, er möchte seinen eignen Herrn zerreißen. Der bloße Ruhm der Tapferkeit bringt bey nahe die gleichen Wirkungen alle hervor, wie der Gebrauch, den man davon machen könnte. Hier ist ein Grundsatz;

vorschlagen, und würde wünschen, daß man seine Augen von dem ganzen Zeitraum wegwende, welcher zwischen Carl VIII. und unsern Zeiten verfloßen ist: und wenn ich einen Grundsatz fest setzen müßte, so wär es dieser: die guten Sitten, und die guten Gesetze erzeugen sich wechselweise. Zum Unglück für uns wird die höchst nützliche Verkettung dieser beyden Sachen uns erst dannzumal fühlbar, wenn wir das Verderbniß und alle Mißbräuche zu gleicher Zeit auf den höchsten Grad getrieben haben; so daß dasjenige in der Welt immer das größte Uebel ist, was die Quelle des Glückes wird. Weil die Verordnungen für die Vermehrung und die Sicherheit des Handels dem König unter die wichtigsten in der Verwaltung eines Staates zugehören schienen; so wandte er auch seine vornehmste Sorge auf diesen Punkt. Da das Projekt eines Canals, um die Seine und die Loire \*)

---

den man unter die natürlichsten setzen kann; man müsse jedes andre Mittel dem Krieg vorziehen, wenn man durch dasselbe den gleichen Endzweck erreichen kann.

\*) Dieß ist der Canal von Briarre, welcher von dieser kleinen Stadt bis nach Montargis geht, welches Städtchen zehn Meilen davon entfernet ist. Er sollte bis nach Moret geführt werden: allein dieser Theil des Projekts fand nicht Statt; man ließ sogar den Canal liegen, nachdem man mehr, als dreyhunderttausend Thaler darauf verwandt hatte, wegen der Bosheit derer, die den Herrn von Rosny beneideten, oder nach Mezerai's Bericht, wegen der Veränderungen in dem Ministerium. Diese Arbeit war damals bereits sehr weit gekommen, man hat sie seither fortgesetzt, und endlich ward sie vollendet. Herr von Thou ertheilt dem Herzog von Sully



mit einander zu vereinigen, ratifiziert worden war; so begab ich mich persönlich an Ort und Stelle, damit keine Irrung in den Zurüstungen vorgehn möchte, welche vor der Ausführung hergehn mußten, und die sowol im Abmessen der Höhen, und dem Nivellieren des Bodens, als auch in der Benutzung der Bequemlichkeiten bestanden, die derselbe etwa anbieten könnte. Ich wandte nicht viel Zeit auf diese Sache, weil der König mich, beynahe unmittelbar nach der Abreise, wieder zurück beruhte. Eben so berichtigte ich auch einige Geschäfte die den Handel betrafen, auf der Reise, die ich, wie man oben gesehn hat, nach Poitou machte.

Das wichtigste und verworrenste Geschäfte war

---

große Lobsprüche, und erkennt ihn für den Urheber dieses Unternehmens. 132. Buch. Dies beweisen die Platten, welches eine Art von silbernen und kühfernen Medaillen waren, noch deutlicher, die man im Jahr 1737. fand, als man an den Schleussen dieses Canals arbeitete, und die man wol nicht hätte wegnehmen sollen. Der Graf von Büron, welcher an diesem Canal Antheil hat, übersandte dem Herzog von Sully die kühfernen, die derselbe in seinem Medaillencabinet aufbewahrt, und behielt die silbernen ihres Werthes wegen für sich. Auf einer von diesen kühfernen Medaillen ist das Wappen des Herzogs von Sully eingegraben, und auf einer andern folgende Aufschrift. 1607. Maximilian von Bethune, unter der Regierung Heinrichs IV. durch die Hand des Herrn Peter Ozon, dießmaligen Maire und Gouverneur von Mantargis - le - Franc. Der Herzog von Sully hat bereits einen Theil der diesen Canal betreffenden Schriften und Aufsätze wieder zusammengebracht.

Dasjenige, in welches wir dieses Jahr mit Spanien, wegen dem gegenseitigen Handel beyder Nationen verwickelt wurden. \*) Der König von Spanien hatte im letztverstorbenen Jahr eine Abgabe von dreyßig Prozent auf alle Kaufmannswaaren gelegt, welche aus Frankreich nach Spanien oder den Niederlanden, so wie auch auf diejenigen, welche aus den beyden letztern Staaten nach Frankreich gehn würden. Eine offenbar ungerechte Auflage, welche den Unterthanen des Königs von Spanien in beyden ihm unterwürfigen Ländern eben so sehr zuwider war, als sich die Franzosen darüber ärgerten. Der König vergalt dieß durch ein ausdrückliches Gebot, sich alles Handels mit den Unterthanen des Königs von Spanien und der Erzherzogen zu enthalten, und durch eine noch stärkere Auflage, auf die spanischen Waaren, welche zu Calais ausgeschiffet wurden. Allein jenes Verbot war nicht im Stand den Schleichhandel mit unsern Waaren in dem feindlichen Gebiete zu hindern. Die französischen Kaufleute konnten über das, ungeachtet des neuen Monopoliums, an unserm Getreide, unsern Luchern und übrigen Kaufmannswaaren bey dem Mangel, den Spanien an allen diesen Sachen hatte, einen so grossen Profit machen, daß sie sich ohne Scheu der ganzen Strenge der Geseze bloß gaben. Es entstand sogar eine Art von Empörung deswegen zu Marseille, wovon der Präsident du Vair dem Hof Nachricht

---

\*) S. die Chron. sept. Jahr 1604.

gab. Die Kaufleute dieser Stadt sahen mit dem größten Unwillen, daß, während dem man sie nöthigte, unthätig zu bleiben, die Italiäner ihnen ihre Waaren vor dem Mund wegschnappten, und ihren Profit raubten. Diese Erlaubniß, die Se. Majestät den Italiänern ertheilet hatten, war, meines Erachtens, eben nicht sehr überlegt gewesen.

Die Engländer, voller Freude über diesen neuen Vorfall, fachten die Zwenracht vielmehr unter der Hand an, statt die Gemüther zu vereinigen, weil sie durch Schleichhandel das gleiche thaten, was die Italiäner vermög einer Erlaubniß. Man erhielt Nachricht, daß acht bis neun englische Schiffe nach den Sandbänken von Dlonne gekommen waren, um Getraide einzunehmen, welches sie nach der Hand zu St. Sebastian wieder ausschifften. Die Spanier hatten schlechterdings nicht auf diesen geheimen Ausweg gedacht, und ohne denselben wäre ihr Verbot auf sie selbst zurückgefallen. Dies hatte Heinrich anfangs erwartet, und die Hofnung, daß Spanien dadurch mehr sich, als uns schaden würde, nebst der Schande, die, seiner Meynung nach, diese Krone treffen würde, wenn ihr Feind so Herr von ihrem Handel zu seyn schiene, bewegte ihn, noch immer sehr strenge über diesem Verbot zu halten. Er befahl mir, einen vertrauten Mann, mit seinem Ansehn bekleidet, abzuschiffen, um die Uebertretungen seiner Befehle in dem Bezirk von der Mündung der Loire, bis zu der Garonne, und längst den Ufern dieser zween Flüsse, wo dieselben am häufigsten begangen wurden, zu bestrafen. Ich



gab diesen Auftrag dem la Fond, und dieser vollzog ihn so gut, daß Sr. Majestät ihn nach der Hand näher um sich haben wollten.

Zu gleicher Zeit führte der König bey dem englischen Monarchen über desselben Unterthanen Klage. Er ließ ihm sagen, wenn er, in der Hofnung, sich unsern ganzen Handel mit Spanien zueignen zu können, sich bewegen liesse, mit dieser Krone Frieden zu machen, (und wirklich konnte die Sache ihm wichtig genug vorkommen, daß es sich der Mühe lohnte diesen Schritt zu thun,) so würde er schon solche Mittel zu ergreifen wissen, daß der Nachtheil davon nicht auf sein Reich fiel, und daß England vielleicht mehr dabey verlöre, als er. Dieß war gewissermassen so viel gesagt, er sollte sich zwischen beyde streitende Partheyen legen, um ihren Streit zu schlichten: denn Heinrich hatte sozgleich alle den Schaden gefühlt, den er sich selbst zugefügt hatte, und gesehn, daß die Gründe seines Staatsrathes falsch gewesen waren, welches ihn in grosse Verlegenheit setzte. Villeroi und Silvery wurden von Sr. Majestät ernannt, dieses Geschäfte genau zu untersuchen, und ich erhielt ebensfalls Befehl, mich hierüber mit dem Connetable, dem Kanzler, dem Comthur von Chastes, und dem Viceadmiral von Vic zu unterreden.

Man fand auf beyden Seiten Unbequemlichkeiten; einen grossen Verlust für den Handel, wenn man das Verbot behaupten, und Schande, wenn man es aufheben wollte. Heinrich konnte sich nicht entschliessen, dieß letztre zu thun, weil es eine Furcht

vor Spanien anzuzeigen schien, indem diese Krone es nicht der Mühe werth gefunden hatte, auf ihrer Seite den geringsten Schritt gegen Se. Allerschristlichste Majestät zu thun, und alles, was man von ihr erwarten konnte, war dieses, daß man, wenn das Verbot nicht aufgehoben würde, die Augen bey den Uebertretungen schliessen würde, die die Kaufleute dagegen begiengen; mit Vorbehalt der Erneuerung desselben, wenn sie diese Nachsicht allzu offenbar und zu Schwächung des königlichen Ansehns mißbrauchen würden. Was mich betrifft, so war die Wunde, die dem Handel dadurch geschlagen wurde, beynahе das einzige, was ich sah, und in dieser Rücksicht waren mir Engländer und Spanier durchaus gleich. Ich stellte dem König vor, wenn er nur auf den Schaden sehn wollte, den wir dabey litten, so müßte er gegen die einen eben so strenge seyn, als gegen die andern.

Der König von England verweigerte seine Vermittlung bey diesem Streit nicht. Er erbot sich sogar, für die Versprechungen Gewähr zu leisten, welche beyde Kronen sich deswegen geben würden: allein er wollte als Schiedsrichter dabey handeln, und der König, den diese Eitelkeit verdroß, wollte ihm weiter nichts, als den Namen eines gemeinschaftlichen Freundes zugestehn. Der Pabst fieng ebenfalls an, grossen Antheil daran zu nehmen, weil er im Ernst befürchtete, es würde ein noch gefährlicherer Bruch zwischen Frankreich und Spanien daraus entstehn. Er schrieb an seinen Nuns

zius in Frankreich, den Cardinal Bufalo, er sollte alles mögliche thun, um denselben zu verhüten, und dieser Cardinal fand nicht lange nachher einen günstigen Anlaas, hieran zu arbeiten.

Der Graf von Beaumont, welcher immer noch unser Botschafter an dem Londner Hof war, hatte dieses neue Handelsgeschäfte, in Gegenwart der Grafen von Villa Mediana und Aremberg, von denen der erstere des Königs von Spanien, und der letztere der Erzherzogen Gesandter war, öfters auf die Bahn gebracht. Er hatte sogar eine Act von Afford mit denselben, dem Präsidenten Richardot, und Ludwig Brorenlzen entworfen, welcher dem Connetable von Castille, der sich ebenfalls zu London befand, war mitgetheilet worden. Allein die plöbliche Abreise dieses letztern und einige andre Schwierigkeiten hatten sie gehindert, bis zur Unterzeichnung der Präliminarien dieses Affords zu kommen. Der Connetable von Castille gieng durch Paris, und besuchte daselbst den Cardinal Bufalo, der dieser Sache wegen auf so viel Seiten in ihn drang, daß er dieses von ihm erhielt, daß die Sache gewissen Commissarien, die er im Namen des Königs, seines Herrn, ernannte, zur Untersuchung vorgelegt werden sollte. Der französische Staatsrath ernannte ebenfalls welche. Allein dieß war noch nicht das rechte Mittel, um der Sache abzuhelfen; da sie in so vielen Händen war, so zog sie sich abscheulich in die Länge. Bufalo erhielt von dem spanischen Botschafter an unserm Hof, Don Balthasar di Stuniga, und dem mayländi-



sehen Senator, Alexander Novidius, welche bey dieser Sache für die eine Parthey interessiert waren, das Versprechen, sie wollten alles, was dieses Geschäft beträffe, ihm überlassen. Da dieß in Wichtigkeit war, so bat er den König, damit er auf der andern Seite ebenfalls nur mit einer einzigen Person zu schaffen hätte, er sollte mir, ohne einen Nebenkommisnar, eine, der Seinigen ähnliche, Vollmacht ertheilen, und nun schien ihm die Sache sehr weit gekommen zu seyn. Ich besuchte ihn in seiner Wohnung, und vermehrte seine Ungeduld noch mehr, indem ich ihm vorstellte, der Krieg sey im Begriff auszubrechen, und die Zurüstungen Sr. Majestät würden denselben vielleicht heftiger machen, als er gedächte. In wenigen Tagen hatte ich seine Einwilligung zu den Artikeln, die ich über diese Sache aufgesetzt hatte; sie waren zur völligen Sicherheit der freyen Handlung abgefaßt, und beynah die gleichen, die man zu London vorgeschlagen, und worüber man daselbst gestritten hatte.

Dieser Traktat, denn es wurde ein wahrer Traktat daraus, ungeachtet alles zwischen dem Kardinal Bufalo und mir abgethan ward, enthielt von Seiten beyder Partheyen im Wesentlichen folgendes: Die Auflage von dreißig Prozent, und das Verbot des Handels zwischen beyden Kronen, Frankreich und Spanien, sollten aufgehoben seyn, und bleiben. Dieß war die Hauptsache. Allein da beyde Könige ihr Betragen durch verschiedene Klappunkte, rechtfertigen wollten, die sie gegen

einander vorbrachten, und welche ebenfalls Beziehung auf den Handel hatten; so enthielt der Traktat noch viele andre Artikel neben diesem, welche die Abstellung derselben zum Zweck hatten.

Es waren folgende; Se. Allerchristlichste Majestät sollten durch ein Edikt verbieten, daß keiner Ihrer Unterthanen entweder selbst oder unter seinem Namen holländische Waaren nach Spanien, und die von dieser Krone abhängigen Länder, durch Ausleihung ihrer Schiffe, oder Fuhrwerke, oder auf irgend eine andre Weise bringen sollte: die wirklich französischen Waaren sollten mit dem Stempel der Stadt, aus welcher sie verführt würden, bezeichnet, und daselbst in ein Buch geschrieben werden: dies hatte zur Absicht, den wegen der Aehnlichkeit der Waaren möglichen Betrug zu verhüten: Im Uebertretungsfall sollten sie konfiscirt werden können, jedoch ohne daß man auf einen blossen Verdacht hin die Waaren anhalten, oder ihre Expedition hindern dürfte: Alle Holländer, welche man auf französischen Schiffen fände, sollte man anhalten können: die Franzosen sollten keine spanischen Waaren nach Holland, oder irgend einen andern Ort der Niederlande bringen, als diejenigen, welche auf dem öffentlichen Ausschlagzettel bemerkt wären, und zur Sicherheit für das Versprechen, das sie etwa hierüber geben möchten, ohne es halten zu wollen, mußten sie sich vor dem Magistrat jedes spanischen Hafens, ehe sie denselben verließen, schriftlich zu einer Abgabe von dreyßig Prozent anheischig machen; wel-

che Handschrift ihnen wieder ausgeliefert werden sollte, wenn sie innert Jahresfrist von dem Richter des Ortes in Frankreich oder eines der bewilligten Hasen in den Niederlanden einen Schein brächten: der König in Frankreich sollte alle Waaren confisciren, welche seine Unterthanen aus Spanien genommen hätten, um sie nach den verbottenen Hasen zu bringen, und die Hälfte sollte nach Abzug der dreyßig Procente, dem Angeber gehören: der französische Magistrat, welcher falsche Ausschiffungsscheine ausgegeben hatte, sollte ebenfalls gerichtlich verfolgt, und bestraft werden: beyde Könige sollten einander wechselweise die Straffen frey halten. Da der Artikel, welcher die, seit dem zu Verbins geschlossenen Frieden, eingeführten Auflagen auf die aus Spanien nach Flandern, oder aus Flandern nach Spanien durch Calais verführten Waaren, im Fall sie in diesen Hasen gebracht würden, betrifft, bereits vorher, in Beyseyn eben dieses Cardinals, war abgeschlossen worden; so blieb derselbe unverändert. Wir hatten festgesetzt, daß dieser Traktat, vierzig Tage nach seinem Datum in den respectiven Ländern bekannt gemacht werden sollte. Er war vom 12. Oktober datiert, und anfänglich nur von dem Cardinal Bufalo und mir unterzeichnet \*).

---

\*) S. den Traktat selbst in der Chron. Sept. Der König giebt dem Marquis von Rosny in demselben nur den Titel, Grandmaitre & Capitaine Général de l'artillerie de France. Der Cardinal Bufalo unterzeichnete densel-



Ich war sehr gewiß, daß Heinrich denselben genehmigen würde, indem ich keinen Artikel aufgenommen hatte, ohne vorher seine Meinung darsüber zu wissen. Ich fürchtete mehr Sillery's und der andern Staatsräthe Critik, denen der König die Behandlung dieses Geschäftes abgenommen hatte. Allein ich half mir durch folgendes Mittel: ich schickte den ältern Arnaud mit diesen Artikeln an Sillery, und ließ ihn überaus höflich um seine Meinung darüber fragen. Sillery antwortete ganz hitzig, und ohne sie einmal lesen zu wollen, die Sache sey in guten Händen, und der, welcher allein daran gearbeitet hätte, könnte sie auch allein beendigen. Mit dieser Antwort war ich nicht zufrieden. Ich schickte den Arnaud noch einmal, und ließ ihm sagen, es dünke mich nothwendig, daß dieser Traktat von ihm und den übrigen Kommissarien unterzeichnet würde, welche anfänglich dazu waren ernannt worden, ich bäte ihn also, in meiner Wohnung denselben zu unterzeichnen: wenn er sich dessen weigerte, so würde ich mich nicht enthalten können, Sr. Majestät, bey Ueberbringung des Traktats, durch Arnaud sagen zu lassen, die Schwierigkeiten, die er gemacht hätte, haben die Berichtigung desselben um zwey Tage verzögert, wie es auch in der That war. Sillery befürchtete, wenn in dieser Zwis-

---

ben nicht, sondern nur die Herren von Rosny und Sillery, und für den König von Spanien, D. Balthasar, di Stuniga und der Senator Providius. Matthieu  
Tom. 2. Liv. 3. S. 655.

schenzeit irgend etwas widriges begegnete, welches diesen Commerztractat scheitern machte, so würde er dies zu verantworten haben: er kam also in die Wohnung des Cardinals, und that, was man von ihm begehrte: und Billeroi unterzeichnete den Traktat ebenfalls.

Da der König eine Abschrift von diesen Artickeln erhielt, welche durch diese fünf Unterschriften bestätigt war, bezeugte er die größte Zufriedenheit mit dem Cardinal: Rinzius, und machte ihm ein Geschenk von einem mit Diamanten besetzten Kreuz. Er empfahl ihn dem Pabst in einem überaus schmeichelhaften Brief, und erwies ihm die besondere Ehre, ihn an seine Tafel zu ziehn. Er verschob die Bekanntmachung dieses Traktats, bis die Bestätigung des spanischen Hofes ankam, allein er ließ gleichwol unter der Hand das Verbot der Getraideausfuhr aufheben, welches seine Unterthanen mit der größten Begierde wünschten.

Zu der nämlichen Zeit war zu London ein anderer Traktat zwischen Spanien und England geschlossen, welcher, nach dem, was im verfloffenen Jahr zwischen dem König in Frankreich und der letztern Krone vorgegangen war, diesem gewiß nicht gleichgültig seyn konnte. Um die Sache ganz zu verstehn, müssen wir den Verlauf der sowol politischen als militärischen Begebenheiten nachhohlen, welche zwischen Spanien und den Niederländern vorfielen, weil die englischen Angelegenheiten mit denselben in dieser Rücksicht in einer nothwendigen Verbindung stehen.

Die Belagerung von Ostende ward noch immer mit der gleichen Erbitterung fortgesetzt. Während dem die Spanier dieselbe betrieben, grif der Prinz von Oranien im Anfang des Feldzuges die Insel Cadfan, die er den 10. May eroberte, und hierauf alle in dieser Gegend befindliche Festungen an, weil er sich dadurch einen Weg bis an die Gränze von Calais zu bahnen suchte. Hierauf unternahm er die Belagerung von Sluis. Man meldete dem König von Brügge, daß der Erzherzog, der dieses Unternehmen mit dem größten Verdruß sah, fünfzehn bis sechszehntausend Mann sammeln wollte, mit welchen er diesen Platz, durch die Wegnahme von Ardenburg, welches denselben bedeckt, zu entsetzen hofte: allein Moriz habe sich so gut verschanzt, daß er, wie man glaube, nicht vertrieben werden könnte, wofern er nämlich Truppen genug hätte, um seine Verschanzungen zu bewachen. Der holländische General hatte überdas die Vorsicht, seine Verschanzungen bis nach Ardenburg fortzusetzen, und setzte sich in Verfassung, den Platz, wenn nicht mit dem Degen in der Faust, doch durch Hunger bezwingen zu können, im Fall er genöthigt werden sollte, seine Truppen von der Belagerung wegzunehmen. Sluis ergab sich den 20. August.

Die Spanier, welche der lebhafteste Widerstand ihrer Feinde, und das Andenken an den unermesslichen Verlust, den sie vor Ostende erlitten hatten, erbitterte, glaubten ihrerseits, es liege ihnen, nach diesen glücklichen Unternehmungen des Prin.  
(Denkw. Süilly. 5. B.) M



zen von Oranien, in Absicht auf den glücklichen Ausgang des Krieges noch mehr daran, daß diese Belagerung, welche bereits so lange gedauert hatte, nicht fehlschlüge. Der Admiral von Vic meldete Sr. Majestät durch d'Alval, welcher eben aus England zurückkam, sie hätten drey Minen springen lassen, allein sie seyen, setzte man hinzu, ohne Wirkung gewesen. Dessen ungeachtet, lag Ostende damals wirklich in den letzten Zügen. Die Spanier hatten sich laut gerühmt, sie wollten diese Festung vor Ende des Julius erobern, und dann würden sie noch Zeit genug haben, mit vereinigten Kräften Sluis zu entsetzen. Niemand maß dieser Prahlerey einigen Glauben bey, besonders seitdem Persi, mit dem Zunamen der Reiche, welcher Hauptmann bey Nereffans Regiment, und neulich von Ostende nach Paris gekommen war, daselbst versichert hatte, der Ort würde sich noch sechs oder acht Wochen halten. Sluis ergab sich wirklich früher, als Ostende, allein dies geschah bloß deswegen, weil sich die Niederländer mit einem Muthe vertheidigten, von welchem man wenig Beyspiele findet. Durch einen Sulkurs von eilf Compagnien, welche zwischen tausend und zwölfhundert Mann ganz frischer Truppen enthielten, und welche die Generalstaaten ihnen unter Anführung des General Marquette zugeschickt hatten, verstärkt, entschlossen sie sich, eine innre Verschanzung zu errichten, welche dazu dienen könnte, ihnen eine vortheilhaftere Capitulation zu verschaffen, wenn sie festen Fuß darinn hielten,

im Fall sie einst in diese äufferste Nothwendigkeit versetzt würden, und sie fanden, ungeachtet sie beynahе ganz eingeschlossen waren, dennoch Mittel, Kriegsvorrath und Geld in die Stadt zu bringen.

Es war ein neues und bewundernswürdiges Schauspiel für ganz Europa, daß ein kleiner Staat, welcher nur einen beynahе unmerklichen Punkt auf der Carte ausmacht, es wagen durfte, mitten aus seinen Moräften, das Haupt zu erheben, und dem so furchtbaren Spanien so lange Trotz zu bieten. Wo nahm er die Kräfte dazu her? Wo das Geld? Denn man rechnete, dieser Krieg koste die Staaten täglich zwanzigtausend Gulden. Allein man wußte auch nicht, in welchen Verlegenheiten sie sich öfters befunden hatten, indem sie beynahе nicht mehr wußten, wohin sie ihre Blicke wenden sollten, und genöthigt waren, an allen Thüren anzupochen. Da der Herzog von Bouillon ihnen eine Summe Gelds versprochen hatte; so schickten sie den Hauptmann Sarroque, um dieselbe zu heben; allein er brachte nichts mit sich zurück, als den Verdruß, daß er seinen Herren vier bis fünftausend Gulden verschwendet hatte; denn so viel kosteten sie ihre Complimente an die Prinzessin von Oranien.

Ihre gewöhnliche Zuflucht war Heinrich; bald begehrten sie hunderttausend Thaler; ein andermal, ein Paar tausend Centner Pulver, wovon sie sehr viel verbrauchten. Ihres Bittens war kein Ende. Büzenval, den Se. Majestät in dieser Gegend sich aufhalten ließ, um von allem Nachricht zu bekom-

men, war ihnen überaus nützlich, weil er ihre Bitten bey dem König unterstützte, welcher am Ende noch ihre einzige Hilfe war, da alle andern Mächte sie verlassen hatten. Allein dafür behandelten sie den Agenten auch mit der größten Schonung, und hielten ihn gleichsam mit Gewalt zurück, als er die Erlaubnis bekommen hatte, nach Frankreich zurückzukehren. Und wen behandelten sie nicht eben so? Sie hatten die Absicht, mir ein beträchtliches Geschenk zu machen. Büzenval, den sie hierüber zu Rathe zogen, versicherte sie, ich würde es nicht annehmen. Sie begnügten sich also, mir ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, indem sie mir durch Aersens einige seltne Muscheln, und meiner Gemahlin, einige Kutschenpferde aus ihrem Land anbieten ließen. Heinrich war mit einer solchen Leichtigkeit immerhin in Bereitschaft, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen, welche nicht aus bloßem Eigennuz herrühren konnte, und welche ihm bey diesem Volk eine Stelle unter den Stiftern seiner Freyheit verdient. Sie würden sehr undankbar seyn, wenn sie jemals ihre Pflicht gegen die Krone Frankreich, ihre Wohlthäterin aus den Augen setzen \*). Der König schrieb mir dies Jahr nach Poitou; Büzenval habe, im Namen der Staaten, neue Bitten an ihn gelangen lassen, die er vielleicht nicht hätte erfüllen sollen: allein er

---

\*) Grotius redet in seinem Buch, Annales & Histoire des troubles des Pais-bas: beynähe in den gleichen Ausdrücken hiervon.



könne sich nicht entschließen, sie zu verlassen, was für Gerüchte sich auch in Absicht auf England verbreiteten, und welche Drohungen Spanien auch immer gegen ihn ausstossen möchte.

Man kann leicht denken, wie viel der gegenwärtige Krieg diese letzte Krone kostete, wie man aus dem schliessen kan, was ich so eben von den vereinigten Provinzen gesagt habe, welche sich blos vertheidigten, und ihre Wohnplätze nicht verliessen, weil sie die angreifende Parthey waren, und wie groß der Zorn seyn mußte, den Spanien deswegen gegen uns faßte. In dem lebhaftesten Verdruß, den der spanische Staatsrath über einen so erschöpfenden Krieg empfand, den man aber mit der äussersten Sorgfalt verbarg, drohte er oft, er wolle den Franzosen dieses Verfahren niemals vergeben. Heinrich that, als ob er nichts hörte, und zwar mit Grund. Die Ohnmacht dieser Krone zeigte sich gerade in diesem vergeblichen Verdruß, und man wußte in Frankreich, daß die Finanzen der spanischen Monarchie erschöpft waren.

Ostende ward endlich den 22. September erobert \*), und Heinrich hatte den Trost, daß er vermittelst fünf bis sechsmal hunderttausend Thaler, die ihn diese Belagerung jährlich, seit ihrem

---

\*) Nähere Nachrichten von der Uebergabe von Ostende und Gluis, und den übrigen Verrichtungen dieses Feldzuges findet man bey de Thou, Chron. Sept. Matthieu. Sirz und andern Geschichtschreibern unterm Jahr 1604.

Anfang, kostete, den Ruin der feindlichen Macht merklich befördert hatte.

Man wird ohne Zweifel denken, daß man von dem Traktat, den ich im verfloffenen Jahr mit England geschlossen hatte, mehr hätte erwarten sollen. Hier ist die Nachricht von dem, was seit her daselbst vorgegangen war. Der König von Spanien sah wohl, daß die Niederlande für ihn ganz verloren wären, wenn er nicht irgend ein Mittel fände, die Gesinnungen, in welchen ich den König von Großbritannien verlassen hatte, einigermassen zu ändern. Er setzte also, nach meiner Abreise von London, seine alten Ränke und Bitten fort, um den englischen Monarchen zu einer Neutralität in Absicht auf die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen zu vermögen, wofern er denselben nicht ganz auf seine Seite bringen könnte. Anfänglich glaubten sie, viel fordern, und ebenfalls viel anerbieten zu müssen, um wenigstens einen geringen Theil ihrer Forderungen zu erhalten. Die ersten Vorschläge, welche man auf die Bahn brachte, wurden, ohne daß man sie einmal untersuchte, verworfen. Nach diesen rückten die Spanier mit einem andern Vorschlag hervor, von dem sie hofften er würde die Engländer bewegen, die Holländer zu verlassen, weil sie wußten, daß derselbe mit ihren eifrigsten Wünschen übereinstimmte: sie verhiessen nämlich, den Handel nach Indien für beyde Nationen mit der gleichen Freyheit zu gestatten. Auch dieser Streich schlug fehl, weil Spanien, welches voraus sah,

Daß man noch immer genug von seinen Forderungen abdingen würde, bey diesem Anerbieten, eine Offensiv- und Defensivallianz mit England zur Bedingung machte, und weil der englische Staatsrath, der von den Gründen für das Gegentheil noch immer lebhaft überzeugt war, seinem König es nicht verhehlte, daß sein Interesse fodre, die Holländer zu unterstützen, statt sie offenbar anzugreifen.

Man glaubte damals, die Sache habe durchaus fehlgeschlagen: nur Beaumont betrog sich nicht, und sagte voraus, man würde, ungeachtet aller anscheinenden Hindernisse, sich nähern, und wirklich übereinkommen können. Einige Zeit nachher thaten die Spanier einen neuen Angriff. Um nach ihrer feinen Staatskunst, der ersten Weigerung immer etwas von ihrem Gewicht zu benehmen, ernannte man von beyden Seiten Commissarien. Die Zänkereyen waren so lebhaft, daß man hundertmal im Begriff war, die Sache aufzugeben. Allein unmerklich kam es zu friedlicheren Unterhandlungen: die Commissarien besänftigten sich; die Spanischen zeigten nicht nur keinen Widerwillen gegen Frankreich, sondern sie sagten sogar freywillig, man müßte diese Krone von nichts ausschließen. Man behandelte sogar die Generalstaaten mit Achtung, und schien zu jeder Art von Vergleich mit ihnen bereitwillig zu seyn: und dieß that man alles, einmal um Sr. brittanischen Majestät zu verbergen, daß diese Unterhandlung



seinem Endzweck gerade zuwiderlaufe; und hienächst, um seine Bedenklichkeiten zu heben.

Dieses Mittel unterstützte man durch kleine anonyme Schriften, in welchen man sich bemühte zu zeigen, daß der Friede für alle drey Kronen das Wünschenswerthe sey. In einer derselben — welche man von einem Engländer geschrieben glaubte, weil darinn die Macht des englischen Monarchen sehr erhoben ward, welcher, nach dem Ausdruck dieser Schrift, jedermann, den aber niemand missen konnte, gleich, als wenn man den Spaniern nicht hätte eine Schmeicheley, welche ihnen nützlich seyn könnte zutrauen dürfen — in einer derselben, sage ich, behauptete man, dieser Friede werde von allen drey Königen gleich eifrig gewünscht; allein die Könige von Frankreich und England wünschten zugleich in Geheim, jeder für sich, daß er dadurch zum Besitz der Niederlande gelangen möchte. Ein Einfall von der feinsten Bosheit.

Dessen ungeachtet, war man in einem ganzen Jahr, nämlich bis zum 21. Junius des laufenden Jahres, noch über nichts einig geworden; aber im Anfange des Julius hatten die Unterhandlungen einen reißenden Fortgang. Es kam so weit, daß man in England nicht länger zweifelte, die gänzliche Entscheidung der Sache werde nur noch bis zu der Ankunft des Connetable von Castilien aufgeschoben werden, welcher im Begriff war, als außerordentlicher Botschafter Sr. katholischen Majestät und mit uneingeschränkter Vollmacht, nach

London über zu gehn. Eben dies glaubte man auch zu Paris, und man war hier sogar überzeugt, nicht nur England, sondern selbst die vereinigten Provinzen haben in geheim Bedingnisse zu einem Vergleich mit Spanien gemacht, und die letztern haben, durch Vermittlung und nach dem Gutdünken Sr. brittannischen Majestät, die Streitigkeiten wegen der verpfändeten Städte, der Schiffahrt nach Indien, des Handels ohne Bezahlung der dreyßig Procent, und aller übrigen Artickel beendigt. Allein, wenn dem so war, warum wurden denn die Belagerungen nicht aufgehelt, warum hörten die gegenseitigen Feindseligkeiten nicht auf?

Dieses Gerüchte war in der That falsch, wenigstens in Absicht auf den angeblichen Ufford und die Vermittlung. Die Generalstaaten sahen dieß nur allzugeschwinde, und erkannten zugleich, daß sie, statt seiner Vermittlung, nunmehr weiter gar nichts von dem englischen Monarchen zu erwarten hätten. Dieser war es endlich müde geworden, so lange gegen seine Neigung zu kämpfen, vermög welcher er gern aller Welt Freund seyn wollte. Erst neulich hatte er seinen vereinigten Staaten den Namen Großbritannien gegeben, und seinen feyerlichen Einzug zu London gehalten, wo er eine Zusammenkunft zwischen den Vertheidigern der Anglikanischen Kirche und den Puritanern anstellte; denn seine friedlichen Gesinnungen erstreckten sich auf alles. Er bedachte nicht, daß er durch dieß Betragen genau diejenigen vom Frieden ausschließen würde, welche denselben am meisten bedurften,

nämlich die Niederländer, weil er sie dadurch dem Gutdünken ihrer Feinde überließ. Die Engländer fiengen bereits an, diejenigen von dieser Nation hart zu behandeln, welche sich in ihren Hasen einfanden; und da die Niederländer, wie gewöhnlich, behaupteten, daß die Engländer sich auf ihren Küsten des Handels mit gewissen Waaren enthalten sollten, so antworteten ihnen diese ganz trotzig, sie haben von dem König von Spanien, ihrem Oberherrn, Erlaubniß dazu bekommen. Nichts brachte die Holländer so sehr auf, als dergleichen Reden, und wenn man die Einwohner von Blyssingen hätte nach Gutdünken handeln lassen, so hätten sie, wie man glaubt, alle Engländer, die sich in ihrer Stadt befanden, niedergemacht. Allein man zeigte ihnen die Folgen dieser Handlung, und sie ließen sich bedeuten.

Dies hatten die Generalstaaten nicht erwartet, als der englische Monarch beym Anfang der öffentlichen Unterhandlungen zwischen den Commissarien für den Herrn le Caron, ihren Agenten, Zutritt und Gehör in den Versammlungen derselben forderte. Le Caron hat gestanden, er habe anfänglich alle Ursache gehabt, mit den englischen Commissarien zufrieden zu seyn. Als die Spanier dieselben wegen der verpfändeten niederländischen Städte ausforschen wollten, die sie in ihre eigne Hände zu bekommen gewünscht hätten; sagten die Engländer ihnen, sie könnten nichts anders thun, als diese Städte dem Staatsrath der vereinigten Provinzen wieder ausliefern, wenn sie von dem



selben das geliehene Geld zurückbekämen: und da die Spanier, ganz unzufrieden, versetzten, ihnen, die dieselben verpfändet hätten, mußte man sie zurückgeben, erwiederten die Engländer bloß, wenn die Staaten sich weigern würden, die entlehnten Summen zurückzugeben; so wollten sie sich mit dem nämlichen Vorschlag an Spanien wenden. Ferner war man ihnen ebenfalls in dem Artikel, der den Handel betraf, günstig, welcher sie lange aufhielt, weil die Spanier durchaus foderten, Holland sollte ihnen bey dem Handel an der ganzen niederländischen Küste, und besonders bey dem Handel von Antwerpen, nichts in den Weg legen, welchen sie durch Erbauung verschiedner Forts an der Gelde, und besonders durch das Fort Islot, gleichsam verbollwertet hatten. Allein diese guten Gesinnungen der Engländer gegen ihre Nachbarn dauerten nicht lange. Büzenval, aus dessen Briefen ich einen Theil dieser Nachrichten geschöpft habe, war in Absicht auf den Ausgang, den alle diese englischen Conferenzen, wie man leicht sah, gehabt hatten, der Meinung, die Engländer wissen gar wohl, welches die Folgen dieser neuen politischen Verbindungen seyn könnten: aber ein großer Vorrath von Eifersucht gegen Frankreich, und ein wenig Unbesonnenheit sey die Haupttriebfeder ihrer Handlungen bey diesem Geschäfte gewesen.

So lagen die Sachen, als der Brittische Monarch dem allerchristlichsten König durch seinen Botschafter an desselben Hof von seinem Vorhaben, einen Traktat mit Spanien zuschließen, Nachs

richt zuertheilen gut fand. Der Englische Gesandte überreichte dem König zugleich den schriftlichen Aufsatz dieses Traktats. Se. Brittische Majestät bestand in demselben auf der seltsamen Meinung, dieser, und der im verschloßnen Jahr geschloßne Traktat, enthalten nichts einander widersprechendes. Von dem gleichen hatte Jakob den Grafen von Beaumont überreden wollen. Er versprach dem König Heinrich, er wolle die Abschließung desselben, bis zur Beendigung des Geschäftes, welches damals zwischen beyden Kronen Frankreich und Spanien obwaltete, verschieben: dieses Geschäft war der Streit wegen des Handels, welcher gerade damals am heftigsten war. Gleichwol unterliessen die Commissarien nicht, den Traktat \*) zwischen Spanien und England zu unterzeichnen, und sie verwiesen, in Absicht auf den Handel, den Französischen Gesandten auf die Ankunft des Connetable von Castilien. Man redete mit diesem hierüber, als er durch Paris reiste, um nach London zugehn, allein er erweckte mit Absicht Streitigkeiten, um mit dem Cardinal Bufalo, welcher bereits an diesem Geschäft arbeitete, nichts abschließen zu können. Das seltsamste hierbey ist

---

\*) Dieser Traktat ist von einem eigentlichen Friedenstraktat nicht unterschieden. Die Könige von Spanien und England schliessen in demselben ihre Allirten ein, d. i. alle Fürsten und Staaten in der Christenheit, welche darinn genamset werden; die vereinigten Provinzen ausgenommen. Man findet ihn ganz in der Chron. sept. an. 1604. Matthieu ebend. S. 650. u. s. w.

dieses, daß diese Commissarien, ungeachtet sie unsern Gesandten in dieser Sache nicht zufrieden stellten, sich dennoch erkühnten, von ihm zu fodern, er sollte die Abgabe in dem Hafen von Clavis vorläufig aufheben. Beaumont, welcher wußte, daß Se. Majestät dieselbe nicht einmal nach der Beendigung des Geschäftes der dreyßig Prozente, mit welcher sie nicht gemein hatte, aufheben würde, wich ihrem Begehren aus, indem er ihnen gleiches mit gleichem vergalt.

Der Connetable von Castilien gieng in den letzten Tagen des Novembers durch Frankreich nach Spanien zurück, wohin er den geschlossnen Traktat mitbrachte. Er kam zu Paris an, gerade da der Commerztraktat ebenfalls daselbst abgeschlossen wurde. Den folgenden Tag nach seiner Ankunft ließ er bey dem König fragen, ob er die Ehre haben könnte, ihn zu begrüßen, und erschien vor ihm mit einer Miene, auf welcher Freude und Zufriedenheit deutlich zusehn waren. Er machte dem König ein sehr studiertes Compliment, welches aber gerade deswegen nur desto weniger aufrichtig war. Der Gegenstand desselben nahm er von den zwey neulich geschlossnen Traktaten her. Er bemühte sich, diesen Prinzen zu bereden, daß eine genaue Vereinigung der Könige von Frankreich und Spanien, weil sie die beyden mächtigsten Monarchen der Christenheit seyn, ein nothwendiges und unfehlbares Mittel seyn würde, alle Unternehmungen durchzusetzen, die sie einstimmig anfangen würden: hierauf erhefte er die Allianz gewaltig, welche im



mer zwischen Frankreich und Castilien gewesen sey. Er hielt sich lange bey den Vortheilen dieser Verbindung auf, welche beyden Kronen-gleiche Freunde und gleiche Feinde geben würde, und bey den Mitteln, wodurch man sie untrennbar machen könnte: diese wären, seiner Angabe nach, folgende; sie müßten unpartheyisch gegen einander seyn; sich aller Eifersucht über Macht und Rang enthalten; und ihre Ansprüche auf gewisse Bezirke und Städte in Europa gütlich erläutern und beylegen. Er vergaß nicht, Sr. Majestät auf eine geschickte Art zu melden; die Protestanten seyen Feinde, die man, nach den Foderungen einer gesunden Staatskunst, demüthigen müßte. Er beschloß seine Rede durch Vorstellung der Vortheile, die eine gedoppelte Vermählung zwischen den Kindern beyder Könige hervorbringen könnte, welche, seinem Ausdrücke nach, wegen der zusammendentreffenden Umstände bereits in dem Himmel beschlossen zu seyn scheine. Als ein guter Staatsmann versicherte er den König, er habe keinen Auftrag von seinem Herrn zu allem dem erhalten, was er ihm eben gesagt hätte. Er bat ihn, daß er geruhen möchte, ihm seine Meinung über alle diese Punkte zu eröffnen, weil er, ungeachtet dieß alles nur bloße Gedanken wären, dieselben nach der Hand dem König, seinem Herrn, desto ungeschenter entdecken durfte, wenn er sähe, daß sie das Glück hätten, den Beyfall seiner Majestät zu erhalten.

Ich war bey dieser Rede nicht zugegen; allein der König geruhte, ins Arsenal zu kommen, nur

um mir Nachricht davon zuertheilen. Nachdem er dieses gethan hatte, hielt er bey den Worten stille, er wünschte die Antwort zu wissen, die ich hierauf gegeben hätte, eh er mir sagte, was er selbst darauf erwiedert habe. Ich antwortete dem König in einem eben so wenig ernsthaften Tone; ich wollt' es ihm wol auf der Stelle sagen; allein ich werde bis morgen warten, um noch reiflicher darüber nachzudenken; damit er mir, wie er öfters thäte, keine Uebereilung vorwerfen könnte, wenn meine Reden das Glück hätten, ihm zu misfallen. Der König lächelte, und war es zufrieden, wobey er mir, wie er im Brauch hatte, wenn er in guter Laune war, einen kleinen Schlag auf die Backe gab.

Den folgenden Tag gieng ich nach dem Louvre, um Wort zuhalten. Ich fand den König auf der Capuzinerterrasse spazieren, und sagte ihm, wenn er sich noch eines Wortes erinnerte, welches ich von den Spaniern gesagt, und das er lustig genug gefunden hätte; Sie ziehen die Werke ihrem Glauben vor: \*) so würde er nicht lange suchen müssen, was ich dem Botschafter dieser Nation geantwortet hätte: nach allen den Treulosigkeiten und Eidbrüchen, durch die sie sich vor den Augen von ganz Europa entehrt hätte, würde mir die Rede des Connetable von Castilien nur als ein neuer Kunstgrif des Königs von Spanien vorgekommen seyn, wodurch er zwischen Sr. Majestät, den vereinigten Provinzen und allen Ihren protestantischen

---

\*) Einer von den Lehrsätzen Calvins, den die Catholische Kirche verwirft.

Allierten Uneinigkeit zu stiften gesucht hätte, um dadurch einen noch günstigeren Anlaß zu bekommen. Dieses Königreich anzufallen, als der war war, den sein Vater gehabt hatte. Da dieser Streich eine von den schwarzen Handlungen war, die man nicht einmal zubeschönigen unternehmen darf; so erinnerte ich den König daran, und setzte hinzu, ohne England, Holland, und die Französischen und fremden Protestanten; ohne alle seine eignen unglaublichen Arbeiten und Bemühungen, würde Spanien heutzutage vielleicht als Herr mit ihm reden: der Spanische Staatsrath, der gewohnt sey, alles, was die Religion heiliges hat, zu entweihen, misbrauche den Namen einer Vermählung, deren Band nicht fähig wäre, ihn zurückzuhalten: und jetzt führte ich den König auf eine Bemerkung, welche, wie mich dünkt, wahr ist.

Es verräth eben nicht so sehr eine gesunde Staatsklugheit, als man gewöhnlich glaubt, wenn man die Prinzen des Französischen Hauses in solche Häuser sich vermählen läßt, die jenem ungefähr gleich sind, wie z. B. das Spanische. \*) Neben dem, daß es keine Verbindung giebt, so enge sie auch immer seyn mag, die nicht dem Hasse weicht, den der Ehrgeiz gegen einen Nebenbuhler einflößt; so wird der Vortheil, den man bey diesen Verbindungen bezwecken könnte, gerade dadurch unmöglich gemacht, weil er leicht allzubeträchtlich werden könnte.

\*) Dieser Staatskunst hat Frankreich es gleichwol zu danken, daß das Haus Bourbon nach dem Tode Carls II. die Spanische Krone erhielt.



könnte. Nicht so verhält es sich mit den Verbindungen, die man mit geringern Häusern macht; wenigstens kann man mit Sicherheit auf alle Dienste zählen, die sie im Stande sind zu leisten. Die Ehre einer Verbindung mit dem vornehmsten Haus in der Welt macht, daß sie sich allzuglücklich schätzen, wenn sie etwas zu seinem Ruhm und zu seiner Grösse beytragen können. Spanien hat in diesem Mittel das Geheimniß gefunden, \*) seine Macht auf eine weniger schnelle, aber auch weniger gefährliche Art, als die Waffen sind, beträchtlich zu vermehren.

Ich denke, um es bey diesem Anlaas zusagen, nicht wie der grosse Haufe, über das Salische Gesetz, welches so berühmt, und doch nirgends geschrieben ist, dessen Ursprung aber sich genugsam durch den Namen verräth, den es trägt, so wie sein Alter gerade durch die Ungewißheit dieses Ursprungs: \*\*) man betrachtet dasselbe gewöhnlich,

---

\*) Das Oestreichische Haus, sagte Guy Patin, bekam grosse Güter per lanceam carnis. d. i. durch Verbindungen und Heyrathen.

\*\*) Was das Salische Gesetz betrifft, so sagt der Abbe du Bos in seiner *histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules*. Tom. 3. Livre 6. S. 290. 291. so hat es diesen Namen wahrscheinlich daher bekommen, weil dasselbe schon bey den Salischen Franken gebräuchlich war, als Clovis ihrem Stamm im Jahr 510. alle Stämme, die ihn für ihren König erkannten, mit Ausnahm des Ripuarischen Stammes einverleibte. Die älteste Sammlung, in welcher sich dieses Gesetz befindet, die wir heutzutage haben, ist diejenige, (Denkw. Sully. 5. B.)

als das sicherste Fundament des Königreichs und der königlichen Würde. Allein was mich betrifft,

„welche durch den König Clovis veranstaltet, und nach  
 „der Hand durch Childebert und Clotar, desselben Söhne,  
 „verbessert wurde. — Im Jahr 789. machte Carl der  
 „Grosse eine neue Sammlung derselben, welcher er viele  
 „Sanktionen beyfügte, u. s. w. „ Dieser Schriftsteller be-  
 „hauptet ferner, S. 273 Die Verordnung, welche festsetzt,  
 „daß die Französische Krone nicht auf die Kunkelseite  
 „fallen solle, sey wirklich in dem zwey und sechszigsten  
 „Abschnitt der Salischen Gesetze enthalten.

Allein die entgegen gesetzte Meinung ward durch ein an-  
 dres, eben so einsichtsvolles und gelehrtes Mitglied der  
 Akademie, Herrn von Foncemagne in der vortreflichen  
 Schrift über diese Materie behauptet, welche in der Samm-  
 lung der Mem. de l'Acad. royale des inscript. & bel-  
 les Lettres. ann. 1727. S. 490. u. f. enthalten ist,  
 und sie scheint auf noch stärkern Gründen zu beru-  
 hen. Der Autor beweist in dieser Schrift, es sey in  
 dem ganzen Salischen Gesetzbuch kein Punkt, welcher  
 die Töchtern von der Krone ausschließt, und der  
 sechste Paragraph des zwey und sechsziasten Abschnitts in  
 diesem Gesetzbuch, wo es heißt, „nur die männlichen  
 „Erben können ein Salisches Land besitzen, und die Wei-  
 „ber sollen keinen Theil an der Erbschaft haben; „ müsse  
 „nur von den Ländereyen und Erbschaften der Partikula-  
 „ren verstanden werden. Allein es sey doch eine seit un-  
 „denklichen Zeiten und bereits bey den Germanen einge-  
 „führte Gewohnheit gewesen, daß die Töchtern nicht zur  
 „Krone gelangen könnten; Tacitus gedenke derselben eben-  
 „falls, u. s. w. Herr von Foncemagne hatte bereits in ei-  
 „ner andern Schrift (s. ebend. ann. 1727. S. 464. u. f.)  
 „gezeigt, daß die Französische Krone bey dem ersten Ge-  
 „schlecht unsrer Könige erblich war, aber nur für den  
 „Männstamm.

Die Meinung dieser beyden Schriftsteller, ungeachtet sie  
 einander widersprechen, vereinigt sich doch gegen den im

so bin ich immer, durch alle Betrachtungen, die ich hierüber angestellt habe, auf die Gedanken geführt worden, daß bloß die Lage dieses Königreichs und die übrigen Vortheile, die es von der Natur empfangen, hinreichende Ursachen für den Vorrang sind, den es über alle andere Europäische Staaten behauptet, und daß das Salische Gesetz, statt dazu beyzutragen, diese Krone sehr oft gehindert hat, jene Vortheile mit denjenigen zu vermehren, die man vermittelst einer gesunden Staatskunst damit verbinden kann. Gesezt ein fremder Prinz werde durch die Vermählung mit der Kronerbin König in Frankreich, so kann es freylich geschehn, daß der erste König von diesem Stamm für einen Deutschen, Italiener, Spanier, oder Engländer gehalten wird. Allein da man keineswegs befürchten darf, daß er jemals in Versuchung kommen werde, den Siz seiner Regierung in eine andre, als diejenige Stadt zu verlegen, die alle Fürsten, wenn es in ihrer Macht stände, zu ihrer Residenz

---

Zert bfindlichen Grundsatz: dieß ist ein Punkt, der sich durchaus nicht behaupten läßt. Neben dem, daß sie den Vorrang der Nation zerstört, würde sie dieses Reich, wegen der Mänke bey der Wahl eines Nachfolgers, in beynabe unaufhörliche fremde und einheimische Kriege; in eine Verwirrung in seinen Gesezen, und in verschiedne andre Nachtheil stürzen, die Süllly ohne Zweifel nicht sah: und ich kann nichts anders glauben, als daß dieser Einfall bloß von den Compilatoren herrühre: man erkennt hier Sülllys Grundsätze nicht. Ueber das Entstehn und den Inhalt der Salischen Geseze kann man die von den beyden Akademikern angeführten Schriftsteller, Wendelin, Eccard, und Voluz nachschlagen.



ermählen würden; so wird dieser erste fremde König oder Fürst, bald ein naturalisierter Franzose, und seine Nachkommenschaft, bereits in der ersten Generation, ganz Französisch seyn. Das Haus Oestreich, welches den Spanischen, und das Haus Stuart, welches den Englischen Thron besitzt, sind unwidersprechliche Beyspiele hiervon. Inzwischen wird dieser erste fremde König mit unsrer Krone dasjenige, was er vorher eigenthümlich besaß, so vereinigen, daß es nicht wieder davon getrennt werden kann. Wenn das Salische Gesetz, wenn ich mich so ausdrücken darf, verbietet, daß die französische Krone nicht auf den weiblichen Stamm falle; so benimmt es ihr dadurch ein Mittel, sich zuvergrößern; ein Mittel, welches man um so viel weniger verachten darf, weil es keinen Anlaß oder Vorwand zum Krieg verschafft, da nichts Gewaltfames dabey ist.

Meine Antwort für den Connetable von Castilien gefiel dem König sehr wohl. Er versicherte mich, der gleiche Geist hab ihm die Seinige eingeflößt, er habe sie nur unter wichtige Worte und schöne Ausdrücke versteckt, um bey dem Castilianer keinen Verdacht von seinem Vorhaben zu erwecken. \*)

---

\*) Johann von Serre sagt in der Nachricht, die er von der Art mit welcher Heinrich IV. den Connetable von Castilien aufnahm, ertheilt; „Der König ließ ihn an den Thoren von Paris durch den Herzog von Montbazon, und eine sehr ansehnliche Menge von Edelleuten empfangen. — Da der Connetable bey Zamet speisete, so kam der König gerade dazu, als man demselben Wasser

Dasjenige, was neulich zu London zwischen England und Spanien vorgefallen war, nutzte uns freylich nichts, allein noch war nicht alle Hofnung eines glüklichen Erfolges verlohren. Sie waren noch nicht so weit gekommen, daß man im Ernst Hand ans Werk legen konnte. In politischen An gelegenheiten thut die Zeit alles, wenn man sie abwarten kann. Ich fand an dem Cardinal Bufalo, was ich schon lange an dem römischen Hof gesucht hatte. Deswegen bedachte ich mich nicht lange, ihm einen Wink von dem zugeben, was einst geschehen könnte, weil ich gewiß war, daß das Königreich Neapel, welches ich dem H. Stul zgedacht hatte, ein hinreichend starker Beweg grund seyn würde, ihn zur Verschwiegenheit in Absicht auf das ihm anvertraute Geheimniß, und

„bot, und sagte; ich will mit Ihnen weisen. Der Con-  
 „netable wollte voll Bestürzung ein Knie auf die Erde  
 „setzen, und ihm die Serviette darreichen. Allein der  
 „König hob ihn wieder auf, und sagte ihm: Sie sind  
 „jezt nicht da, um aufzuwarten, sondern Ihnen aufwar-  
 „ten zu lassen, und obendrein mein Vetter. Wirklich  
 „ist der König mit der Familie der Velasquez verwandt,  
 „in welcher die Connetablewürde erblich ist, die die Kö-  
 „nige denjenigen ertheilen, die sie auf die nächste Stufe  
 „nach Ihnen erheben wollen. „ —

Als dieser Gesandte, zwey Jahre vorher, nach Flandern  
 reiste, hatte er bereits die Ehre gehabt, den König zube-  
 grüßen. „Er blieb, sagt der Geschichtschreiber Matthieu,  
 „ein wenig länger auf den Knien liegen, als er gerne  
 „wollte, und sagte; der König habe ihn als ein König  
 „empfangen, und ihn als einen Anverwandten geliebt.“  
 Tom. 2. Liv. 3. S. 605. Siri ebend. S. 317.

selbst zur thätigen Hilfsleistung an der Ausführung desselben zu vermögen. Ueberdas schien mir der Cardinal mit dem Geiſt einer durchaus guten Staatskunst begabet zu seyn. Spanien hatte dem Pabst bey der neulichen Wegnahme der Festungen Porto Hercole, Orbitello, Salamone, Piombino, Final und Monako wider seinen Willen, die Augen geöfnet. Hätten die Römer in allen diesen gewaltthätigen Besitznehmungen nicht die Vorboten ihrer nahen Sklaverey gesehn; so hätten sie durchaus nichts fühlen müssen. Man siehet aus den Schritten, die Clemens VIII. that, deutlich, daß er dieses lebhaft befürchtete: Er war ein Pabst, gerade so, wie ihn Heinrich brauchte: und wirklich bemühte sich dieser, ihm bey jeder Gelegenheit gefällig zu seyn, und hatte ihm einen überzeugenden Beweis hiervon gegeben, indem er den Prinzen von Conde an seinen Hof nahm, um ihn in der catholischen Religion unterweisen und erziehen zu lassen.

Die teutschen Fürsten nahmen nicht minder günstige Gesinnungen an. Der König befahl mir, den Gesandten des Herzogs von Würtemberg gut zu behandeln, um ihn dadurch zugewinnen, und wiewol er wegen des Herzogs von Bouillon eben nicht Ursach hatte, mit dem Churfürsten in der Pfalz zufrieden zu seyn; so machte er doch bey der Bezahlung einiger Gelder, welche man demselben schuldig war, und die seine Minister foderten, keine Schwierigkeiten. Heinrich machte keine andre Bedingung hierbey, als diese, der Churfürst sollte



feinen Prinzen von Sedan zurückberufen. In Absicht auf die vereinigten Provinzen hatte freylich England sein Versprechen nicht gehalten, aber es hatte doch wenigstens nicht die Gegenparthey ergriffen, und dadurch ward in den Angelegenheiten derselben bey nahe nichts geändert, indem diese Krone sie fast nie mit irgend etwas unterstützt hatte. Wenn die Generalstaaten sowol, als Spanien, nach den Eroberungen von Ostende und Sluis ruhig blieben; so geschah dies einzig aus Erschöpfung und Ohnmacht, und diese Ruhe konnte unmöglich lange dauern: und so war, im Fall Frankreich sich entschliessen würde, Spanien anzugreifen, die erstere Krone noch lange sicher, daß die Macht dieser letztern, dieses Krieges wegen, geschwächt werden würde.

Ich habe bereits etwas von einem Streit zwischen Spanien und den Graubündnern gemeldet, \*) der in diesem Jahr so viel Aufsehn machte, daß dadurch verschiedne Schriften über diese Sache veranlaaset wurden. Hier ist eine nähere Nachricht.

Die Schweizer haben zu Nachbarn und Allierten die drey Bünde der Graubündner; die dreyzehn Gemeinden von Ober- und Unter Wallis, welche aus vier und fünfzig Pfarrdörfern bestehn, deren Herr der von ihnen ernannte Bischof ist: Sant

---

\*) Seht Matthieus Geschichte Tom. 2. Liv. 3. und die übrigen Geschichtschreiber, besonders Vittorio Siri, Mem. reconcl. Tom. 1. p. 369. u. f. welcher diese Sache sehr weitläufig behandelt.

Gallen, Genf, Neuschatel, Baden und andre Reichs- und nicht Reichsstädte, welche sich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten an die Schweizer ergeben haben. Diese Städte machen neun Landvogteyen aus. \*)

Die Graubündtner, von welchen hier allein die Rede ist, bewohnen die Alpengebürge, und das sogenannte Veltlin \*\*) welches ein Thal, oder viel-

\*) Hier ist viel unrichtiges, das um so viel mehr befremden muß, da der erste Minister eines Hofes, der so nahe mit den Schweizern verbunden war, es schreibt. Oberwallis besteht aus sieben sogenannten Zehnden, die, zugleich mit dem Bischof und unter dessen Vorsitz, sich selbst regieren. Unterwallis ist theils dieser Republik, theils dem Bischof besonders, theils dem Stift St. Moriz unterworfen. Die Abgeordneten der 7. Zehnden wählen aus 4. von dem Domcapitel vorgeschlagenen Personen eine zum Bischof, und dieser hat seine Stimme, und, wie gesagt, den Vorsitz bey den Versammlungen, wo die allgemeinen Angelegenheiten des Landes entschieden werden. Die besondern Vorfällenheiten und Geschäfte eines jeden Zehndens besorcht dieser selbst, und entscheidet die dahin gehörigen Prozesse, welche aber an den allgemeinen Landrath appellirt werden können. Die Republik Wallis ist, wie das Graubündtnerland, ein zugewandter oder verbündeter Ort der schweizerischen Kantonen: so wie auch die Städte St. Gallen, Genf, und Müllhausen, das Fürstenthum Neuschatel und das Bisthum Basel, welches aber freye, und nicht, wie es oben heißt, den Schweizern unterworfen, Staaten sind. — Der Autor verwechselt die Bundesgenossen und die Unterthanen der Schweizer mit einander, zu welchen letztern freylich die Stadt und Grafschaft Baden, die Landgrafschaft Thurgäu, u. s. w. gehören. Der Uebersetzer.

\*\*) Eigentlich stößt das Veltlin nicht, wie der Autor sagt, an die Grafschaft Tirol, und ist daher auch nicht so lang,

mehr eine Art von breitem Graben, zwischen dem Fuß der zu Italien gehörigen, und der gegenüberliegenden Alpen ist, indem seine größte Breite nicht mehr, als eine kleine französische Meile beträgt, da die Länge hingegen von der Grafschaft Tirol, bis an den Comersee sich ungefähr auf dreißig Meilen beläuft. Die ganze Tiefe dieses Thals wird von dem Addafluß bewässert, der dasselbe ganz durchströmt, und, weil er durch alle Waldwasser vergrößert wird, die er aufnimmt, bey seinem Ausfluß in den Comersee, nicht kleiner ist, als die Marne. Das Thal hat ungefähr hunderttausend Einwohner, die beynah alle Römischkatholisch sind. Es ist sehr fruchtbar an Getreid, Wein, Baumfrüchten und Viehweiden. Seine Gränzen sind, gegen Morgen die Grafschaft Tirol, an welche es stößt: allein die Pässe sind alle gleich enge und beschwehrlich: gegen Mittag, Brescia und Bergamo, welche zum venetianischen Gebiete gehören. Die Kette von Gebirgen, welche es von dieser Republik abfondert, ist ebenfalls so steil, und hat einen so rohen Boden, daß sie diese ganze Strecke lang unzugänglich sind, die zwey einzigen Pässe von Tirano und Morbegno ausgenommen, von welchen der erstere in das Breszianische, und der letztere in das Gebiet von Bergamo führet. Eine

---

als er angiebt: er rechnet aber die Grafschaft Bormio oder Worms dazu, welche ebenfalls den Graubündnern unterworfen ist, und von der Adda durchströmt wird. Der Uebersetzer.



ähnliche Kette von Alpengebirgen, welche von den Graubündtneren selbst bewohnet wird, macht die mitternächtliche Gränze. Die Lage dieser ganzen Gegend ist so beschaffen, daß man, um aus den, Italien gegen Mitternacht gelegnen, Ländern in Italien zu kommen, sich schlechterdings nur der Pässe bedienen kann, welche durch dieses Thal gehen, und welche gegen Abend durch eine Ebne, in welcher der Comersee, gerade zwischen dem Beltlin und dem Herzogthum Mayland, lieget, in dieses letztere führen.

Genau von diesem Ländchen ist hier die Rede. Sechshundert Schritte von dem Comersee hatte Spanien neulich eine Festung bauen lassen, welches das Fort Fuentes hieß, nach dem Namen dessen, dem es die Sache aufgetragen hatte. Diese Festung liegt auf einem zweyhundert Fuß hohen Felsen, und beherrscht die ganze Strecke Landes, welche das Mayländische von dem Beltlin trennt, und in welcher die Strasse durch Moräste, und sumpfigte Wiesen bereits nur allzubeschwerlich gemacht wird. An dem Ufer des Sees, welcher an dieser Stelle nur drey oder vierhundert Schritte breit ist, hatte diese Krone eine zweyte, aber weit kleinere, Festung, der ersten gegenüber, erbauen lassen. Und um diesen Paß, vollends zuversperren, hatte sie tiefe Gräben in dem Zwischenraum von dem Fuß der Gebirge bis ans Ufer des Sees ziehn lassen. Die Festungswerke dieser zwey Schloßer waren gut angelegt; die Spitzen und Winkel derselben richteten sich genau nach der Gestalt des

Felsen, welcher überdas noch von keinem der umliegenden Orter konnte bestochen werden.

Unmöglich konnten die Graubündtner einem solchen Unternehmen geruhig zusehn: denn ungeachtet die Spanier versicherten, oder sich stellten, daß sie bey der Errichtung dieser neuen Werke nicht an sie dachten, und ungeachtet sie sogar, um zuzeigen, daß sie durchaus keine Absichten das bey auf etwas hätten, das nicht ihnen gehörte, einige allzuweit vorgerückte Graben wieder zurückziehen ließen; so war es doch nur allzusichtbar, daß ihre Absicht dahin gehe, einst, wo möglich, ihre italienischen und deutschen Staaten durch die Besitznehmung des Belkains zuverbinden, und bis dieß geschehn könnte, den jenseits der Gebirge wohnenden Völkern den Paß nach Italien an diesem Ort zuverschließen; den Schweizern und Graubündtner, und ihren Verbündeten, den Franzosen alle Gemeinschaft mit der Republik Venedig zubenehmen; und endlich die Graubündtner zu nöthigen, sich ihnen zuergeben, und sie für ihre Herrn zu erkennen.

Spanien hatte ihnen bereits Beweise für dieses letztere gegeben. Die protestantische Religion war bisher die herrschende in den drey Bünden gewesen, weil sie sich in den mächtigsten Kantonen festgesetzt hatte, und von den reichsten Partikularen war angenommen worden. Diese hiengen sehr stark an Frankreich, und waren Todtfeinde von Spanien. Allein noch hatte der Unterscheid der Religion keine Uneinigkeit unter diesen Völkern gestiftet,

weil sie wußten, daß ihre ganze Stärke in der Eintracht bestehe. Die Spanier fanden Mittel, sie zu zerstören, indem sie ihre gewöhnlichen Emissarien, die Jesuiten und Kapuziner, in diese Gegenden sandten, welche durch Ueberredungen, durch Geld und Versprechungen ihren Endzweck, beyde Partheyen einander in die Haare zu bringen, ohne Mühe erreichten, und den Catholiken einen Widerwillen gegen die Regierungsart ihrer Landesleute beybrachten, der beynahе eben so stark war, als der Haß, den sie ihnen gegen ihre Religion eingefloßt hatten.

Die Uneinigkeith der Gemüther zeigte sich anfänglich darin, daß der Schluß der von den catholischen Kantonen zu Baden gehaltenen Tagsatzung zum ersten Mal dem Schluß der zu gleicher Zeit absonderlich zu Arau versammelten Protestanten widersprach. Die einen begehrtен, man sollte diejenigen bestrafen, welche die Einkünfte der Republik verwaltet hatten, und faßten ein Urtheil gegen dieselben ab; die andern unterstützten sie öffentlich. Am Ende waren die Catholiken die Stärkern, und brachen gegen die Reformierten los, so daß sie sogar einen Versuch machten, sie aus einigen kleinen Kantonen gänzlich zuvertreiben, unter dem Vorwand, sie suchten das Land an Frankreich zu überliefern. Frankreich dachte hieran nicht, aber gleichgültig konnte ihm das doch nicht seyn, was in diesem Lande vorgieng, und dieß hatte es mit der Republik Venedig gemein. Paskal war lange Zeit unser dortige Gesandte gewesen, und die Graubündts



ner hatten eine solche Zufriedenheit mit seinem Betragen gezeigt, daß sie einen neuen forderten, der ihm ähnlich wäre; und da sie in den Augenblicken, wo sie gut gesinnet waren, ebenfalls jemanden begehrten, der sie zugleich das Kriegshandwerk lehrte; so sandte man ihnen den Herrn von Vic, und befohl ihm und Canaye, welcher die gleiche Stelle bey der Republik Venedig bekleidete, immer nur nach dem gleichen Plane zu handeln.

Das beste und kürzeste Mittel wäre wol dieses gewesen, wenn man um die Errichtung des Forts Fuentes zu hindern, die drey Bünde mit gewaffneter Hand unterstützt, oder wenigstens sie in den Stand gesetzt hätte, eine andre Festung auf ihrem Gebiete zu bauen, die jene unnütze gemacht hätte. Man fühlte dies wohl, und es wäre eben nicht das erste Mal gewesen, daß Se. Majestät in diesem Land Geld ausgetheilet hätten: Allein die Graubündtner hatten den Eifer derjenigen, die sich ihrer annahmen, sehr erkalten gemacht. Statt dem König für alle die Jahrgelder Dank zu wissen, die er unter sie austheilte, hörte man von ihnen nichts, als Klagen über die schlechte Austheilung derselben, und daß man dieselbe nicht ihren Beamten überlasse. Die Venetianer waren, anderer Gründe wegen, von welchem Canaye dem de Wit Nachricht gab, eben so wenig mit ihnen zufrieden; und die Schweizer unterstützten sie gleichfalls bey weitem nicht mehr mit dem gewohnten Eifer. Diese letztern hatten sich durch den Riß einer günstigen Ausnahme fangen lassen, die ihren Gesandten

zu Mayland wiederfahren war, und man zweifelte nicht, daß wenigstens die fünf Kantone Luzern, Schweiz, Zug, Uri und Unterwalden das Bündniß mit dem mayländischen Staat erneuern würden.

Alles dessen ungeachtet, schien die Freyheit der Graubündner allen diesen interessirten Partheyen eine Sache, die man nicht aus der Acht lassen mußte, und die Spanier durften noch nicht so ganz zuverlässig darauf zählen, daß sie dem helvetischen Senat gänzlich würden die Augen schliessen können, so schlecht derselbe auch immer, ihrer Meinung nach, mit Einsichten in eine gesunde Staatskunst versehen seyn mochte. Eigentlich zu reden, war der auf den 12. Junius zu Chur angesetzte Bundestag dazu bestimmt, den Hauptstreich zu führen, und keine von den darinn verwickelten Partheyen, welche von dieser Zusammenkunft die Einwilligung des ganzen Streites erwarteten, versäumte es, einen vertrauten Mann dahin abzuschicken. Von Seiten des Grafen von Fuentes kam Alphons Casjal. Ich ließ dem Herrn von Vic durch Montmartin Briefe von Sr. Majestät überbringen; allein sie wurden nicht bekannt gemacht, weil Canaye meldete, die Republik Venedig habe gegen die Graubündner ganz andre Gesinnungen, als Sr. Majestät, und weil dieß ein Punkt war, den man allen unsern Gesandten vorzüglich eingeschärfet hatte, sie sollten in allen ihren Forderungen mit einander übereinstimmen. Die französischen und venetianischen Gesandten begnügten sich also, unsrer Hand nachzuwerben, und erschienen fast

nie öffentlich. Ihre Unthätigkeit mußte, wie es schien, dem Grafen von Fuentes sehr zu statten kommen. Gleichwol konnten die Ränke und Bewegungen, welche Cajal machte, nebst dieser Unthätigkeit, doch nicht hindern, daß seine Parthey unten lag. Der Schluß der Bundesversammlung lautete also: die Bünde wollten nicht eher von einer Allianz mit Spanien hören, bis das Fort Fuentes geschleift, der freye Paß und Handel wieder hergestellt, kurz, alles wieder in den ersten Stand gestellet seyn würde. Das Bündniß mit Frankreich ward ebenfalls aufs neue bestätigt. Freylich war es von diesem Schluß bis zu der Ausführung noch sehr weit, und die Spanier hatten noch viele Mittel, um die Graubündner aufzuziehn. Montmartin kam nicht eher zurück, als bis er alles, was zu dem Streit Anlaß gegeben, genau besichtigt, und von dem Fort und der umliegenden Gegend auf meinen Befehl, einen Plan gemacht hatte: aus seiner mündlichen und schriftlichen Erzählung habe ich diese Nachrichten hergenommen.

Ein ziemlich ähnlicher Streit, nur daß er Sr. Majestät unmittelbar betraf, erhob sich dieses Jahr wegen der Brücke zu Avignon. Diese berühmte Brücke zerfiel, und war im Begriff, aus Mangel an einer Ausbesserung, zusammen zu stürzen, welche man schon vor langem hätte vornehmen sollen. Diese Verzögerung rührte daher, daß die Lage von Frankreich bisher nicht erlaubt hatte, an der Entscheidung eines Streits zwischen dem französ-



fischen Monarchen und dem Pabst zu arbeiten, ohne welche man nicht Hand an dieses Werk legen konnte. Der Pabst behauptete nämlich, er sey als Eigenthümer von Avignon, auch Eigenthümer von dieser Brücke, von dem Hasen und dem Paß über die Rhone zwischen Avignon und Villeneuve, folglich auch von allen Gerechtsamen, welche mit diesen Pässen verbunden wären \*). Da die Ausbesserungen der Brücke nicht so viel Aufschub gestatteten, daß man hätte entscheiden können, welche von beyden Partheyen sie machen sollte. Se. Majestät, oder der Pabst; so wollte der König, daß diese ganze Frage ein für allemal entschieden würde. Da die Sache schlechterdings zu meinem Departement gehörte; so ward sie mir überlassen: und dieß setzt mich in den Stand, dem Publikum Nachricht davon zu ertheilen.

Das in Frankreich angenommene Gesetz hat zu keiner Zeit den Besitzern der an den Ufern der Rhone gelegnen Länder, selbst nicht einmal unabhängigen Fürsten, irgend ein Recht über die dortigen Gewässer, und den Lauf der Rhone gestattet. Denn unabhängige Fürsten giebt es darunter, der Fürst Dauphin, der Herzog von Savoyen, der Graf von Provence und der Prinz von Oranien. Die Frage kommt darauf hinaus, zu entscheiden, ob der Pabst, welcher einer von den anstossenden Für-

---

\*) Der Cardinal Opat redet auf eine dem Pabst günstige Art davon in seinem Brief an Herrn von Villeroi, d. d. 2. Junius 1603.

Fürsten ist, das Recht besitze, sich von dieser allgemeinen Regel, vermög einer besondern Conzession, auszunehmen.

Ich ließ, um diesen Punkt zu entscheiden, die Archiven des Königreiches, die alten Dokumente der Domänen, die Register der Senechauffee von Nimes, und alle Urkunden der Provinz zurathziehen, und verständige und rechtschafne Commissarien an den Ort selbst gehen. Es blieb bey dieser ganzen Untersuchung unwidersprechlich, einmal daß die Regel, welche den anstossenden Fürsten die Herrschaft über die Flüsse ertheilt, den König in Frankreich nicht betrifft: demnach, daß er in dieser Absicht ein doppeltes Recht in Betref des Rhoneflusses genießt, nämlich, daß er, als Souverain, der einzige Herr über das Bette, den alten und neuen Canal desselben, und alle davon abhängenden Rechte ist. Unter denjenigen Provinzen, die derselbe durchströmt, ist Languedok die, in welcher dieses Recht noch am unwidersprechlichsten ist, weil sie ein altes Kronlehn ist, welches niemals davon losgerissen worden, und welches die Grafen von Toulouse immer unter diesem Titel besessen haben. Sie unterscheidet sich dadurch von Dauphine und Provence, indem dieses erworbnene Länder sind. Allein ungeachtet dieses Grunds sowol, als eines andern, nämlich, daß diese zwey Provinzen, zur Abfindung jüngerer Prinzen, oder als Mitgift veräußert werden können, sind doch beyde unter dieser Regel begriffen, wie die Rhone, wegen des Rechts der Oberherrschaft, das unsre

(Denkw. Sully. 5. B.) D

Könige durchaus nicht verlieren können. Eine Menge von Urtheilssprüchen, die zu ihrem Vortheil gegen die an die Rhone angränzenden Fürsten gefällt wurden, bestätigten ihnen dasselbe ebenfalls; und der mit dem Herzog von Savoyen nach dem letzten Krieg geschlossene Traktat that dieß auch förmlich. Dieß sind die Gründe, welche die Sache gegen den Pabst, in Absicht auf die Grafschaft Avignon, zweifelhaft machen konnten.

Ehmals war ein Fonds von viertausend Livres von den französischen Monarchen zur Ausbesserung dieser Brücke bestimmt gewesen. Dieser wurde nach der Hand sogenannte Hospitalreligiosen überlassen, welche sich, die den Hospital bey der Brücke zu Avignon bedienende Brüder nannten, weil dieser Hospital in der That an die Brücke stieß; und zu gleicher Zeit belehnte man sie auch mit allen den Einkünften, die der König davon ziehen konnte; wogegen sie sich anheischig machten, an der Unterhaltung der Brücke nie nichts mangeln zu lassen. Sie blieben sehr lange beym Genuß dieser Einkünfte und Gerechtsamen, allein ohne daß sie, als Aufseher über die Brücke, der Verpflichtung genug thaten, die sie auf sich genommen hatten. Zuletzt fand sich, daß dieser ursprüngliche Fonds verschwendet und verlohren war, ohne daß man eigentlich wußte, wie, und in dieser Zwischenzeit machten die Beamten Sr. Heiligkeit verschiedene Versuche, um sich in Besitz der Brücke und des Zolles zu setzen. Das beste Mittel hierzu schien ihnen dieses, daß sie freywillig die daran



zu machenden Verbesserungen übernahmen. Sie wollten von Zeit zu Zeit daran arbeiten: allein ungeachtet der königliche Staatsrath bey dieser unrechtmäßigen Unternehmung bey weitem nicht alles that, was er thun sollte; so widersprach man doch denjenigen, welche die Sache betrieben, immer, und wies sie mit ihrem Gesuch ab: alles Beweise, welche das Recht Sr. Majestät deutlich zeigten.

Nun ließ ich ein Endurtheil fällen, welches diesen Streit entscheiden sollte. Durch dasselbe ward die Rhone und ihre Inseln, Hasen, Zölle, Gerechtigkeiten, und was davon abhieng, namentlich die Brücke zu Avignon, einzig dem König, als ein Regale, Domäne und Eigenthum der Krone, zugesprochen. Diesem zufolge ließen Sr. Majestät die Ausbesserungen an der Brücke, und die Nachforschungen nach dem ursprünglich dazu bestimmten, oder verlorren Fonds, sogleich anheben: und so ward dieses Geschäfte beendigt, welches in Rücksicht auf den Herzog von Savoyen bey nahe eben so wichtig war, als in Rücksicht auf den Pabst.

Der König kaufte um diese Zeit ebenfalls die Graffschaft St. Paul an sich, welche einen Theil des Appanage des Grafen von Soissons ausmachte. Da dieser Prinz ganz in Schulden versunken war; so entschloß er sich, diese Graffschaft zu veräußern, um seine Gläubiger, welche durchaus bezahlt seyn wollten, zu befriedigen. Er glaubte ohne Zweifel, es schicke sich nicht mehr für ihn, in der Unordnung

zu leben, seit dem ihm seine Gemahlin neulich einen Sohn geschenkt hatte. Er nahm die Glückswünsche, die ihm der König über diese Geburt machte, mit seiner gewöhnlichen ernsthaften und stoischen Miene an, und schickte hierauf einen gewissen Gillouaire an ihn, um ihm seine Grafschaft St. Paul anzubieten. Den König vermochte zu diesem Kauf erstlich sein Geschmack, und hiernächst die Unbequemlichkeit, die die Leistung des Lehns des nach sich ziehen würde, wenn die Grafschaft in die Hände irgend eines fremden Prinzen fallen sollte. Er nahm also den Antrag des Grafen geneigt auf, und streckte ihm, bis man wegen des Preises einig geworden wäre, eine beträchtliche Summe vor, um ihm vor seinen Gläubigern Ruhe zu schaffen.

Als er nach der Hand die Sache reiflicher überlegte; so schrieb er an den Grafen, er sollte mit Caumartin und mir, denen er die Beendigung dieses Geschäftes übergeben wollte, zusammentreten; und da er mir bisher noch nichts von diesem Kaufe gesagt; so gab er mir jetzt ebenfalls Nachricht davon, um meine Gedanken zu vernehmen. Ich mißbilligte diesen Kauf nicht gänzlich, welcher, wie mir Villeroi schrieb, dem König sehr nahe am Herzen lag; vielmehr diente ich dem Grafen aus allen Kräften: allein ich fand, daß man hierbey in den Formalitäten vielerley Sachen in Acht zu nehmen hätte. Da dieß Geschäfte sich so wandte, daß man eine baldige Entscheidung nicht erwarten durfte; so unternahm ich inzwischen mei-

ne Reise nach Poitou. Während derselben ließ der König, weil er nur seine Ungeduld zu Rathe zog, und überzeugt war, daß man eben nicht viel Gefahr hierbey laufen könne, das Geschäfte durch die Herren von Bellievre, Billoi, Sillery und Maiffes wieder vornehmen, welche den Kauf mit dem Grafen, durch einen Tauschkontrakt, abschlossen. Bey meiner Rückkehr meldete mir der König dies, und sah meine nicht geringe Bestürzung über diese Schnelligkeit. Er wollte die Ursache derselben wissen, und machte mir sogar eine Art von Vorwurf darüber, daß ich mich gegen den Ankauf einer schönen Herrschaft setze, welche aus den Händen meiner Ahnen an die Vorfahren des Grafen gekommen war. Gerade deswegen war mir die Sache bekannter, als sonst irgend jemanden, und hier ist die Antwort, die ich Sr. Majestät gab.

Zu der Zeit, da diese Graffschaft noch von den davon benannten Grafen besessen ward, hatte man einen heftigen Streit darüber geführt, ob dieselbe der Graffschaft Boulogne oder Artois, d. i. Frankreich oder Spanien, lehnspflichtig sey. Da diese Frage eben nicht leicht zu entscheiden war, so kam man in den letzten Traktaten, welche Franz I. und Heinrich II. mit den Königen von Spanien machten, darinn überein, es sollte den Grafen von St. Paul freystehn, bis der Streit auf eine andre Weise entschieden würde, nach Belieben einer von diesen beyden Kronen den Lehnseid zu leisten. Die folgenden Grafen wollten ihre Vasallens



pflicht lieber der Grafschaft Artois erstatten, und gaben durch diesen Vorzug Spanien ein gewisses Recht, welches fähig war, einen neuen Krieg zu entzünden, sobald der König von Frankreich, als Besitzer dieses Lehns, sich erklären würde, er wolle in Zukunft wegen desselben nur das Lehnsrecht des Grafen von Boulogne anerkennen, welches er selbst war; und anderst konnte er nicht handeln, ohne gewissermassen seine Ehre selbst zu beeinträchtigen. Traurig war' es, einen neuen Krieg wegen einer solchen Kleinigkeit entstehen zu sehn, und der Ehre des Königs nachtheilig, ihn dadurch zu vermeiden, daß er sich gefallen liesse, einer Krone den Lehnsseid zu leisten, welche ihm denselben selbst schuldig war. Der König gestand, daß ich Recht habe, und man wußte kein andres Mittel, als den ersten Traktat aufzuheben, einen neuen im Namen einer dritten Person zu schliessen, und eine Erklärung über den streitigen Punkt bis auf die Zeit zu verschieben, da man es ohne Gefahr thun könnte.

Die Entscheidung dieses Geschäftes gieng zu Fontainebleau vor, wo Heinrich sich dieß Jahr lange aufhielt. Er ließ den Dauphin und seine übrigen Kinder von St. Germain dahin kommen. Erst wollte er den Dauphin auf dieser Reise nicht durch Paris gehn lassen: allein ich bewegte ihn, seinen Entschluß zu ändern. Die Prinzen übernachteten zu St. Cloud, giengen mit der Frau von Montglat, ihrer Gouvernantin, durch Paris, und kamen über Savigny nach Fontainebleau.

Se. Majestät liessen um diese Zeit denjenigen von Ihren natürlichen Prinzen in den Maltheserorden aufnehmen, welchen man Alexander Monsieur hieß \*). Ferner ertheilte der König, von Fontainebleau aus, Befehle in Absicht auf seine Gebäude. Man verwandte in diesem Jahr die gleichen Summen darauf, wie in den vorigen, und noch grössere, weil die zu den neuen Manufakturen bestimmten Gebäude dazu kamen. Ich mußte gehorchen; allein ich that es ungerne, und ohne ein Wort zu reden. Nur erinnere ich mich, daß ich, da sich zu gleicher Zeit, auf Veranstaltung des Papstes, ebenfalls eine Menge von Mönchsorden in Frankreich niederliessen, dem König in Absicht auf den einten Punkt Carl den Grossen, und in Absicht auf den zweyten die Römer anführte.

Da Mahomet III. an der Pest gestorben war; so entfernte sein Sohn und Nachfolger Achmet, welcher nur neunzehn Jahre hatte, seine Großmutter, um die Unzufriedenheit über die schlechte Regierung zu stillen, woran sie Schuld war. Sinan Bacha, der der Rathgeb dieser Prinzessin war, wurde vor den Divan gefodert, um von seiner Aufführung

\*) Diese Ceremonie geschah in der Kirche du Temple, in Gegenwart des Nunzius und der fremden Gesandten. Da der kleine Prinz sein Gelübde nicht selbst thun konnte; so stieg Heinrich mit einer grossen Lebhaftigkeit von seinem Thron herab, und leistete sie an seiner Stelle in die Hände des Grosspriors: er versprach alsdann, dieselben durch den jungen Prinzen bestätigen zu lassen, wenn er das Alter von 16. Jahren erreicht hätte.

Rechenschaft zu geben: allein, statt zu gehorchen, ergrif er die Flucht. Persien, welches eben mit der Pforte in einem Krieg war, benutzte diese Verwirrung, und bemächtigte sich einiger Städte. Unser Botschafter bey der Pforte war der Herr von Salignac.

---

## Zwanzigstes Buch.

1605.

Der von dem Parlament fortgesetzte Prozeß gegen die Grafen von Lubergne, und d'Entragues, und gegen die Marquisin von Berneuil endigte sich mit einem im Anfang dieses Jahres gefällten Urtheil, vermöge dessen die beyden Grafen den Kopf verlieren, und die Marquisin für ihr übriges Leben in ein Kloster eingesperrt werden sollte. Die erste Nachricht davon erhielt ich aus des Königs Munde, welcher mich kommen ließ, um es mir zu melden. Hierauf gieng er mit mir gegen den Balkon der ersten Galerie im Louvre, und fragte mich, was für einen Eindruck diese Behandlung bey seiner Maitresse, meiner Meinung nach, machen würde. Ich fragte ihn hinwiederum, ob er bey Vorlegung dieser Frage, begehre, daß ich ihm meine Gedanken frey heraus sagen sollte: „Ja, ja, erwiederte



„ Heinrich: fürchten Sie nicht, daß ich böse darüber werde: ich bin Ihrer Freymüthigkeit nicht erst seit heute gewohnt. „ Ich versetzte ihm, er selbst könne seine Frage besser, als irgend jemand beantworten; weil die Marquisin, wenn er ihr Anlaas gegeben hätte, zuglauben, er sey von seiner Leidenschaft geheilt, und von gerechtem Zorn entflammt, ihre Zuflucht zur Unterwerfung, zu Bitten und Thränen nehmen würde, um ihn zu erweichen: wenn sie aber im Gegentheil vermuthen könnte, er habe sich nur durch den Unwillen, den eine bloße verliebte Zänkerey erweckt, zu diesen Schritten verleiten lassen; so würde sie von ihren alten Uebermuth nichts nachlassen.

Hierauf gestand ich dem König frey heraus; ich sey überzeugt, welchen von diesen zween Entschlüssen die Marquisin auch immer faßte: so würde doch die Sache in der That auf das gleiche herauskommen; und dieß aus verschiednen Gründen, unter welchen mir seine natürliche Neigung zum Vergessen, und die Rücksicht auf die Kinder, die er mit ihr gezeugt hätte, nicht die geringsten zuseyn schienen. „ Ich wünschte wol, sagte Heinrich, daß Sie sie besuchten, um zuhören, was sie Ihnen sagen, und ob sie Sie nicht bitten wird, bey mir eine Fürbitte für sie einzulegen. „ Ich bat auf das inständigste und ernstlichste, er sollte mich mit dem Besuche und der Vorbitte verschonen. Ich war in der That müde, so oft eine immer unnütze Rolle zu spielen, und wollte mich nicht vollends bey der Königin verhaßt machen, bey welcher man mich,

ungeachtet ich sie immer gegen ihre Nebenbuhlerin vertheidigte, dennoch als einen schlaunen Betrieger, als einen schmeichlerischen und feilen Spion des Königs, angeschwärzt hatte. Ich hatte Beweise dafür, daß man seit einem Monat der Königin dergleichen Zeug ins Ohr gesagt hatte. Ich sagte es dem König, nannte ihm drey Personen, die dieses gethan hätten, und machte ihm begreiflich, daß es nur noch einen einzigen solchen Schritt brauchte, wie der wäre, den er von mir foderte, um mich in der Folge ganz auffer Stand zu setzen, ihm bey Gelegenheiten, welche, wie er selbst wisse, nur allzuofte vorkämen, bey dieser Prinzessin zu dienen. Wir stritten mit einander: allein zuletzt bekam ich die Oberhand, und überließ es einem andern, sich durch ein unfehlbares Mittel, welches mir aber immer von Herzen zuwider war, bey dem König einzuschmeicheln. Uebrigens nahm ich an diesem Geschäfte nur noch in sofern Antheil, um zu hindern, daß die Beendigung desselben der Ehre des Königs nicht so nachtheilig ausfallen möchte, als es ohne dies, wie ich voraus sah, geschehn würde.

Es fehlte diesem Prinzen nicht an Höflingen, die ihm nach seinem Geschmack dienten. Die Hofkünste zeigten sich in ihrer ganzen Stärke. Sobald man bemerkte, daß Heinrich sich weder von seiner Mätresse losmachen, noch der Königin befehlen konnte; so bequemte sich dieser Hause von freywilligen Sklaven aller Einfälle und Leidenschaften des Königs, seine Schritte, seine Reden und selbst

die Gesichtszüge nach diesen Umständen einzurichten. Niemand wagte es weder der Königin, noch der Marquisin zu widersprechen. Man verbarg seine Gesinnungen gegen die eine oder die andre bey dem König, je nachdem die Aufträge beschaffen waren, die man von ihm erhalten hatte. Man diente seinem Unwillen blos zur Hälfte, um auf beyden Seiten immer ein Mittel, sich zurechtzufertigen, in Bereitschaft zu haben. Sigogne war von Sr. Majestät an mich abgeschickt worden, um mir einen sehr strengen, und in sehr starken Ausdrücken abgefaßten Befehl, der die Marquisin von Berneuil betraf, zu überbringen. Er machte sich kein Bedenken, mir die Hälfte davon zu verschweigen: und das sonderbarste dabey ist, daß Heinrich es wußte, mir es selbst sagte, und nichts desto weniger sich der nehmlichen Personen bediente. Wenn auf seiner Seite die Schwachheit weit getrieben ward; so trieben die Höflinge die Schmeicheley noch weiter. Noch niemals sah man so deutlich, wie erfinderisch, und zugleich wie kriechend, niederträchtig und elend diese ist.

Niemand ließ sich durch die Strenge, mit welcher Heinrich die Marquisin von Berneuil behandelte, hinter das Licht führen: allein man verwunderte sich doch darüber, daß in ihre Begnadigung sogar die zween Verbrecher eingeschlossen wurden, welche durch die Stimme des Volkes bereits zu der gleichen Strafe verdammt worden waren, die man dem Marschall von Biron angethan hatte. Die Strafe des Grafen von Auvergne ward in



eine lebenslängliche Einsperrung in die Bastille verwandelt, \*) wo er freylich dießmal länger aushalten mußte. \*\*) Die Strafe des Vaters der Maitresse änderte sich in eine Verbannung auf seine Güter, und was sie betrifft, so ward sie vollkommen begnadigt, \*\*\*) ja sie schrieb die Bedingungen selbst vor.

\*) „ Der König verwandelte diese Strafe, sagt Bassompierre, in eine immerwährende Gefangenschaft, theils aus Achtung für die Frau von Angouleme, welche ihn aufs dringendste bat, aber noch weit mehr aus einem andern Grund, den er uns sagte; nemlich weil der König Heinrich III. sein Vorfahr bey seinem Tod ihm nur den Grafen von Auvergne und Herrn le Grand empfohlen hätte, und weil er sichs nicht gerne nachreden ließe, er habe einen Mann ums Leben gebracht, den ihm sein Vorfahr so nachdrücklich empfohlen hätte, Tom. I. S. 165. Allein weder Sully, noch Heinrich IV. in seiner Unterredung hierüber mit seinem Minister, gedenken dieses Beweagrundes mit einem einzigen Wort.

\*\*) Er verließ dieselbe unter der folgenden Regierung. A. 1644. In seinem 71sten Jahr, vermählte er sich zum zweyten Mal mit der Fräulein von Margonne, und da diese Dame erst im Jahr 1713. die Welt verließ in einem Alter von 92 Jahren; so sah man eine Art von Paradox darinn, daß eine Schwiegertochter beynabe hundert und vierzig Jahre nach ihrem Schwiegervater starb.

\*\*\*) „ Der König, sagt Perefire, erlaubte der Marquisin, sich nach Verneuil zubegeben, und da sieben Monate verlossen waren, ohne daß der Generalprocureur einen Beweis gegen sie gefunden hatte; so ließ er sie für ganz unschuldig an dem Verbrechen, dessen sie beschuldigt worden war, erklären. „ Er sprach sie, sagte der Mercure Francois, davon los, daß sie nicht vor dem Parlament erscheinen müssen, um ihren Begnadigungsbrief

Dieser Prozeß gegen die Maitresse des Königs konnte unmöglich, ohne neue Uneinigkeit zwischen Heinrich und seiner Gemahlin beendigt werden, welcher letztern diese abermalige Nachsicht des Königs ein neuen Stof zum Zorn und zu heftigen Klagen gab. Alle andern Verdrießlichkeiten waren, in Vergleichung mit dieser, eine bloße Kleinigkeit. Alle Augenblicke gab es wiederum Worte zurecht fertigen, Schritte auszulegen, neue Interessen zu vereinigen: Bald bediente man sich der Nacht eben so gut dazu, als des Tages. War die Ruhe wieder hergestellt: so folgte auf der Stelle ein neuer Lärm, welcher alles in den alten Stand zurücksetzte. Ich fand bey meiner Rückkehr aus Limosin, am Ende des vorigen Jahres, mehr Uneinigkeit zu Fontainebleau, als noch nie gewesen war. Was konnte ich bey einem unheilbaren Uebel anders thun, als es beweinen, und schweigen? Dieß that ich auch. Ich verschloß sogar alle Briefe, die mir der König über diese Sache geschrieben hatte, und ließ keinen derselben in den Händen meiner Sekretairen, welche ich auch weiter nichts von allem dem wissen ließ, was mir der König über diese Zeit im Vertrauen sagte, so dringend sie mich auch darum baten. Einen von diesen Briefen, und zwar von den wichtigsten, riß ich einem derselben aus den Händen, da ich ihn eben darüber ertappte, daß

---

„ protokollieren zulassen, welcher den 6. September gerichtlich bestätigt wurde. „ Siehe die umständliche Nachricht von diesem ganzen Prozeß bey de Thou. Jahr 1605. Sitt ebend. S. 299. und andern Geschichtschreibern.

er ihn in meinem kleinen grünen Cabinet zulesen anfieng, wohin ich ihn geschickt hatte, um mir einige Schriften zu holen. Die gleiche Absicht hab ich auch jetzt, da ich mich enthalte, dem Publikum Nachricht von allen diesen Zänkereyen zugeben. Und was würde man am Ende darinn finden, als eine unnütze Wiederholung von Berichterstattungen, Eifersucht, und gewaltsamen Entschliessungen? Lauter Sachen, welcher, wie ich glaube, der Leser nach gerade sehr müde seyn muß.

So wie man die Gemüthsart des Grafen von Auvergne kennt, wird man leicht glauben, daß ihm der Aufenthalt in der Bastille nicht sonderlich gefiel, so wenig als dem d'Entragues die Ruhe die er, wider seinen Willen, zugenieffen gezwungen war. Man entdeckte ein halbes Jahr nachher, daß der Graf von Auvergne mit seinem Stiefvater, welcher vermuthlich Mittel gefunden hatte, sich einen Weg zu ihm selbst ins Gefängniß zu bahnen, einen Plan verabredet habe, wie er aus der Bastille entfliehen könnte. Die Nachricht ward von demjenigen, der sie gab, welches ein gewisser le Cordier war, so klar bewiesen, daß der Grandprevot, auf seine Nachricht, in dem Wald bey Malesherbes wirklich die Stricke, Kloben und die übrigen Werkzeuge fand, deren man zu dieser Entwischung bedurfte, weswegen er den d'Entragues von neuem festnehmen, und in seiner Wohnung verhören ließ. Dieser behauptete, er sey nicht verbunden, dem Grandprevot zu antworten, und man mußte ihn durch eine besondre Commission



dazu nöthigen, die der König, der sich eben tief in den Provinzen befand, von dortaus abschickte.

In dieser Zwischenzeit setzte d'Entragues eine Art von Faktum auf, welches er eigenhändig unterzeichnete und besiegelte, um sein Betragen zurecht fertigen, und glaubte, damit loszukommen. Dieser Aufsatz war seines Urhebers durchaus würdig, wegen der listigen und scheinbaren Wendung, mit welcher er sein Betragen bemäntelte; ungeachtet er freylich mit aller seiner List dennoch in dem Hauptpunkte nicht zurechte kam, welcher darin bestand, daß er über die in dem Walde bey Malesherbes verborgne Stricke und Werkzeuge Erläuterung geben sollte. Noch schlechter vertheidigte er sich, als er, ungeachtet dieser Schrift, doch genöthigt wurde, sich einem gerichtlichen Verhöre zu unterwerfen. Er behauptete hartnäckig, man könne ihm nicht beweisen, daß er bey diesen Stricken und Kloben eine böse Absicht gehabt hätte. Der Grandprevot erfüllte die Pflichten seines Amtes vollkommen gut; er sorgte dafür, daß die Bedienten des d'Entragues, noch ehe sie etwas, entweder unter sich, oder mit ihrem Herrn verabreden konnten, gleich anfangs getrennt würden. Allein ungeachtet des Zorns, den Heinrich öffentlich zeigte, bemerkte man doch bey diesem ganzen Verfahren, eine Art von Gunst, welche dem Verbrecher nothwendig wieder Muth einflößen mußte. Ungeachtet le Cordier alle nothwendigen Erläuterungen gab, und einen gewissen Gie; neben andern scharf beflagte; so wollte man doch lieber diesem Beklagten

auf sein blosses Wort glauben, daß er nichts von dieser Sache wisse, und er ward nicht einmal festgesetzt. Ich sandte aus meinem Gouvernement, wo ich mich damals befand, an den Untergouverneur der Bastille Befehl, er sollte den Grafen von Luvergne enger einschließen, und so endigte sich die ganze Sache.

Ich will sogleich von der Beendigung eines andern Geschäftes reden, welches im vorigen Jahr angefangen und vollendet worden war, und dieses ist die gänzliche Begnadigung der Jesuiten. Diese glaubten, es mangle immer noch etwas hiers an, wenn sie gleich die stärksten Zeugnisse von dem Wohlwollen Sr. Majestät bekamen, so lange die Pyramide stehn bliebe, welche auf der Stelle der Wohnung des Chatel war errichtet worden. \*)

Der

---

\*) Diese Pyramide oder Pfeiler, welcher ungefähr 20 Fuß hoch, und ziemlich gut gearbeitet war, stand dem Pallast gegen über, und nur die Gasse lag zwischen beyden. Auf allen vier Seiten des Fußgestelles waren schwarze marmorne Platten, auf welchen der Parlamentsschluß, dessen ich oben, bey Anlaß des Processes des Johann Chatel, gedacht, mit Inschriften eingearaben war, welche in den aller beschimpfendsten Ausdrücken für die Jesuiten abgefaßt waren. Wir haben nicht Lust, diese Inschriften anzuführen, welche sich in den Mem. de la Ligue, Tom. 6. bey D'Aubigné Tom. 3. Liv. 4. Chap. 4. in den Handschriften der königlichen Bibliothek, vol. cotté 2033. und in einigen andern Schriften erhalten haben; in den Handschriften der königlichen Bibliothek findet man auch die französische Uebersetzung, welche man um diese Zeit davon gemacht hatte.

Herr von Ehou und der französische Merkur, welche man

Der König, den man dieser Sache wegen nöthigte, hat, und verfolgte, willigte endlich darein, sie sollte in dem Conseil zur Berathschlagung vorge-

über die Wegschaffung der Pyramide ebenfalls zu Rathe ziehn kann, gestehen mit dem Autor, es sey eine Art von Gerechtigkeit gewesen, diese Inschriften, bey Wiederaufnahme der Jesuiten, auszulöschen, weil sonst beyde Parlamentsschlüsse einander widersprochen hätten. Aber sie bemerken ebenfalls, daß sich über die Wegschaffung des Pfeilers ein gewaltiges Geschrey erhob, welcher im Maymonat durch den Civillieutenant Miron, den Sr. Majestät dazu abgeschickt hatte, am hellen Tag umgeworfen ward. An seine Stelle setzte man einen Brunnen. „Die schriftlichen Befehle hierüber, sagt Matthieu. Tom. 2. Liv. 3. S. 683. waren an den Herzog von Sully, als Oberaufseher der Strassen, gerichtet. Die vornehmsten Bildsäulen wurden nach den Grotten zu St. Germain gebracht.“

Die Feinde der Jesuiten rächten sich dadurch, daß sie eine unendliche Menge von kleinen Schriften, in Prosa und Versen, welche äußerst beleidigend waren, über alles, was bey dieser Gelegenheit vorgieng, in die Welt austreuten; die man aber eben so wenig, hier zu sehn, erwarten wird. Sie machten boshafte Anmerkungen darüber, daß man bey Wegschaffung der vier auf den Ecken der Pyramide über den Aufschriften stehenden Bildsäulen, welche die vier Tugenden vorstellten, bey der Bildsäule der Gerechtigkeit angefangen habe: da doch dieses ein blosser Zufall war, oder vielleicht gar eine Lüge ist. Die Abbildung dieser Pyramide in Kupfer ward nach der Hand nur noch begieriger aufgekauft, welche bey Johann le Clerc mit königlicher Freyheit bisher war ausgegeben worden: alleins Heinrich ließ die Platte, nur drey Monate vor seiner Ermordung wegnehmen. Der größte Theil der Aufschriften, mit denen die Pyramide geziert war, und deren Zerstörung die Herrn von Thou, von Serres, Mezerai

(Denkw. Sully. 5. B.)



tragen werden. Ich glaubte, und viele andre dachten, wie ich, man würde eben nicht sagen können, daß die Gesellschaft als eine Feindin des Staats behandelt werde, wenn man den Schluß faßte, man sollte nur die Aufschrift auslöschten, die auf der Pyramide stand: allein sie hatte sich des größern Theils der Mitglieder des Staatsraths so ganz zubemächtigen gewußt, daß sie einen Schluß erhielt, wie sie ihn verlangte.

Was ich bey dieser Gelegenheit that, verdiente doch, wie ich glaube, nicht das ganze Gewicht des Unwillens der Jesuiten. Gleichwol schien mein Untergang von dieser Zeit an denselben, und besonders den drey Jesuiten, welche die Hauptrolle an dem Hof spielten, für die Religion, für das gemeine Wesen, und ihr besonders Interesse so wichtig, daß man sich entschloß, man wolle mit dem größten Eifer daran arbeiten. Den drey Jesuiten ward eine gleiche Zahl von den vornehmsten Herrn am Hofe beygesellet, die ich aber eben so wenig, als jene, nennen werde. Man durfte nur in ihrem Gemüthe die alten linguistischen Grundsätze wieder aufweken, deren Name zwar wirklich an dem Hof vertilget war, aber nicht der Geist und die Politik, die sie einflößen. Auch fiel es ihnen nicht schwer, ihre Parthey in kurzem dadurch be-

---

und einige andere Geschichtschreiber bedauern, hatte den Joseph Scaliger zum Verfasser, der ein allzueifriger Protestante war, als daß er nicht die Jesuiten von ganzem Herzen gehasset hätte. M. Chron. & dogm. Tom. 1. pag. 30.

krächtlich zuverstärken, daß sie alle Wollüstlinge unter den Hofbedienten in dieselbe aufnahmen, deren weichliches und weibisches Leben ich, wie man gestand, mit mehr Unvorsichtigkeit, als Ungerechtigkeit bestrafte. Da die Jesuiten also ihren Verbündeten sich nützlich machten, so bedienten sie sich derselben hinwiederum so gut zu ihrem Vortheil, daß sie in sehr kurzer Zeit eine Menge von Collegien in den vornehmsten Städten des Königreichs stifteten und beträchtliche Einkünfte damit verbanden.

Gleichwol fanden sie nicht durchgehends die gleiche Leichtigkeit, ihren Zweck zu erreichen. Die Einwohner von Troyes, Rheims und Langres zum Beyspiel nahmen es nicht günstig auf, daß die Gesellschaft ihnen ihre Diensten anbieten ließ. Sie mußte zu schriftlichen Empfehlungen Sr. Majestät die Zuflucht nehmen. Die P. P. Cotton und Gauthier bekamen den Auftrag, dergleichen von dem König zu begehren, dem freylich so viele Bittschriften, Schlag auf Schlag, bisweilen ein wenig nachzudenken gaben. Er erwiederte ihnen, er wünsche nichts so sehr, als ihnen alle mögliche Gnade zu erweisen; allein er befürchtete, sie möchten zuletzt das königliche Ansehen in Gefahr setzen. Er führte ihnen Poitiers zum Beyspiel an, \*) wo sie, uns

---

\*) Was der Autor hier von den Schwierigkeiten sagt, die den Jesuiten bey ihrer Aufnahme zu Poitiers fanden, setzt mich um so viel mehr in Erstaunen da die Chron. sept. diese Stadt ausdrücklich unter diejenigen zählt, welche die Jesuiten beehrten. Fol. 438. Matthieu nennt

geachtet der Befehle, die sie von ihm erhalten hätten, doch seit beynahe zwey Jahren, während welchen sie ihre Aufnahme in diese Stadt zubewirken gesucht hätten, noch gar nichts haben ausrichten können, da doch die Stadt zu gleicher Zeit um die Einrichtung eines königlichen Collegiums gebeten hätte. Der P. Cotton versetzte; was zu Poitiers vorgefallen sey, beweise nichts in Absicht auf andre Städte, weil sie nicht das Unglück haben würden, allenthalben so mächtige, in den Provinzen so anz-

---

zwanzig dergleichen Städte, und darunter gleichfalls Poitiers „weil, wie er sich ausdrückt, ihre Collegien und „Schüler besser waren, als der andern ihre „ Tom. 2. Liv. 3. S. 606. und 686. Wenn der Autor nicht den Bischof und die Oberschatzmeister nannte; so würde ich glauben, er begreife unter dem, was er die Stadt, oder den größten Theil der Bürgerschaft nennt, nur die Calvinisten, welche vielleicht in der That den größten Theil derselben ausmachten. Der Bischof dieser Stadt, welcher, wie man aus seinen und des Ministers Briefen sieht, in besondern Verbindungen mit demselben stand, mochte freylich sich aus Politik der Aufnahme der Jesuiten widersetzen, so wie ein grosser Theil der vornehmsten Einwohner der Stadt, und gar Catholiken, weil sie überzeugt waren, daß sie sich durch dem Gouverneur der Provinz empfehlen würden, ungeachtet er dieß eben nicht geradezu begehrte. Man handelt gewiß nur allzuoft aus dergleichen Beweggründen: und richtet sein Betragen zur Schande und auf Kosten der Religion, die man bekennet, darnach ein. Dieser Verdacht, welcher nicht ganz grundlos ist, kann ebenfalls dazu dienen, den P. Cotton zuvertheiligen, oder ihn wenigstens in dem Streit zwischen Sully und ihm zuentschuldigen, von welchem der Autor Nachricht zu geben anfängt. Man kann ihn ebenfalls bey den Klagen gebrauchen, die unsre Memoiren in der Folge den Ein-



gesehene, und von Sr. Majestät selbst so begünstigte Personen auf ihrem Weg anzutreffen wie sie bey ihrer Aufnahme in dieser Stadt angetroffen hätten.

Der König brauchte diesmal nicht die ganze durchdringende Einsicht, vermittelst welcher er bisweilen, wie er sich rühmte, aus den blossen Geberden und Mienen derjenigen, welche mit ihm redeten, alle ihre Gedanken sehen konnte. \*) Er erwiderte dem H. Cotton; er verstehe zwar vollkommen, was er sagen wolle; allein er sey versichert, dieß sey eine blosser Verläumdung, die sich bey ihm auf Nachrichten gründe, die er bekommen hätte; denn da er selbst mit mir hierüber geredet, so habe es ihm nicht geschienen, als ob ich so gesinnet wäre, wie er voraussetze; sondern ich habe ihn vielmehr versichert, ich wollte diesem Unternehmen nicht im Wege seyn, und es sogar unterstützen. „Ey! ey! Sire, versetzte der Jesuite, davor behüte mich Gott, daß ich diejenige beleidige, erzörne, oder verläumde, die

---

wohnern von Poitiers in den Mund legen, daß das Collegium dieser Stadt, da man die Jesuiten zuletzt in dieselbe aufgenommen hätte, sogleich sehr schlecht geworden sey, obgleich dasselbe ehemals gut war, und daß diese Väter weiter nichts gethan hätten, als zwischen beyden Religionenpartheyen Uneinigkeit stiften. Diese zweyen oder drey Artikel stehn in einer natürlichen Verbindung mit einander, und man kann denselben noch die Widersetzlichkeit der Einwohner von Metz gegen die Aufnahme der Jesuiten befügen, deren ebenfalls Meldung geschehen wird.

\*) Matthieu meldet von Heinrich IV. das gleiche. „Er beurtheilte die Handlungen und die Worte aus der Miene und aus den Augen.“ Tom. 2. Liv. 4. S. 807.

„ Ihnen lieb sind, und von denen sie so treulich  
 „ bedient zu werden glauben: ich werde nie aufhö-  
 „ ren, ihnen selbst Ehrfurcht zuweisen, und zu  
 „ dienen: allein wenn Ew. Majestät geruhen woll-  
 „ te, mir zuerlauben, daß ich Ihnen die Wahr-  
 „ heit durch gute Beweise darthäte; so würde  
 „ nichts leichter seyn, als Ihnen klärlich zu bewei-  
 „ sen, daß bey allem dem, was ich Ew. Majestät  
 „ zusagen die Ehre gehabt habe, nichts blos anz-  
 „ genommenes und vorgebliches sich befinde. „ Der  
 König fragte ihn nochmals mit mehrerem Ernste,  
 ob er ganz sicherlich alles das beweisen könnte,  
 was er eben behauptet hätte, und der Pater be-  
 stätigte es von neuem. „ Nun dann, sagte der  
 „ König bey dem Weggehn zu ihm, ich werde schauen, „  
 und ließ mich auf der Stelle kommen.

Da ich nach den Tuilleries gekommen war, faßte  
 Heinrich mich bey der Hand, und führte mich in  
 die Orangerie, wo er im Herumspazieren mich,  
 gleichsam ohne Absicht, fragte, wie es um die  
 Einrichtung des Jesuiterkollegiums zu Poitiers ste-  
 he. Ich erwiederte, ich wisse es nicht, weil ich  
 mich, wegen der Gründe, die ich ihm einst ge-  
 sagt, nicht in diese Sache gemischt hätte. „ Sehn  
 „ Sie wol zu, was Sie sagen, versetzte der König;  
 „ denn man hat mich überreden wollen, Sie allein  
 „ stehn dieser Einrichtung im Wege. „ Ich vers-  
 sicherte ihn mit einem Eide, daß ich mich weder  
 geradezu, noch unter der Hand im geringsten da-  
 wider gesetzt, daß ich nicht einmal den geringsten  
 Widerwillen dagegen gezeigt hätte. „ Schon gut,

„ sagte Heinrich; weil dem so ist, so lassen Sie  
 „ sich nur nichts merken, und sagen sie niemandem  
 „ nichts davon. „ Da er wieder ins Louvre kam,  
 so nahm er den P. Cotton ebenfalls bey Seite und  
 sprach zu ihm: „ Sagen Sie mir doch, Herr  
 „ Pater, wer hat Ihnen denn die Märchen, den  
 „ Herrn von Rosny betreffend, erzählt? Denn  
 „ Märchen sind dieß zuverlässig, wie ich immer  
 „ vermuthet habe. „ Sire, erwiderte der P. Cot-  
 „ ton, das sind keine Märchen; „ und um dem  
 König keinen Zweifel wegen seiner Worte übrig zu-  
 lassen, beruffte er sich sogleich auf Briefe, die ich  
 an den Bischof von Poitiers, \*) die Oberschatzmeis-  
 ter dieser Stadt, den Herrn von Ste. Marthe  
 und andre, über die ich, seinem Vorgeben nach,  
 alles vermochte, geschrieben, und welchen ich aus-  
 drücklich befohlen hätte, sie sollten sich der Auf-  
 nahme der Gesellschaft widersetzen: er habe diese  
 Briefe mit seinen eignen Augen in den Händen ei-  
 nes durchaus rechtschaffenen und redlichen Man-  
 nes gesehen, der ihn dieselben hätte lesen lassen.  
 „ Wollten Sie mir wol diese Briefe zeigen, sagte  
 „ der König? „ Ja, Sire, erwiderte Cotton,  
 wenn es Ew. Majestät beliebt. „ Nunmehr konnte  
 sich Heinrich, der noch immer zweifelhaft gewesen  
 war, nicht enthalten, die Sache zu meinem Nach-  
 theil für wahr zuhalten. „ Ich will Sie morgen  
 „ wieder sprechen, sagte er dem Pater, und Ihnen  
 „ die nothwendigen Befehle geben. „

---

\*) Geoffroi von St. Belin.



Den folgenden Morgen gieng ich um acht Uhr wieder nach den Tuileries, weil der König mich sehr frühe dahin hatte kommen heißen. Er redete mit mir von den gewöhnlichen Depeschen, und den zu behandelnden Geschäften, hierauf führte er mich, wie gestern, in die Orangerie, wo ich, bloß aus seiner Miene, schon einen Theil von dem sah, was er mir sagen wollte. „ Sie wissen, sprach er, „ wie lieb Sie mir sind: aber Sie wissen auch, „ wie sehr ich die Wahrheit liebe, und die Verstellung hasse. Sie haben sich gegen mich verstellt: „ und wenn ich Ihnen gleich keines meiner Geheimnisse verberge, so haben Sie mir doch in Absicht „ auf das, was ich Sie von den Jesuiten fragte, „ die Wahrheit verborgen. Nicht daß mich die „ Sache an sich selbst beleidigt hätte: da sie eben „ nicht die größte Freundschaft gegen Sie zeigen, „ so wundre ich mich nicht, daß Sie nicht ihr Vor- „ bitter in ihren Angelegenheiten sind: aber dar- „ über bin ich böse, daß Sie nicht rein heraus die „ Wahrheit gesagt haben, ein Mann, der sich das „ für ausgiebt, er sey wahrhaft und aufrichtig. „

Ich hörte den König an, ohne ein Wort zureden, so bestürzt war ich. „ Sire, sagte ich zuletzt, „ dieß ist die größte Betriegererey von der Welt. „ Ich begehre keine andre Gnade von Ihnen, als „ daß Sie fortfahren, die Sache bis auf den Grund „ zuuntersuchen. Wenn die Anklage der Jesuiten „ sich wahr findet; so strafen Sie mich, so hart „ Sie wollen, ich will mich nicht beklagen: Aber „ wenn sie falsch ist, dann erlauben Sie mir, Sire,

„ ich bitte unterthänig, daß ich mir selbst die strenge  
 „ ste Gerechtigkeit verschaffe, um in der Folge je  
 „ des andre ähnliche Projekt zu verhüten: denn  
 „ wenn ich mich immer nur damit abgeben müß-  
 „ te, mein Betragen zu rechtfertigen; so würde es  
 „ mir nicht mehr möglich seyn, allen den Staats-  
 „ geschäften abzuwarten, deren Anzahl und Wich-  
 „ tigkeit bereits meine Kräfte übersteigen. „ Was,  
 „ unterbrach mich der König, Sie haben nichts  
 „ gegen die Jesuiten und ihr Collegium an niemans  
 „ den, weder nahe, noch ferne, geschrieben? Den-  
 „ ken Sie doch noch einmal nach, setzte er hinzu,  
 „ damit Sie sich nicht etwas zu behaupten unter-  
 „ nehmen, dessen Gegentheil man beweisen könnt-  
 „ te. „ — Nein, Sire, erwiederte ich; ich schwör'  
 „ es Ihnen bey Gott, und bey meiner Seligkeit. „  
 „ Wie? versetzte der König mit einem sichtbaren Un-  
 „ willen; das sind Schurken, die nicht müde wer-  
 „ den, die Tugend zu verfolgen, und denjenigen  
 „ zu schaden, welche mir treulich dienen. Lassen  
 „ Sie mich machen, ich will diese Ränke aufheitern,  
 „ und die Quellen und Urheber derselben ans Ta-  
 „ geslicht bringen.

Er verließ mich hierauf, und gieng zu den Cas-  
 puzinern in die Messe, wo er den P. Cotton,  
 wie er wußte, antreffen wurde. Er rufte ihn,  
 und da er ihm nochmals die gestrigen Fragen vor-  
 gelegt hatte, so foderte er nunmehr die Briefe, die  
 jener gesehen haben wollte. „ Sire, antwortete  
 „ Cotton, sie sind in den Händen eines Mannes  
 „ von Ehre, und ich stehe für die Wahrheit dessen,

„ was dieser mir gesagt, so wie für die Wahrheit  
 „ dessen, was er mir gezeiget hat. Genug, vers  
 „ setzte der König: aber bringen Sie mir doch die  
 „ se Briefe her, daß ich Sie auch sehn kann. Ich  
 „ kenne seine Schrift und sein Vitschaft, wie mein  
 „ eignes, weil ich mehr, als zweytausend Briefe  
 „ in meinem Leben von ihm empfangen habe. Der  
 Pater wurde über einen Befehl bestürzt, der so  
 ganz zur Unzeit an ihn gelangte. Er suchte der  
 Vollstreckung desselben dadurch auszuweichen, daß  
 er sich wegen seiner Wahrhaftigkeit, und seines  
 Hasses gegen die Lügen, auf Sr. Majestät selbst be  
 rufte. „ Ich will Ihnen gerne glauben, sagte der  
 „ König: aber ich will auch andre, durch Vorweis  
 „ sung der Briefe, davon überzeugen: also, fuhr  
 „ er in einem entscheidenden Tone fort, bringen  
 „ Sie mir dieselben unfehlbar: denn noch einmal,  
 „ ich will sie sehn, um diejenigen der Bosheit und  
 „ des Betrugs zu überweisen, welche es verdie  
 „ nen werden. Sehn Sie, und kommen Sie gleich  
 „ wieder. „

Hierauf ließ sich nichts antworten. Der Pater  
 bückte sich vor Sr. Majestät, und gieng weg.  
 Allein Heinrich erwartete ihn den ganzen übrigen  
 Tag umsonst, welches Cotton den folgenden Mor  
 gen mit der Abwesenheit der Person entschuldigte,  
 die die Briefe bey Händen habe: allein es mußte  
 noch eine andre Entschuldigung, welche dem Pa  
 ter weit mehr kostete, dafür gefunden werden, daß  
 er zurückkam, ohne sie mitzubringen. Er sagte dem  
 König, das Unglück habe gewollt, daß der Kam



merdiener dieses Herrn die Briefe, mit andern Papieren ins Feuer geworfen hätte. Statt der Briefe brachte er tausend neue Versicherungen: allein der König hatte keine Lust mehr, sich mit dieser Münze bezahlen zu lassen. „Wie! sagte er, indem er ihn zornig unterbrach; man hat diese Briefe verbrannt? Das kann ich nicht glauben.“ Und da er sah, daß der P. Cotton, welcher wol fühlte, daß die Sache nun nicht mehr hierbey stehen bleiben konnte, in seinen Antworten nur Ausflüchte suchte, und zu bitten schien, daß man von der ganzen Sache nicht mehr reden sollte; so verließ er ihn plötzlich. „Sie wissens noch nicht,“ Kosny, sprach er, indem er sich mir näherte, „und mich bey Seite nahm: Ihre Briefe sind verbrannt worden.“

Ich kam hierauf noch einmal zu dem König, um ihm von meiner Seite ein Mittel vorzuschlagen, welches ich für tauglich hielt, meinem Ankläger den Mund zu schliessen. Der König sollte nämlich an den Bischof von Poitiers und die Beamten dieser Stadt schreiben, daß sie ihm alle die Briefe vorweisen sollten, die sie von mir bekommen hätten, und ich sollte dieß ebenfalls auf die möglichst unverdächtige Art thun. Ich brachte die Originale aller dieser Briefe mit mir, an welchen Heinrich nichts nöthig fand, zu ändern. Er ließ diejenigen, welche in seinem Namen abgehn sollten, sogleich schreiben, schloß sie mit den meinigen in ein Paket, übergab dasselbe dem Läufer Constant. Der Bischof und die Beamten schickten hierauf den

Herrn von la Parisiere an den König, um ihm über alles, was er zu wissen begehrte, Auskunft zu geben. La Parisiere bezeugte meinetwegen, im Namen aller seiner Mitbürger, sie haben die Briefe, die ich an sie geschrieben hätte, sonangesehn, daß sie voll günstiger Gesinnungen gegen die Jesuiten seyen, und überreichte dem König alle diejenigen, welche man hatte zusammenraffen können.

Unter einer ziemlich starken Anzahl von Briefen, in welchen nur von den Angelegenheiten der Provinz die Rede war, fanden sich vier, in welchen der Jesuiten gedacht wurde. Drey derselben, die an den Unterstatthalter Ste. Marthe, und seinen Bruder, auch an das Finanzbureau besonders gerichtet waren, waren alle von einander kopiert, und hier ist, was nach einer andern Angelegenheit, über jene darinn steht. „Was das Jesuiterkollegium betrifft; so weiß ich nicht, warum Ihr so viele Schwierigkeiten degegen machen, und warum um Ihr eure Bitten um das königliche Collegium so oft wiederholt, von welchem Ihr mir geschrieben habet, da Ihr doch, wie ich euch schon mehrmals durch den Herrn von la Parisiere habe melden lassen, wisset, daß Ihr die nöthige Unterstützung zur Errichtung des letztern nie von dem König erhalten werdet, und daß er jenes durchaus haben will. Es ist also Eure Pflicht, klug zu seyn, und dasjenige freywillig, und so, daß man Euch Dank darum wisse, zu thun, was Ihr zuletzt, Eurer Projekte ungeachtet, thun müßt. Denket nur darauf, bey Aufnahme derselben sol-

„Die Verordnungen zu machen, daß sie die Ruhe  
„der Stadt und der Provinz nicht stören, oder  
„die Einigkeit und das gute Verständniß nicht un-  
„terbrechen können, welches zwischen den beyden  
„Religionspartheyen herrscht, damit der König  
„von Euch allen gleich gut bedienet werde.“

Der vierte, an den Bischof von Poitiers gerichtete, Brief enthält noch stärkere Ausdrücke. Nach einigen Geschäften und Complimenten, die den Anfang ausmachen, las der König folgende Worte: „Was die Jesuiten betrifft, so hab ich freylich  
„immer vermuthet, daß sie nicht so viele wirklich  
„gutgestimmte und wohlthätige Herzen antreffen  
„würden, als die blossen Worte versprochen. Meis-  
„nerseits werde ich sie, woserne die Provinz sie  
„verlangt, und sie entschlossen sind, stille darinn  
„zu leben, ohne die Gemüther zu erbittern, und  
„das gute Verständniß zwischen beyden Religions-  
„partheyen zu stören, gerne in mein Gouverne-  
„ment aufnehmen, und sie, worinn ich immer  
„kann, begünstigen. Allein wenn sie Uneinigkeit  
„stiften sollten, oder Unruhe und Mißtrauen, so  
„wår es mir freylich viel lieber, wenn sie anderst-  
„wohin gehn würden.“

Der Courier Sr. Majestät hinterließ mir bey seiner Durchreise durch Paris, wo er den König nicht mehr fand, weil derselbe eben nach Fontainesbleau abgegangen war, die besondre Antwort des Bischofs von Poitiers auf den Brief, den ich an ihn geschrieben hatte. Hier ist der Inhalt desselben. Der Pater Mousy, ein Jesuit, habe ihm



einen Brief von dem P. Cotton überbracht, in welchem derselbe ihn vor gewissen Briefen zu warnen sucht, die ich an ihn, den Bischof, gegen die Ausnahme und die Ehre der Gesellschaft geschrieben haben soll, und ihm Nachricht von den Klagen giebt, die er, weil er jene Briefe für ächt halte, bey Sr. Majestät über mich geführt hätte. Beym Lesen dieses Briefs habe er den P. Mousfy zu dem Geständnis genöthigt, sein Mitbruder habe sehr unrecht gehandelt, daß er eine Sache von solchem Belang so leicht geglaubt, und noch unrechter, daß er darüber geschrieben, und sie vor des Königs Ohren gebracht hätte: der P. Mousfy habe alle Briefe gesehen, die ich an ihn, den Bischof, geschrieben, und er habe nichts dergleichen darinn gefunden: dieser habe es auf sich genommen, dem P. Cotton dadurch die Augen zu öffnen, daß er ihm Nachricht von demjenigen gäbe, was er gesehen hätte.

Der Bischof von Poitiers, welcher das Daseyn jenes angeblichen Anklagebriefes gegen mich, der, nach des P. Cottons Bericht, ihm von Poitiers zugekommen seyn sollte, ganz treuherzig glaubt, und wahrscheinlich überzeugt ist, daß er dadurch mir sowol, als ihm einen Dienst leiste, wenn er den Urheber desselben zu entdecken suche, meldet mir, er wolle sich alle Mühe darum geben, und man habe ihm bereits den vorigen Tag gesagt, er sey Guilleaume unterzeichnet; allein dieß könne niemand besser wissen, als der P. Cotton selbst, weil derselbe, wenn ihm gleich Mousfy überdas

sage, Cotton selbst sey es, der diesen Brief ins Feuer geworfen habe, doch gewiß nicht könne vergessen haben, wie derselbe unterzeichnet gewesen sey. Dieser Brief ist datirt vom 23. März 1605. Ich zeigte ihn dem Herrn von Sillery, welcher nach Vansou reiste, und von da nach Fontainesbleau gieng, damit er dem König Nachricht davon geben könnte. Allein dieser befahl, ich sollte ihm denselben mit den Abschriften derer, welche man mir von Poitiers zurückgeschickt hatte, nach Fontainebleau bringen. Ich bemerkte, daß der neue Beweis meiner Aufrichtigkeit, den er bey diesem Geschäft erhielt, seine Zuneigung zu mir noch verstärkt hatte.

Den folgenden Tag ließ er Nichelieu und Pontcourlay kommen, und fragte sie, ob sie nicht wüßten, wer dem P. Cotton die Klagen an die Hand gegeben, die er gegen mich vorgebracht, und ob sie nicht selbst einigen Antheil daran gehabt hätten. Sie sagten ihm, sie seyen so weit entfernt gewesen, dieses zu begehn, daß sie vielmehr dem P. Cotton ernstlich gerathen hätten, er sollte niemals von diesen Briefen mit dem König reden, seyen sie nun bloß angeblich, oder von einem Betrüger geschmiedet, und mit einem verstellten Namen unterzeichnet gewesen; denn da Er dem Glauben zustelle, was ich ihm über solche Sachen sage, in welchen mich meine Religion bey ihm verdächtig machen könnte, so würde er mir noch weit leichter und mit mehrerem Recht in Absicht auf solche Klätschereyen glauben. Heinrich erwiederte, sie

müßten mich, wo möglich, auf die gleichen gemäßigten Gesinnungen zu bringen suchen, die sie dem P. Cotton angerathen hätten, und in Zukunft, setzte er hinzu, nur dieß zu verhüten trachten, daß kein neues Mißverständniß zwischen meinen getreuen Dienern, sowol in dem Staat, als in der Kirche, entstehe. Er erlaubte ihnen, woferne sie eine Ausöhnung zwischen uns nicht anderst zu Stande bringen könnten, einen Theil der Schuld auf ihn zu werfen.

Allein ich verstand mich freywillig zu einer Wieder-  
 herausöhnung. Nachdem die zween Unterhändler mich versichert hatten, der P. Cotton habe mich nicht beleidigen wollen, so baten sie mich, ihm zu erlauben, daß er selbst zu mir käme, um mich dessen zu versichern, und mir die Hände zu küssen. Ich willigte auch in dieß, und sie führten ihn den folgenden Tag zu mir her. Der Pater sagte mir; er habe sich freylich beklagt, daß er bey dem Geschäfte des Collegiums zu Poitiers einen geheimen Feind habe: allein er sey weit entfernt gewesen, zu denken, daß ich es sey: dessen ungeachtet hätte der König die Sache so gefaßt, und mit mir ebenfalls so darüber geredet. Folglich sey ein blosses Mißverständniß hierinn gewesen: er sey aber nichts desto weniger voll Verzweiflung darüber, und wünsche deswegen nur noch eifriger solche Anlässe, wo er mir seine unterthänigsten Dienste leisten könnte. So endigte sich diese Sache, welche auf beyden Seiten viele Schritte veranlaßet hatte.



Vielleicht war es eine Folge dieser Ausöhnung, daß der P. Nicheome von Bourdeaux mir am Ende des Jahres, durch den P. Cotton selbst, ein Buch, das er geschrieben hatte, mit einer übersaus schmeichelhaften Zuschrift überreichen ließ. Er sagte darinn, ungeachtet dieses Buch meinen Glaubensgenossen nicht sehr gefalle; (es handelte von der Walfarth nach Loretto) so habe er sich doch, wegen meiner Ergebenheit gegen den König, welcher in den prächtigsten Ausdrücken darinn erhoben ward, nicht das geringste Bedenken gemacht, es mir zu überreichen, auch nicht an einer günstigen Aufnahme desselben gezweifelt. Zu jenem Grund setzte er noch einen zweyten, der aber ganz von seiner Erfindung war, nemlich, man habe ihn versichert, ich verspüre einige Neigung, die Römischkatholische Religion zu ergreifen, welche täglich mehr zunehme. Er erinnerte mich an ein andres kleines Geschenk, das diesem ganz ähnlich war, welches er mir im vorigen Jahr gemacht, da er mir seine apologetischen Beschwerden der Jesuiten an den König überschickt hatte. Ich sagte ihm in meiner Antwort: da ich mich stark genug fühle, selbst meine Feinde zu lieben; so könne die Gesellschaft desto leichter begreifen, was ich gegen sie fühle, da sie sich für meine Freundin ausgeben. Ich erwiderte Complimente mit Complimenten, Wünsche mit Wünschen, und selbst Bücher mit Büchern: denn ich sandte ihm die Reise nach Jerusalem für die nach Loretto.

Wenn jemand allensfalls an der Aufrichtigkeit  
(Denkw. Sully. 5. B.)

Dieser freundschaftlichen Gesinnungen der Jesuiten gegen mich zweifelt; so bitte ich ihn einen Augenblick zu warten, bis ich ihm zeigen kann, was er hiervon glauben dürfe. Ich will nichts von den Umständen desjenigen Geschäftes weglassen, welches ich jetzt erzählen werde, weil ich glaube, sie werden dem Leser eben nicht unwillkommen seyn, da sie zwey Personen betreffen, die an dem Hofe sehr bekannt waren; nemlich den Herzog von Epernon, und den Mestre de Camp bey dem Garz deregiment, von Grillon. \*)

---

\*) Ludwig Bertou von Grillon, oder Grillon, ein Edelmann aus Avignon, der eben so sehr wegen seines sonderbaren Charactere, als wegen seiner Unererschrockenheit befaunt ist, die ihm den Namen des Mannes ohne Furcht erwarb. Der Biograph des Herzogs von Epernon erzählt eine Geschichte von ihm, die eine Stelle ueber dem verient; was Sully von ihm sagt. „Der Herzog von Guise, an welchen er nach der Unterwerfung von Marseille war abgeschickt worden, wollte ihn auf die Probe setzen, und redete mit einiaen Edelleuten ab, sie sollten vloglich vor Grillons Wohnung Lärm schlagen lassen, als wenn die Feinde sich der Stadt bemächtigt hätten. Zu gleicher Zeit ließ er zwey Pferde vor die Thüre des Hauses führen, und gieng zu Grillon auf sein Zimmer, sagte ihm, es sey alles verlohren, die Feinde seyen Meister vom Hafen und von der Stadt, sie haben die Wache überwältigt, und alles, was sich ihnen widersezt, auseinander gejagt, und zu Boden aeworfen: es sey unndalich, ihnen zu widerstehn, und deswegen habe er gedacht, es sey besser, sich durch die Flucht zu retten, als ihren Sieg durch ihren Untergang zu vergrößern: er sey zu ihm gekommen, damit sie mit einander fliehu könnten, und habe zwey Pferde

Dieser letztere hatte anfänglich gegen mich die gleichen Gesinnungen gefaßt, wie beynabe alle Hofbedienten. Allein er sieng an, mich noch stärker zu lieben, als er mich gehasset hatte, nach einem kleinen Abentheuer, welches uns beyden, während des Savoyischen Krieges in der Belagerung von Charbonniere vorkiel. Grillon hatte sein Quartier zu Aiguebelle, einer kleinen Stadt unter der Festung bekommen, wo er unser Fußvolk kommandierte, und das Artilleriequartier, bey

---

„ mit hergebracht, die auf der Straße ihrer warteten;  
 „ er bitte ihn, zu eilen, damit sie nicht von der Zeit  
 „ und den Feinden überrascht werden. Grillon schlief  
 „ noch, als der Lärm entstand, und war kaum aufge-  
 „ wacht, da der Herzog von Guise diese Rede an ihn  
 „ hielt. Ohne über den plötzlichen Lärm in Verwirrung  
 „ zu gerathen, foderte er seine Kleider und Waffen, und  
 „ sagte: man müsse nicht blindlings alles glauben, was  
 „ man von den Feinden sage: aber wenn auch die Nach-  
 „ richt wahr wäre, so wolle er lieber mit den Waffen  
 „ in der Hand sterben, als den Verlust dieser Stadt  
 „ überleben. Da der Herzog ihn nicht von diesem Ent-  
 „ schluß abbringen konnte, gieng er mit ihm aus dem  
 „ Zimmer: allein mitten auf der Treppe konnte er sich  
 „ des Lachens nicht mehr anhalten, und nun merkte  
 „ Grillon, daß es Spaß war. Er nahm eine weit ernst-  
 „ hastere Miene an, als da er zum Schlagen gehn woll-  
 „ te, faßte den Herzog bey'm Arm, und sagte ihm mit  
 „ Berwünschungen: (denn alle seine Reden sieng er mit  
 „ schrecklichen Flüchen an) Junger Mensch, treibe  
 „ nie dein Spiel damit, das Herz eines rechtschaff-  
 „ nen Mannes zu erforschen. Bey Gott! wenn du  
 „ mich schwach gefunden hättest, so würd ich dir  
 „ den Dolch ins Herz stossen: Hierauf entfernte er  
 „ sich, ohne weiter ein Wort zu sagen. S. 176.



welchem ich mich befand, öfters besuchte. Eines Tages war er auf einer Wiese bey mir, wo ich ein Bollwerk der Festung besichtigte, und wo ich und meine Gefährten dem Feuer einer Batterie ausgesetzt waren, welches so lebhaft und so häufig zu werden anfieng, daß ich, um das Leben so vieler Leute nicht auf das Spiel zu setzen, das übrige, was noch zu thun war, auf eine nicht so helle Tageszeit verschieben wollte. „Wie! zum Henker! Herr General, sagte Grillon mit der Miene und dem Ton, den jeder kennt, zu mir: fürchten sie in Grillons Gegenwart die Kugeln? Sackelot: Sie dürfen uns nicht nahe kommen, weil ich hier bin. Fort, fort, bis zu jenen Bäumen, welche etwa zweyhundert Schritte von uns weg sind: wir werden dort besser recognoszieren können. Nun dann! so gehn Sie her: erwiederte ich ihm lachend: wir wetteifern, wer der größte Narr seyn kann: doch Sie sind älter, ich will also zeigen, daß Sie auch klüger sind.“ Vielleicht hätt' ich besser gethan, wenn ich seine Worte nicht geachtet hätte. Ich faßte ihn bey der Hand, und führte ihn noch so weit über jene Bäume hinaus, die er gezeiget hatte, daß uns die Kugeln gar seltsam um die Ohren zu pfeifen anfiengen. „Der Teufel! sagte Grillon, diese Schurken haben keine Achtung für den Feldzeugmeisterstab, noch für den H. Geistorden, und wären im Stand, uns einen Schenkel wegzuschießen. Wir wollen zu jener Reihe von Bäumen und Hecken hineinrennen, wo wir ein wenig

„ sicherer seyn werden: denn, mein Seel! ich se-  
 „ he wol, daß Sie ein guter Gesellschafter sind,  
 „ und die Generalfeldzeugmeisterstelle verdienen.  
 „ Ich will lebenslang Ihr Diener seyn, und wir  
 „ wollen eine unverletzliche Freundschaft machen.  
 „ Versprechen Sie mir dies? „ Ich legte meine  
 Hand in die Seinige, die er mir zum Zeichen uns-  
 rer Verbindung darbot, und er blieb seinem Vers-  
 prechen bis auf diese Stunde so getreu, daß er  
 niemandem, selbst nicht einmal dem König, wie  
 er sagte, so getreu gewesen war: auch konnte er die  
 Begebenheit, die unsre Freundschaft veranlaaset  
 hatte, nicht verschweigen.

Man weiß ebenfalls, wie ich die Freundschaft  
 des Herzogs von Epernon wieder erlangt hatte.  
 Er bat mich im Anfang dieses Jahrs, ich sollte  
 ihm seine Besoldung und Pension, die er als Obrst-  
 ster des Garderegiments bekam, in baarem Gelde  
 bezahlen lassen. Ich wollte ihm begreiflich ma-  
 chen, er werde für alles, was er fodern könnte,  
 in der gewöhnlichen Besoldung dieses Regiments  
 bezahlt: was er darüber hinaus fodre, sey ein  
 blosser Besitz, ohne Recht, oder vielmehr ein Mis-  
 brauch, den er während seiner Gunst bey Hein-  
 rich III. zur Gewohnheit gemacht hätte, (ich hatte  
 dieß erst neulich entdeckt) und ich sey entschlossen,  
 ihm diese Summen nicht weiter zu bezahlen, aus-  
 genommen er bringe mir einen Befehl von dem König,  
 daß er ihm diesen Zuschuß, als ein außerordent-  
 liches Geschenk bewillige. D'Epernon verdroß  
 diese Rede, und er beklagte sich darüber bey dem

König, den er wollte glauben machen, ich sey sein Feind geworden. Um ihm diesen Wahn zu benehmen, erinnerte ihn Heinrich an jenen zu Blois gehaltenen Staatsrath, in welchem ich mich der Meinung des Grafen von Coiffons widersetzt hatte, welcher behauptete, man müsse ihn eben so wol, als den Marschall von Biron bey dem Kopf nehmen. Dieser Umstand, den D'Epéron niemals gewußt hatte, that eine grosse Wirkung bey ihm. „Wollen mich Ew. Majestät versichern,“ sprach er zum König, daß Herr von Rosny mir diesen Freundschaftsdienst geleistet hat? Ja,“ erwiderte dieser, ich versichre Sie dessen, und Sie dürfen mir glauben, denn ich bin kein Lügner, am wenigsten in Sachen von Belang.“

D'Epéron gieng noch den gleichen Tag in einer Postkutsche von Fontainebleau ab, um nach Paris zu kommen: zu Essonne sollte er seine eigene Carosse finden, die er dahin vorausgeschickt hatte. Ich hatte das gleiche gethan, in der Absicht von Paris nach Fontainebleau zugehn, wohin mich Se. Majestät beordert hatten. Wir stießen bey einer Kapelle jenseits Essonne zusammen. D'Epéron befahl seinem Kutscher, er sollte stille halten, und rief mir zu, er möchte mir gerne ein Wort sagen. Wir stiegen ab. „Ich bin Ihnen schon allzulange eine sehr grosse Verbindlichkeit schuldig, sagte er, ohne daß ich Ihnen den schuldigen Dank dafür bezeuget habe.“ Hierauf gab er mir Nachricht von dem, was er eben aus des Königs Munde vernommen



hatte, und gab mir im Taumel seiner Erkenntlichkeit, die größten Lobsprüche, und Freundschaftsversicherungen. Ich antwortete ihm, wie ich dachte: der Umstand, von welchem er rede, lege ihm keine Verbindlichkeit gegen mich auf, weil ein rechtschaffner Mann der Unschuld seine Stimme schuldig sey, ohne Rücksicht auf irgend etwas: es würde in der Folge noch deutlicher sehen, daß alle meine Absichten in demjenigen, was ihn betrafte, redlich, und gewiß besser seyen, als er zuweilen geglaubt hätte. Diese Begebenheit söhnte uns wiederum so vollkommen mit einander aus, daß der Herzog mich, da er acht Tage nachher im Begriff war, nach Guyenne abzureisen, besuchte, um von mir eine Gefälligkeit zu erbitten, die man sich ein Vergnügen macht, seinen Freunden zu erweisen.

Er hatte nehmlich gehört, daß Grillon von Leuten, die ihm nicht gut waren, sehr dringend war gebeten worden, zu Gunsten andrer Personen, die er eben so wenig Ursache hatte, zu lieben, seine Stelle eines Mestre de Camp niederzulegen; und da er wol wußte, daß Grillon mir alles zu gefallen that, so begehrte er von mir, ich sollte denselben hindern, zu resignieren, wenigstens bis er aus Guyenne zurückgekommen wäre, und ich verhiess es ihm. Während dieser Reise des Herzogs nach Guyenne sagte man dem König gewisse Sachen zu seinem Nachtheil, die Se. Majestät auf den Entschluß brachten, die Stelle eines Mestre de Camp jemandem zu ertheilen, welcher

Dem Herzog von Epervon nicht so ergeben war, als Grillon. Allein der König stellte die Sache dem letztern nicht so vor. Doch, da er wirklich seine Pflicht eben nicht mit der größten Genauigkeit erfüllte, und sogleich eine Reise nach Provence machen, und sich daselbst eine geraume Zeit aufhalten mußte, so sagte man ihm, Se. Majestät wünschten, daß er eine Summe Geld für diese Bedienung annähme, und versprach ihm, daß sie ihm gut bezahlt werden sollte.

Grillon, der ein so seltsamer und eigensinniger Mann, wie man wenige findet, und bereits ein wenig verrückt war, schüttelte nur den Kopf, ohne etwas zu antworten, da man ihm zum dritten Mal des Königs Wunsch entdeckte. In der Folge kam er auf den Einfall, ich sey es vielleicht selbst, den Se. Majestät zum Nachfolger in seiner Bedienung ernennen wollten: er befragte mich hierüber, und bot mir seine Dienste bey einem Abscheidsbesuch, den er mir machte, mit vielem Eifer an. Ich hatte nicht wenig Mühe, ihm diesen Einfall aus dem Kopf zu bringen, und mußte ihm sogar sagen, ich würde die Stelle nicht annehmen, wenn man mir sie umsonst gäbe. „Wie?“  
 „erwiederte er sogleich, sie halten Grillons Bedienung Ihrer unwürdig? Zum Teufel! Herr  
 „Feldzeugmeister, Sie sind ein hochmüthiger  
 „Mann. Da sie durch meine Hände gegangen  
 „ist, so ist sie für den gepudertsten unter allen  
 „Hoffschranzen nicht zuschlecht. Ich weiß gar  
 „wol, versetzte ich, daß ein Grillon tausend Ross-

„my aufwiegt: aber andre Gründe hindern mich,  
 „hieran zu denken. Nun gut, sagte er, dieß ist  
 „genug.“ Er faßte von selbst den Entschluß,  
 die Stelle nicht niederzulegen, bis ich es ihm ras-  
 then würde, und sie nur in solche Hände zu ge-  
 ben, die mir angenehm wären: und nun that er  
 nichts anders, als über alle die Vorschläge spots-  
 ten, die man dieser Sache wegen im Voraus machte.

Der König war also genöthigt, selbst mit ihm  
 zu reden. Er ließ ihn kommen, und wiederholte  
 nur die gleichen Gründe, daß seine Bedienung sich  
 mit der langen Zeit, die er in seinem Vaterland  
 zubringen wollte, nicht bestehen könne, ausgenom-  
 men, daß er noch tausend verbindliche und höfliche  
 Sachen über seine Tapferkeit und seine nützliche  
 Dienste hinzusetzte. „Wie ich sehe, Sire, ant-  
 „wortete Grillon, so wollen Sie, daß ich ihre  
 „Dienste verlasse, und ganz päpstlich werde: denn  
 „wie Sie wissen, ich bin ein gebobrner Unterthan  
 „des Papsts. Nein, versetzte der König, dies ist  
 „gewiß meine Absicht nicht,“ und nun kam er  
 wieder auf neue Gründe, die von der Beschaffen-  
 heit seiner Bedienung hergenommen waren. „Sie  
 „wollen also, erwiederte Grillon, mit gutem Vor-  
 „bedacht, Sire, daß ich meine Stelle niederlege:  
 „und ich, hol mich — will es gerade deswegen  
 „nicht, weil Sie es wollen, wenigstens thu ichs  
 „keinem andern zugefallen, als dem, mit welchem  
 „ich darüber geredet habe.“

Diese Worte waren eben nicht sehr klug. Gril-  
 lon entfernte sich ganz zornig. Der König, der seine



Gemüthsart kannte, lachte nur dazu, und entschloß sich sogar, kein Wort mehr hierüber mit ihm zu reden, so verhaßt war ihm alles, was den Schein von Gewaltthätigkeit gegen diejenigen haben konnte, welche ihm nützlich gedient hatten. Allein da er Grillons hitzige Antwort in Gegenwart der Herrn von Roquelaure, Zamet, Piles, Fortia, und einiger andrer Hauptleute von dem Garzderegiment erzählte; so sagte einer von denselben, es seyen nur zwey Mittel, ihn geschmeidig zu machen; wenn Epernon dazu gebraucht würde, und wenn man ihm sagte, man begehre die Niederlegung seiner Stelle für mich, und in meinem Namen. Der König erwiederte, er würde diese Stelle niemals auf Empfehlung des Herzogs von Epernon vergeben, und eben so wenig würde ich ihm die Gefälligkeit erweisen, sie anzunehmen: allein er glaube, ich würde es ihm nicht abschlagen, Grillon zu bitten, daß er sie demjenigen abträte, den er im Aug habe. Er nannte ihn nicht, nur setzte er hinzu, er sey derselben sowol wegen seiner Fähigkeit würdig, als er wegen seines Reichthums im Stande sey, Grillon einen guten Ersatz dafür zugeben, und d'Epernon die Spitze zu bieten. Hierauf wandte sich Heinrich an Piles, Fortia und Zamet, und sagte ihnen, sie sollten zu mir gehn, und mir dieß eröffnen, als etwas, das ihm sehr angenehm wäre, und ohne mir zusagen, daß sie von ihm Befehl hätten, mit mir darüber zu reden. Ich antwortete diesen Herrn anfänglich nichts anders, als daß ich meine Gründe hätte, mich

in dieses Geschäfte nicht zu mischen; und da sie dieselben durchaus wissen wollten, so meldete ich ihnen mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit das Ehrenwort, welches mich an den Herzog von Epersnon band, und welches, so zusagen, das Pfand unsrer Wiederausföhnung war. Als man dem König diese Worte hinterbrachte, fühlte er, wie er mir nachher gestand, eine so heftige Aufwallung von Zorn, daß er sich, nach seinem Ausdruck, nicht erinnern konnte, mir jemals so viel Böses gewünscht zu haben. Ohne Zweifel würde man die Veranlaasung sehr unbedeutend finden, wenn ich nicht zugleich sagte, meine Feinde haben gerade in diesem Jahr, und genau um diese Zeit, den heftigsten Streich gegen mich geführt, den sie mir jemals versezt hatten, und der mich wirklich an den Rand des Verderbens, oder wenigstens der Ungnade führte: dieß ist, was ich gleich anfangs erzählen wollte. Libelle, Briefe, Nachrichten, vergiftete Reden, schändliche Verläumdungen, alles, was der Haß ehrwürdiges und schwarzes nur erdenken kann, war neulich angewandt worden, und wurde noch alle Tage gegen mich angewandt. Ich werde dieß alles sogleich umständlich erzählen: dießmal begnüge ich mich zu sagen, das Gift sey so geschickt und so fein zubereitet gewesen, daß der König, ungeachtet er die Bosheit meiner Feinde schon seit langem her kannte, sich doch nicht enthalten konnte, diesen Nachrichten das Ohr zu leihen, von wo es zuletzt bis in sein Herz drang.

Ich will mich hier nicht des gewöhnlichen Stils

derer bedienen, welche durch ähnliche Prüfungen gehn mußten. Wann sie mit so vieler Hefigkeit über die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Fürsten gegen sie schrieen, so fand ich immer, daß diese Deklamation an ihnen viel Eitelkeit, oder sehr wenig Kenntniß des menschlichen Herzens verräth. Man ist sicher, daß keiner von den Streichen, die man Abwesenden versetzen will, verlohren sey, wenn man das Mittel gefunden hat, das Herz dem Mißtrauen zu öfnen, und dieses Mißtrauen, durch wie viel Gründe wird es nicht in dem Gemüthe derjenigen gerechtfertigt, welche gerade deswegen, weil sie die ganze Staatsmaschine leiten, zugleich auch alles voraus sehn und befürchten müssen; durch wie viel, von aussen so schön glänzenden, Anschein von Treue, daß die Tugend, so zu reden, beynahе keine Kleidung mehr hat, in welcher sie sich, besonders vor den Königen, zeigen kann, denen sie sich, möchte ich wol sagen, gerne unkenntlich macht? Aber auch neben dem, wie viele wirklich treue Minister gab es nicht, welche Verräther wurden? Zu allen diesen Betrachtungen kam noch bey Heinrich eine allzu neugierige und lebhafteste Aufsicht auf alles, was sowol gegenwärtig, als in der Zukunft, dem Staat einigermassen schädlich seyn konnte: und bey mir, wenig Begierde, diesen Verdacht zu mindern, welches freylich nicht so fast Gleichgültigkeit, als das Zeugniß eines reinen und von allen Vorwürfen freyen Gewissens war. Und nun wird man sich nicht länger so sehr wundern, daß die Kunstgriffe



meiner Feinde einen so tiefen Eindruck auf des Königs Gemüth machten. Aber nunmehr will ich hinwiederum auch gestehn, ja es sogar als einen Grundsatz hieher setzen, daß jeder Fürst, welcher sich übersreden würde, ein solches Betragen helfe sein Ansehn und Interesse unterstützen, beyde geradezu untergräbt, indem er selbst die Achtung vermindert, die er seine Unterthanen anhalten soll, für diejenigen zu haben, denen er beyde anvertrauet hat.

Als die drey Herrn, welche er Grillons wegen an mich abgeschickt hatte, ihm jene Nachricht von mir hinterbrachten, welche ihn so in Zorn setzte; so traf er, zur gelegentsten Zeit, um sich dieser schweren Bürde zuentledigen, Villeroi, Eillery, la Varenne und den P. Cotton an. Dieser Zufall war wiederum keine Folge meines glüklichen Gestirnes. Er benachrichtigte sie, sowol von meiner Antwort, als von seinen eignen Gedanken, und zwar mit allen Zeichen des heftigsten Unwillens. „Ey nun, was ist dies! Sie sagen kein Wort, sprach er zu ihnen, da er sah, daß sie nichts antworteten. Aber bey Gott! fuhr er fort, dies ist, ich will drauf schwören, keine rechte Sache: denn da Feuer und Wasser sich mit einander vertragen gelernt haben, (er meinte d'Epéron und mich) so müssen wol weit höhere Absichten dahinter stehen, wenigstens auf der einen Seite, als ich in meinem Leben nicht gedacht hätte: allein dem will ich schon abhelfen.“ Es hieng nur von den vier Zuhörern ab, die Einbildungskraft des Königs zu hindern, daß sie nicht so weit gehn

Konnte. Vielleicht wäre ein Wort hinreichend gewesen: allein sie hüteten sich sehr, dasselbe zu sagen. Im Gegentheil, da der König der nützlichen Dienste, die ich ihm, so lange ich meiner Pflicht getreu verblieben wäre, geleistet hätte, und des Verdrußes gedachte, den er sich nicht enthalten könnte, bey meinem Verluste zu empfinden; so stiegen sie, um das Feuer durch eine heuchlerische Aufmerksamkeit auf die Beruhigung Sr. Majestät, noch stärker anzufachen, in die Wette an, meine Einsicht in den Geschäften, den thätigen Charakter und die unermüdliche Geschäftigkeit meines Geistes zu erheben: dann kamen sie darauf, wie unentbehrlich ich allen Mitgliedern der Regierung geworden sey; wie sehr alle, dieser Unentbehrlichkeit wegen, von mir abhängen: sie führten den Kredit an, den ich mir bey allen Fremden erworben hätte, und die Geschicklichkeit, mit welcher ich alles, ohne mein Cabinet zu verlassen, in Bewegung setze: Lobsprüche, die ich weder in dem guten, noch in dem schlimmen Verstand verdiente. Es muß wol dem Neide nichts zu schwer seyn, weil er sich sogar zwingen kann, zu loben. Nicht nur lobt er diejenigen, die er im Herzen verabscheut, sondern er könnte hierinn sogar der Schmeicheley Unterricht geben.

Die vier Vertrauten mußten sich vermuthlich viel mit dem letzten Streich wissen, den sie für mich aufbehalten hatten, da sie sahn, daß sie den aufwallenden Zorn des Königs nur dadurch ein wenig gemindert hatten, daß sie Unruhe, Eifersucht und

Furcht darunter mischten. Dieses sahn sie daraus, da sie ihn sagen hörten; wenn ich mich dem Ehrgeiz überliesse, der Anführer einer Parthey zu seyn; so habe ich so viele Leute auf meiner Seite, daß ich im Stand wäre, dem Staat mehr Schaden zu thun, als ihm der Admiral von Coligni gethan hätte. Sie glaubten, man dürfe diese schwarzen Gedanken nur fortgähren lassen, und nahmen von dem König Abscheid, nachdem sie ihm auf diese Art den Dolch tief ins Herz gedrückt hatten. In dieser Lage war Heinrich weder der Verschwiegenheit noch einiger Mäßigung fähig: er redete öffentlich von mir, als einem Rebellen, und der ganze Hof war sogleich mit dem Gerüchte von meiner Ungnade und meinem nahen Verderben angefüllt.

Ich hatte ebenfalls meine Anhänger und Freunde an demselben, welche mich, lange vorher, ehe die Sachen so weit gekommen waren, von allem dem benachrichtigten, was unter meinen Feinden gegen mich angesponnen ward, und was der König sagte. Ich wußte nicht, ob es nicht das Beste seyn würde, so zu handeln, wie ich bisher, bey tausend kleinen Vorfällen dieser Art gehandelt hatte, in welchen Heinrich, von seinem Verdacht auf seine natürliche Denkensart gegen mich von selbst zurückkam. Es ist ein trauriges Geschäft für die Unschuld, wenn sie sich immer hervordrängen und lobpreisen soll. Ein Mann, welcher glaubt, er habe seine Erhebung allein der Tugend zu verdanken, schämt sich, wenn er genöthigt wird, mit ihr jedes andre, derselben unwürdige, Mittel



zu verbinden. Dessen ungeachtet, erfährt er bey tausend Anlässen, daß die Tugend, wenn nicht Zufall und Fleiß ihr die Hand bieten, ganz allein nicht Stärke genug hat, ihn vor dem Hasse, und sogar vor der öffentlichen Verachtung zu sichern. Ich entschloß mich zuletzt, auf so viele wiederholte Nachrichten hin, dem König einen Brief zu schreiben. Heinrich hatte sich noch nicht durch einen beträchtlich langen Aufenthalt bestimmt, in welchem von seinen Lustschlössern er bleiben wollte; den Januar und Februar hatte er mit Reisen und kurzem Aufenthalt zu St. Germain, wo er seine Kinder besuchte, und zu Monceaux zugebracht, und gegenwärtig, d. i. den dreyzehnten März, an welchem mein Brief datiert war, befand er sich zu Chantilly. Ich will diesen Brief nicht hiehersetzen, weil ich keinen Vorwurf eines Verbrechens auszuliegen habe, und weil er, da ich nicht einmal irgend eine besondere Handlung rechtfertigen mußte, weiter nichts, als allgemeine Versicherungen meiner Unschuld, und ganz einfache Gründe enthielt, welche aber gerade deswegen nur desto überzeugender waren.

Ich führte den König auf die Bemerkung, da ich in zwey und zwanzig Jahren, von drey und dreyßigen, die ich in seinen Diensten zugebracht, beynahе nichts von ihm bekommen hätte, ungeachtet ich ziemlich grosse Unkosten gehabt, und mich doch niemals von ihm trennen wollen, als die Erschöpfung, worein ich mich selbst versetzt, und der Grund eines ehrlichen Auskommens bey ei-

nem

nem andern Herrn, diese Trennung wenigstens hätten rechtfertigen können, so sey es nicht gläublich, daß ich dieß jetzt thun wollte, da er mich so großmüthig belohnt habe: meine Glücksumstände können nunmehr nur zunehmen: es sey also, noch einmal, nicht gläublich, daß ich mich bey so vielen Wohlthaten, die ich alle Jahre, ganz freywillig von meinem Herrn bekomme, und die mich eben so stark an seine Person bänden, als meine Aemter und Bedienungen, der Gefahr aussetzen würde, einige von allen diesen Vortheilen, durch die gleiche Hand, welche mich damit überhäuft hätte, und die übrigen durch Unfälle zu verlieren: ich fodre alle meine Feinde auf, irgend einen Klagespunkt gegen mich anzuführen, den ich nicht mit einem einzigen Worte widerlegen könnte, sobald mir der König denselben zu eröffnen geruhete: alles komme auf bloße Möglichkeiten hinaus, und er sey allzu einsichtsvoll, als daß er dieserwegen jemanden verurtheilen sollte, unter was für Farben von Erdichtung, Wahrscheinlichkeit, Zulage, Verläumdung und selbst von Lob man sie ihm auch vorstellen möchte: dieses alles beyseite gesetzt, bitte ich ihn, er solle sich nur durch die Beweise, die man ihm vorlegen würde, überzeugen lassen: ich erwarte meine Feinde hier ganz geruhig, und unterwerfe mich freywillig der ganzen Strenge der Gesetze, und allen Folgen seines Zornes, wenn sie mich durch dieses Mittel nur des geringsten Fehltrittes überweisen könnten; in der standhaften Ueberzeugung, daß, wenn sich auch in der

grossen Anzahl von Bedienungen, die ich bekleidete, ein einzelner Vorwurf fände, den man mir mit einigem Recht machen könnte; so wäre dieß sicherlich in keiner Sache, die meiner Ehre und Treue beträfe, sondern höchstens in Sachen, die man auf Rechnung der Schwachheit und des Mangels an Einsichten schreiben müßte: in Absicht auf den letztern Punkt dürfen Se. Majestät, ohne ein förmliches Urtheil zu fällen, mir nur ein einziges Wort sagen; so würde ich alle meine Bedienungen niederlegen, weil ich die Dunkelheit des Privatlebens mit Beybehaltung Ihrer Gnade, dem Glanz der gesuchtesten Bürden vorziehe, wenn das Unglück, ihm verhaßt zu werden, damit verbunden wäre.

Ich konnte aus der Antwort, die mir der König auf diesen Brief schrieb, leicht sehn, daß man mir keine falschen Nachrichten gegeben hatte. Statt des Ausdruckes, mein Freund, nannte er mich nun Vetter. Er hatte den Brief nicht selbst geschrieben, ob er gleich kurz war, und es herrschte ein abgemessener und zurückhaltender Ton darinn, der ihm nicht gewöhnlich war: er enthielt kein einziges tröstliches Wort. Der König begnügte sich, mir in demselben auf eine abgebrochne und kalte Art zu melden, ich sollte nur die Leute reden lassen, und fortfahren, ihm treulich zu dienen. Gleichwohl stellte ich mich, als ob ich damit zufrieden wäre, und meine Unschuld sagte mir, daß ich mich, nachdem ich das gethan hatte, was meine Pflicht war, nicht allzu ängstlich betragen sollte. Ich



wartete, bis Se. Majestät geruhen würden, mit mir darüber zu reden, und fuhr fort, wie gewöhnlich zu handeln.

Nach Verfluß von sechs bis sieben Tagen verließ der König Chantilly, weil seine Gegenwart zu Paris nothwendig war. Er fieng an, an diesem Lustschloß Geschmack zu finden, und hatte mir überdas noch von dort aus gemeldet, er befinde sich überaus wohl, wie ich es an seinem Gesichte sehen würde; er esse und schlafe gut, und stehe nicht vor sieben Uhr auf, ungeachtet er sich um zehn oder elf Uhr schlafen lege. Ich erwartete, daß er wenigstens bey seiner Ankunft zu Paris mit mir von meinem Brief reden würde: allein er gedachte dessen mit keiner Sylbe, ungeachtet er acht ganze Tage hier blieb, und ich ihn, in diesen acht Tagen, vier ganze Morgen nach einander, im Herumgehn in den Tuileries, von allerley Geschäften unterhielt, wobey freylich Villeroy und Sillery zugegen waren. Er gab uns Nachrichten und Befehle über alles, was man ihm vortrug, und nahm hierauf wieder den Weg nach Fontainebleau, wo er das gleiche Betragen in allen Briefen annahm, die er mir in dem Rest des Märzmonats, über die allgemeinen und besondern An gelegenheiten, schrieb.

Hier ergänzte man, wie ich diesen Augenblick bemerkt habe, das, was den Gefinnungen des Königs, mein Verderben zu beschließen, noch fehlte: und da er den ganzen April und May daselbst zuschachte, so hatte man alle Zeit, die hierzu nöthig

war, und die Sachen kamen so weit, wie man eben gesehn hat. Lange konnten sie hier nicht stehn bleiben, ohne sich entweder zu meinem, oder meiner Gegner Unglücke zu endigen. Die Verläumdung ist gleich einem Feuer, welches desto geschwin- der erlischt, je heftiger es war, und es ist nicht so leicht, als man denkt, eine Verläumdung lange im Credit zu erhalten, insonderheit bey Fürsten, welche nach Grundsätzen handeln. Sind diese von einer lebhaftesten und aufbrausenden Gemüthsart, wie Heinrich; so drängt sie ihre aufgebrachte Einbildungskraft anfänglich sehr weit von dem Ziel weg, aber nie so weit, daß die Vernunft sie nicht zurückzuführen vermag: und wenn man von dergleichen Fürsten die heftigsten Auswallungen ertragen muß, so hat man dagegen von ihnen auch weder hartsnäckiges Vorurtheil, noch unvollkommne Ausöhnungen, noch betrügliche Ruhe zu befürchten. Dieß machte, daß ich den Ausgang eines so verwirren Geschäftes geruhiger erwartete, als ich sonst gethan hätte, und ohne etwas, sowol in der Art zu ändern, wie ich mich zu Paris, als auf den kurzen Reisen betrug, die ich von Zeit zu Zeit, wie vorher, nach Fontainebleau machte. Allen meinen Freunden war diese Ruhe unbegreiflich, und sie waren derselben selbst nicht fähig, ungeachtet sie mein angebliches Verbrechen so wenig beunruhigte, daß sie gerne für mich Bürge gewesen wären. Sie schienen über das Verfahren Sr. Majestät gegen mich bestürzt: sie konnten bey Hofe nicht dazu schweigen, und vielleicht beschuldigten sie den König

in Geheim der Ungerechtigkeit. Bey dieser Gelegenheit erwies mir das Lothringische Haus alle nützlichen Dienste wahrer Freunde, und liebevoller Anverwandten.

Endlich begegnete das, was ich immer gehoffet hatte; da der König nehmlich sah, daß von allem dem, was man gegen mich auf die Bahn gebracht hatte, nichts bewiesen ward, so fieng er an zubezweifeln, er sey ein wenig zu schnell gewesen. Er dachte an meine ehemaligen Dienste, an mein jetziges Betragen und an meinen Brief. Dies alles rührte ihn, und erregte in seinem Herzen den Wunsch, das wieder zu erlangen, was ihm entwischt war, weil er nichts billiger fand, als meine Bitte, er sollte wenigstens die Sache vorher untersuchen, eh er mich verurtheilte. Eines Tags, da ich zu Fontainebleau war, schickte er, unter dem Vorwand einiger Geschäfte, la Barenne, d'Estürres und Beringhen an mich, weil er glaubte, ich würde ihnen ganz zutraulich all mein Leid klagen. Die Geschäfte ausgenommen, die sie hergebracht hatten, redete ich kein Wort mit ihnen. Nachher kamen Billeroi und Sillery ebenfalls auf des Königs Befehl und in der gleichen Absicht zu mir. Ich schloß es hieraus, daß sie mit mir über ein so unbedeutendes Geschäfte zu reden hatten, daß es sich der Mühe nicht lohnte, die sie sich gaben: es war eine Depesche von Ancel, \*) welcher die Angelegenheiten unsers Hofes zu Venedig besorgte. Ich bes

\*) Wilhelm Ancel, Haushofmeister des Königs, Resident zu Venedig.



handelte sie, wie die vorhergehenden. Sie hatten Befehl, mir entgegen zugehn, und von mir, was es auch kosten möchte, das Geständniß meiner Gesinnungen über die Art zu entlocken, wie Se. Majestät sich gegen mich betrügen. Man mag urtheilen, ob sie den erhaltenen Auftrag als rechtschaffne Männer und wahre Friedensstifter erfüllten. Sie ließen die Geschäfte weg, und führten die Unterredung darauf, wie schwer es sey, es den Fürsten in ihren Diensten zu Dank zumachen; auf die widrigen Sachen, denen man von Zeit zu Zeit ausgesetzt sey; und auf den Verdruß, den eine Verläumdung einem Mann von Ehre verursachte. Hierauf gaben sie noch deutlicher zuverstehn, ein Minister sey unter der jetzigen Regierung vor allem diesem nicht sicher.

Ich sah wol, daß diese beyden Herrn, da sie so redeten, zwar den Befehl erfüllten, den sie erhalten hatten, aber mit einem Zusatz von ihrer Seite, welcher bey ihnen eine sehr starke Begierde voraussetzte, einen Ualaas zu finden, wo sie mein angebliches Verbrechen zu einem wirklichen machen könnten, wenn sie Sr. Majestät von unsrer Unterredung Nachricht gäben. Reden, wie sie, wäre eine Unverschämtheit, und Schweigen ein strafbarer Stolz gewesen. Ich antwortete also ganz sachte; ich zweifle nicht daran, daß es dergleichen Fürsten gebe, wie sie sagen: allein der König sey allzugut und allzugerecht, als daß er Diener, welche immer, wie z. B. ich von mir glaube, untadelhaft gelebt hätten, so behandeln würde: ich sey hiers

von so überzeugt, daß ich, wenn ich es auch aus seinem eignen Munde gehört hätte, glauben würde, seine Zunge habe sein Herz hintergangen. Es war in diesen Worten etwas, das diese übelgesinnten Abgeordneten aus ihrer Fassung bringen konnte. Sie nahmen also ihre Zuflucht zu andern Künsten, um, wo möglich, mir irgend ein bitteres und verächtliches Wort zuentlocken; und da sie sahn, daß es ihnen nicht gelang, so kehrten sie wieder um, und hinterbrachten Sr. Majestät, nicht, was ich gesagt hatte, sondern ich habe gar nichts gesagt, und sey so gut auf meiner Hut gewesen, daß ich, was sie auch anfangen mochten, gegen meine Gewohnheit, sie nicht gewürdigt hätte, ein Wort zureden. Man schliesse hieraus, was diese zween Herrn gesagt und gethan haben würden, wenn ich ihnen den geringsten Anlaas gegeben hätte, mir Handel zu machen. Den ganzen übrigen Tag sah ich nichts, als dergleichen Abgesandte: allein ich war fest entschlossen, nicht einmal mit dem König selbst darüber zureden, wenn er nicht zuerst davon anfangen würde. Und damit er in meinem Betragen keine Aenderung bemerken möchte: so machte ich Anstalten, morgen wieder nach Paris zu gehn, wie ich ihm bereits gestern gesagt hatte.

Ich machte, nach Gewohnheit, dem König meine Aufwart, um seine Befehle zu vernehmen. Ich fand ihn mitten unter den Hofbedienten, welche bey seinem Aufstehn zugegen waren. Er ließ sich gerade in seinem Cabinet die Stiefeln anziehen, um auf die Jagd zugehn. Sobald er mich hereintretz

ten sah, erhob er sich halb von seinem Sitze, weil er nur den einen Stiefel an hatte, zog den Hut vor mir ab, sagte: guten Tag, und nannte mich, Mein Herr: alles zweydeutige Merkmale entweder eines aufgebrachtten, oder verwirrten Gemüths: seine gewöhnlichen Ausdrücke waren; Mein Freund Rosny, oder Herr Feldzeugmeister: allein die Zerstreung, mit welcher ich ihn seine zwey kleinen elfenbeinernen Balzen gegen einander schlagen sah, ließ mich in keinen Irrthum fallen, da ich schloß, es sey in seinem Betragen kein Zorn. Ich machte ihm hinwiederum eine weit tiefere Verbeugung, als gewöhnlich, welches ihn, wie er mir seither gestand, so sehr rührte, daß er beynah in eben diesem Augenblick aufgestanden wäre, und sich mir an den Hals geworfen hätte. Er blieb einige Augenblicke in dem gleichen Nachdenken, hierauf sagte er zu Beringhen, das Wetter sey nicht schön genug, um auf die Jagd zugehn, er sollte ihm die Stiefeln wiederausziehen. Da Beringhen, über diese so plötzliche Sinnesänderung betroffen, ihm ein wenig unflug erwiederte, das Wetter sey sehr schön, versetzte Heinrich mit einiger Ungeduld: „Nicht doch, es ist nicht schön Wetter, und ich will nicht ausreiten; zieht mir die Stiefeln aus.“ Nachdem dieses geschehn war, fieng er an zu reden, indem er sich bald an den, bald an diesen wandte, als wenn er mir Anlaas geben wollte, ebenfalls zureden. Da er sah, daß ich es nicht that, faste er Bellegarde bey der Hand, und sagte zu ihm: „Kommen Sie, Herr le Grand, wir wollen spaz



„ hierengehn, damit sie heute schon nach Bourz  
 „ gogne abgehn können. „ Sie hatten ebenfalls  
 einen kleinen Zwist mit einander gehabt, ich weiß  
 nicht worüber, bey welchem viel Weibergeschwätz  
 und Klärschereien mitunterlaufen waren.

Da er bey der Thüre an der kleinen Treppe war,  
 welche in den Garten der Königin führt, rufte er  
 dem l'Oserai, und sagte ihm, wie ich von l'Oserai  
 selbst weiß, er sollte Achtung geben, ob ich ihm  
 nachkomme, und wenn ich auf eine andre Seite  
 gienge, so sollte er es ihm unfehlbar melden. Ich  
 blieb immer an dem gleichen Orte, so lange die  
 Unterredung mit dem Großkallmeister dauerte, auf  
 dem Weg, welcher in den Garten des Schloßauf-  
 sehers führt: aber ich sah wol, daß der König von  
 Zeit zu Zeit nach mir hinblikte. Nachdem Belles-  
 garde von dem König Abschied genohmen hatte;  
 so näherte ich mich, und fragte ihn; ob Se. Ma-  
 jestät mir nichts zubefehlen hätten. „ Und wo gehn  
 „ Sie denn hin, sagte der König? Nach Paris,  
 „ Sire, erwiederte ich, wegen der Geschäfte, von  
 „ denen Ew. Majestät vor ein Paar Tagen mit  
 „ mir redeten. Nun dann, so gehn Sie, versetzte  
 „ er, es ist gut: ich empfehle ihnen meine Anze-  
 „ legenheiten, und daß Sie mich herzlich lieben. „  
 Ich machte eine Verbeugung; er umarmte mich,  
 wie gewöhnlich, und ich nahm den Weg nach  
 meiner Wohnung. Kaum war ich ein paar hun-  
 dert Schritte weit entfernt, so hörte ich mich rus-  
 fen, und als ich umkehrte, erblikte ich den la Bas-  
 renne, der mir nachlief, und schrie: „ Mein Herr,

„Der König will Sie sprechen.“ Da Heinrich mich zurückkommen sah, so wandte er sich auf den Weg, der nach dem Hundestall führt, und rufte mir, eh ich ganz nahe war: „Kommen Sie, sagte er, haben Sie mir denn gar nichts zugesagen? Nein, Sire, diesmal nicht, erwiederte ich, Oh! so hab ich Ihnen zugesagen“, versetzte er schnell, faßte mich, indem er dieß sagte, bey der Hand, und führte mich in die weisse Maulbeerallee, wo er bey dem Anfang der Canäle, welche diese Alleen einschließen, zweyen Schweizer zustellen befahl, welche kein Französisch verstanden.

Er machte den Anfang damit, daß er mich zweymal feurig umarmte, welches von den Höflichen leicht gesehn werden konnte, die auf alle unsre Bewegungen aufmerksam waren, da wir uns an einer sehr in die Augen fallenden Stelle befanden: er nannte mich Freund, nahm die vorige Vertraulichkeit wieder an, und sagte mir in einem Tone, der mein Innerstes rührte; die Kälte und Zurückhaltung, die seit einigen Wochen zwischen uns herrsche, müsse zweyen Personen, welche seit drey und zwanzig Jahren gewohnt wären, einander alles zu entdecken, allzuwehe thun, als daß wir sie noch länger fortsetzen sollten: es sey Zeit, denjenigen, welche Schuld daran wären, den Stof zum Froloken zubenehmen, das ihrem Hasse gegen mich, und dem Widerwillen, mit welchem sie den Flor seines Reiches und sein Glück betrachteten, allzusehr schmeichle. Da das Herz dieses gütigen Prinzen sich im Reden je länger je weiter öfnete,

so sagte er ferner; er wolle nicht, daß einer von uns beyden sich dessen in Zukunft erinnern könne; er finde deswegen nöthig, mir schlechterdings von allem, was auf seiner Seite vorgegangen wäre, von dem, was man ihm gegen mich hinterbracht, von der Wirkung, die dieses in seinem Gemüth erweckt, und endlich von den Worten und Handlungen Nachricht zu ertheilen, durch die er diese Wirkung vor den Augen der Welt kenntlich gemacht hätte. Er bat mich, empfahl mir, ließ mich versprechen, daß ich dem Beyspiel folgen wollte, das er mir gebe; ich sollte ihm ebenfalls alle die verschiednen Empfindungen entdecken, welche sowohl wegen der Art, wie er mich behandelt, als wegen der Sache selbst, in mir entstanden wären, ohne ihm irgend etwas zuverheelen oder zurückzuhalten, so wie ich sehen würde, daß er dieß auch gegen mich nicht thäte. „Ich will, sagte er, daß wir beyde diesen Ort mit einem von allem Bedacht freyen Herzen, und völlig mit einander zufrieden, verlassen: aber, ich wiederhole es, so wie ich Ihnen mein Herz ganz offen zeigen will, so bitt' ich Sie, mir von allem, was in dem Ihrigen ist, nichts zuverbergen.

Ich gab ihm mein Ehrenwort dafür; worauf er ungebetten mir alle diejenigen zu nennen anfieng, welche mir bey dieser Gelegenheit, sowol in Worten, als in Thaten, schlimme Dienste bey ihm geleistet hatten. Es waren von jedem Stand und Alter welche darunter: Ja einige, die Sr. Majestät eben so lange gedienet hatten, als ich.



Ich denke, man kann sie hier unter sieben besondere Klassen bringen. In die erste setze ich die Prinzen und die Kronbeamten: In die zweite, die Maitressen des Königs, mit ihren Kindern, und denen, welche dem Eigennutz und den Leidenschaften derselben wegen Anverwandtschaft oder andern Verbindungen dienten; unter diesen waren Coeuvres, Fresnes, Forget, Puget, Placin, Ballon u. a.: und an ihrer Spitze befand sich die Marquise von Verneuil. Der Verdruß über die weggenommenen Gnadengehalte war es, der den Haß dieser beyden Klassen gegen mich entzündet hatte. Die dritte bestand aus den Anhängern Spaniens und den Ueberbleibseln der ehemaligen Ligue, welche sich deswegen zu meinen Gegnern geschlagen hatten, weil ihre Staats- und Regierungsgrundsätze den Maximen des Königs sowol, als den Meinigen entgegengesetzt waren. Es gehörten zu diesen verschiedne Mitglieder des Staatsraths, Villeroi, Sillery, Fresnes, Forget u. a. welche mit den Jesuiten unter einer Decke spielten. Ich zähle zur vierten Klasse alle Stutzer, Hofgünstlinge, und müßige Leute, welche man mit Recht unnütze Erdenlasten heißen kann: Diese waren sowol deswegen meine Feinde, weil ich den König hinderte, ihnen Gnadengeschenke zu machen, als auch, weil ihr Leben und Betragen gegen dem Meinigen gewaltig abstach. Ihre Anzahl ist zu groß, und sie sind zu verächtlich, als daß ich das Papier mit ihren Namen bestrecken sollte. Die fünfte Klasse begreift alle Unruhigen und Uebelger

funten, welche wegen des blühenden Zustandes, in dem sich dieses Reich befand, wegen der weisen Sparsamkeit Heinrichs, und der Zurüstung, die ihnen denselben furchtbar machten, sich zu meinem Untergange verschworen hatten. Zur sechsten gehören die Finanzbedienten, und alle andern Geschäftsleute, und die von der Feder Profession machten: diesen kann man es verzeihen, daß sie mir alles Unglück wünschten.

Zu der siebenten Klasse zähle ich eine andre Art von Hoffschranzen, welche geringer sind, als jene; Zeitungsträger, welche sich des Königs Gnade dadurch zu erwerben suchten, daß sie ihm unaufhörlich neue Mittel, Geld zu bekommen, entdeckten; Leute, welche ehemals größtentheils in Verdienung gestanden hatten, und denen von ihrem vorigen glänzenden Zustand nichts weiter übrig geblieben war, als die unselige Kunst, dem Volk das Blut auszusaugen, in welcher sie den König theils wegen ihres Vortheils, und theils wegen ihrer langen Gewohnheit zu schaden, zu unterrichten suchten. Da sie sahn, daß ihnen dieß Handwerk nichts mehr eintrug, seitdem der König die Verwaltung aller seiner Einkünfte mir allein übergeben hatte, so machten sie von einer andern Eigenschaft ihres Kopfes Gebrauch, welche ungefähr die gleichen Neigungen verräth, nemlich Verläumdungen zu erdenken, diese Lügen zu würzen, und denen als feile Werkzeuge zu dienen, welche in den satyrischen Schriften, mit denen der Hof überschwemmt war, sich nicht zeigen woll-

ten, oder nicht zeigen durften. Sie waren es, die diese elenden Schmierereyen aufsetzten, verbreiteten, oder empfahlen. Das gefährliche Talent, Einfälle zu sagen und zu spassen verschaffte ihnen Zutritt in Gesellschaften, und erwarb ihnen die Vertraulichkeit des Königs, dem ein lebhafter und aufgeweckter Umgang nicht mißfiel. Einige von denen, die er anfänglich verachtet und abgewiesen hatte, fanden Mittel, sich bey ihm Gehör zu verschaffen. Man würde in diesem Verzeichniß nur so unbekante Namen finden, daß sie nicht verdienen, aus dem Staube hervorgezogen zu werden, z. B. ein Juvigny, Parasis, le Maine, Beaufort, Bersot, Longuet, Chalange, Bersenai, Santeni, u. s. w. wenn nicht Sancy, welcher noch einmal an die Spitze dieser ehrenvollen Gesellschaft gestellt zu werden verdient, sich nicht vollends durch dieses niederträchtige Handwerk entehrt hätte, welches ihm seinen Untergang verzögern half, nachdem seine Verschwendung, und seine Thorheit ihn aller andern Hilfsmittel beraubt hatten. Es war so weit mit ihm gekommen, daß er seine Edelsteine verkaufen mußte: er bot sie dem König an, der mir befahl, sie zu kaufen, damit sie nicht aus dem Lande kämen.

Nach dem Namen der Urheber gab mir der König nunmehr von ihren Kunstgriffen Nachricht. Alles, was der, durch die Begierde zu schaden aufgeweckte, Meid erdenken kann, hatten sie gegen mich angewandt. Allenthalben, wo der König hins



kam, erblickte er nichts, als Nachrichten, Briefe, Libelle, Billiete, und andres dergleichen Zeug, ohne der politischen Aufsätze zu gedenken, die man ihm, unter dem Schein der Liebe zum Vaterland, und zu seiner Person überreichte. Er fand sie unter seinem Tische, hinter der Tapete seines Zimmers, unter seinem Hauptküssen: man ließ ihm andre durch unbekannte Leute übergeben, steckte ihm dieselben, als Bittschriften, in die Hand: man stopfte seine Aermel und Taschen damit aus. Ich wurde darinn mit allen nur erdenklichen schlimmen Farben abgemahlt, und man hatte die verhaßtesten Beynamen gegen mich nicht gespart, ausgenommen wenn man, wie ich oben erzählt, nach der feinsten Kunst, meine Arbeitsamkeit, meine Fähigkeit, meine Einsichten, und mein nunmehr schmeichelhaftes Betragen gegen jedermann, welches vorher trotzig und unhöflich gewesen wäre, bey Sr. Majestät mit verrätherischen Lobsprüchen überhäufte. Heinrich gestand mir mit der größten Aufrichtigkeit, er habe sich durch alle diese Streiche so sehr blenden lassen, daß er beynabe die gute Meinung, die er vorher von mir gehabt, gänzlich verloren hätte, und diese Elenden haben eine so heftige Begierde, alle ihre Erfindungen zu wissen, in ihm entzündet, daß er selbst zu der Zeit, da er dieser ungeheuern Menge von Libellen und Nachrichten so müde zu seyn schien, daß er sie, ohne sie anzusehn, wegwarf, doch der Begierde nicht widerstehen konnte, sie nach der Hand wieder zusammen zu raffen, und sich dieselben vorlesen zu lassen.

Der König mußte wol entsetzlich eingenommen seyn, daß er nicht sah, diese Schriften seyen für ihn eben so ehrwürdig, als für mich; wenn er z. B. lesen mußte; ich verleite ihn zum Eiz und zur Ungerechtigkeit gegen seine treuen Diener, denen er die wol verdiente Belohnungen unter dem erdichteten Vorwand der Bezahlung alter Schulden vorenthalte. Ueberdas schrieb man es einer niedrigen Furchtsamkeit zu, daß er mir alle diese Sachen schriebe, die ihm sicherlich wenig Ehre mache, man möge es nun als ein Mittel, seinen Geiz zu bemänteln, oder als ein Zeichen meiner unumschränkten Herrschaft ansehen. Mit dergleichen Sachen suchte man ihm anfänglich beyzukommen: und so lange man nicht weiter gieng, so ward der König, der hieraus nur dieses sah, daß er Ursache habe, mit meiner Verwaltung zufrieden zu seyn, mir deswegen nicht abgeneigt: Nur nahm er, um den Tadeln das Maul zu stopfen, Verzeichnisse von den Staatsschulden, die ich bezahlt hatte, und zeigte ihnen dieselben; und ich selbst bestrafte bey jeder Gelegenheit diese allzuunbescheidnen Tadeln ernstlich darüber, daß ihr Verdruß, unter dem falschen Vorwand, man habe ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie zu unbesonnenen Reden verleite, worüber der König sich beleidigt finden könnte. Allein bald ließ man dergleichen unbedeutende Klagepunkten sahen, um den Verstand und das Herz des Königs im Innersten anzugreifen.

Um seine Leichtgläubigkeit gegen so viele Verläumder

käumdungen einigermaßen zurechtfertigen, wollte mich Heinrich selbst über die Libelle ertheilen lassen, in welchen sie unthalten waren. Es wäre eine allzuverdrießliche Arbeit gewesen, alle diese Wische zu durchlesen: der König hielt also nur bey demjenigen Aussaße still, den Tuvigny ihm vor zwölf Tagen gezeiget und bekannt gemacht hatte, \*) weil in der That alle die verschiednen Lügen, welche einzeln in einigen andern ähnlichen Libellen zerstreut waren, sich hier beysammen fanden, welches diese Schrift so vollständig machte, als eine von dieser Art es seyn kann: sie war wirklich deswegen ein wenig in Unordnung, allein übrigens mit ziemlicher Stärke und Methode im Ausdruck geschrieben, so daß der König daraus schloß, sie rühre von einer andern Hand her, als von Tuvignys seiner, ungeachtet sie desselben Namen trug. Der König sagte zu mir, als er sie aus der Tasche zog; wenn ich sie läse, so würde dieß vielleicht dazu dienen, den Urheber derselben zu entdecken, dessen Namen er sehr gewünscht hätte zu wissen. Ich nahm das Papeir dem König aus der Hand, und fieng an, dasselbe von Anfang bis zum Ende

---

\*) Dieses Buch führte den Titel: Abhandlung, welche Sr. Majestät zeigen soll, worin Sie schlecht bedient werden. "Es gieng in der Stille zu Paris, sagt l'Etoile, ein ziemlich freyes und für diese Zeit, die nicht alle Wahrheiten ertragen kann, führunggeschriebnes Buch herum, worinn jedoch nichts gegen den König und den Staat enthalten war, aber wol gegen den Herrn von Rosny."



in seiner Gegenwart laut vorzulesen. Der Leser mag meineswegen sich wol ein wenig dabey aufhalten, wenn er's gut findet: Mein Vortheil ist's nicht, irgend etwas zu verbergen.

Der Autor, wer er auch seyn mochte, fieng damit an, (und wirklich bedurfte niemals eine Schrift dieser Vorsicht mehr) daß er sich bemühte, allen Verdacht des Hasses und der Mißgunst von sich abzulehnen. Die grossen Eigenschaften Heinrichs, das Glück dieses Reichs unter seiner Regierung, und der vortheilhafte Zustand seiner An gelegenheiten, machten eine zweynte Vorrede aus, welche geschickt war, die Gunst des Königs zu fesseln, und noch geschickter, zu der Anklage auf eine ungezwungene Art einzulenken, die man gegen mich vorbrachte, daß ich mich auf eine übermüthige Art rühme, diese glücklichen Umstände seyen einzig mein Werk. Daraus floß denn ferner die sehr schickliche Bemerkung, es sey diesen so erfahren Ministern, diesen so mächtigen Günstlingen nur allzugewöhnlich, solche Anschläge zu fassen, die dem Monarchen und dem Staat verderblich wären. Ein Haufen Beyspiele mit vieler Beredsamkeit ausgekramt, machte das Ende dieser Schilderung aus.

Nunmehr kam der Autor, nicht auf die Untersuchung meiner Handlungen, welches der einzige gültige Beweis seines Vorgebens gewesen wäre, sondern auf die Critick meiner Manieren, und fand in dem gütigen Bezeigen, welches ich mit einmal gegen diejenigen angenommen hatte, die mich bes

fuchten, einen unwidersprechlichen Beweis jener so verderblichen Anschläge: wirklich sey, hieß es, die Menge derer, die ich durch dieses studierte Betragen, von den Prinzen vom Geblüte bis zum Pöbel herab, auf meine Seite gebracht hätte, unzählbar. Man versuchte es, eine Liste derselben zu machen, die in der That nicht anderst, als sehr beträchtlich seyn konnte, weil die bloße äußerliche Höflichkeit, die man in Frankreich gegen jedermann beobachtet, daß einzige war, womit man dieses angebliche Verbrechen bewies. Der Prinz von Conti und der Herzog von Montpensier standen an der Spitze des Verzeichnisses; hierauf folgte das Haus Lothringen, dann die übrigen Französischen Grossen — Der Herzog von Epersnon, dessen Ausöhnung mit mir, auf welche eine so warme Freundschaft erfolget wäre, unter dem Namen einer durch den unbändigsten Ehrgeiz erzeugten Verbindung durchgezogen wurde — die Herrn von Montbazou, Ventadour, Fervaques, Ornano, St. Geran, Praslin, Grammont, Aubetterre, Montigny, Schomberg u. a. die ich durch die Achtung, welche ich ihnen bezeugte, durch die Dienste, die ich ihnen leistete, und dadurch daß ich einen Theil der Schätze Sr. Majestät unter sie austheile, mit denen ich gegen andre so karg wäre, ganz auf meine Seite gebracht hätte. Da dieß alles noch nicht hinreichend war, um die Absichten zu beweisen, die mir der Autor beymaß; so führte er noch die Verständnisse an, die ich ausserhalb des Königreiches hätte. Er miß-

brauchte ein Wort, das der König von England, aber nur als ein Compliment, gesagt haben mochte: Er schätze den König von Frankreich glücklich, daß er mich habe; um daraus sogleich den Schluß zuziehn, ich habe die Treue verlest, die ich meinem König schuldig sey. Nicht nur der König von England, sondern auch die Generalstaaten, die Herzoge von Württemberg und Zweybrücken, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt, die Markgrafen von Anspach, Durlach und Baden seyen bereit, ganz öffentlich und blindlings meine Vertheidigung zu übernehmen. Der kleinste Dienst, den ich diesen Prinzen geleistet hatte, ward ohne Nachsicht zur Verrätherey gemacht. Und eben so wäre die ganze Parthey der Französischen und auswärtigen Protestanten mir gänzlich ergeben, wie auch die Schweizerkantonen, die ich durch meine regelmäßige Bezahlung, und durch meine Freygebigkeit gewonnen hätte.

Nachdem der Autor auf diese Weise mit Sachen, die doch wenigstens noch einen Schein von Wahrscheinlichkeit hatten, wenn ich so sagen darf, einen Versuch gemacht hatte; so ward er kühner, und wagte es nunmehr mit frecher Stirne ganz falsche und erdichtete Punkten vorzubringen. Seinem Vorgeben nach hatte ich nun keine blossen Verständnisse mehr in fremden Ländern. Er behauptete, ich lege, unter dem Vorwand, das Geld Sr. Majestät nach England, Holland, Deutschland und der Schweiz zu versenden, in diesen Ländern für mich selbst unermessliche Capitalien



an, damit ich mich einst dahin begeben, und das selbst bey gegebenem Anlaas zu Gunsten der reformirten Religion ansehnliche Werbungen von Schweizern, Reutern und Landsknechten veranstalten könnte, denen ich, nach des Admirals von Coligny Beyspiel, Frankreich zur Beute überlassen würde: Und dieses erzählte der Autor, der ohne Zweifel auch schon sagen gehört hatte, die Umständlichkeit sey das gewöhnliche Kennzeichen der Wahrheit und Glaubwürdigkeit, so umständlich, als wenn er selbst mit dabey gewesen wäre. Ferner habe ich, wie er sagte, bey dem Ankauf der Waffen, des Eisens, Kupfers, und Bleyses, der Kugeln, und anderer Kriegsbedürfnisse, die ich für die Magazine Sr. Majestät angeschafft hatte, meine eignen Magazine in den besten protestantischen Festungen errichtet, wo ich einen Theil von allen diesen Sachen in meinem Namen, und um mich derselben einst zu bedienen, niedergelegt hätte. Ich glaube, es wäre allen diesen Leuten eine herzliche Freude gewesen, wenn sie den König durch dieses Kniffchen hätten bewegen können, seine Kriegsrüstungen einzustellen. Diese bewundernswürdige Schrift endigte sich mit einem Rathe, den man dem König gab: nehmlich, er sollte die Verwaltung aller seiner Einkünfte, den Gebrauch seiner ganzen Gewalt, und die Behandlung aller seiner Geschäfte nicht länger in den Händen eines einzigen Mannes lassen, sondern mir wenigstens einige Personen beygesellen, welche meine Handlungen genau beobachten könnten.

Während dem ich las, beobachtete mich Heinrich genau. Da er sah, daß ich den ganzen Aufsatz hergelesen hatte, ungefähr so, wie man eine sehr gleichgültige Schrift lesen würde, ohne ein Wort zuzusagen, ohne eine innere Bewegung zu zeigen, und sogar ohne die Farbe zu verändern; so sagte er: „Nun denn, was dünkt Ihnen hierüber? Aber Sie selbst, Sire, erwiderte ich, was für eine Meinung haben Sie hiervon, Sie, der sie es zu wiederholten Malen gelesen, und so lange in Händen hatten? Denn was mich betrifft, so wundre ich mich über alle diese Schriften, welche in der That nichts anders sind, als ein läppisches Geschmier dummer und boshafter Leute, nicht so sehr, als darüber, daß ein so großer König, der so viel Beurtheilungskraft, Muth und Gütigkeit besitzt, und der mich so ganz kennt, die Geduld haben konnte, dasselbe zu lesen, so lange zubehalten, mich es der Länge nach, und in seiner Gegenwart lesen zu lassen, und alles, was darin enthalten ist, so oft sagen zu hören, ohne daß er wenigstens, durch seinen Unwillen, gezeiget hätte, wie viel Gewalt er sich anthun müßte, um dieß Zeug anzuhören, und ohne daß er die Urheber hätte auffuchen lassen, um sie ernstlich zu bestrafen.“

Als ich dem König dieß gesagt hatte, so fiel mir ein, daß ich weit gewisser meinen Endzweck erreichen würde, ihm seine Ruhe, und seine ganze vorzmalige Gesinnung gegen mich wieder zu geben, wenn ich geradezu und umständlich jeden Vorwurf

meiner Feinde beantwortete, und daß ich ihm hiers über mein Wort gegeben hätte. Ich nahm also jeden Artikel eben dieses Libells von Juvigny, das ich noch in der Hand hatte, wieder vor. Alle diese Verläumder, welche einen nicht geradezu angreifen dürfen, damit man ihnen die Beweise nicht abfordern könne, verdienen nichts, als Verachtung: Dieses ließ ich Sr. Majestät gleich anfangs bemerken. Den stolzen und dem König nachtheiligen Reden, die man mir in Absicht auf die Regierung des Staats angedichtet hatte, setzte ich die Worte, die ich so oft im Munde führte, entgegen, in welchen ich ihm grosse Fürsten und gute Könige zu Mustern empfahl. Die Beyspiele von untreuen Ministern und undankbaren Günstlingen beweisen nichts gegen die Treue eines Mannes, welcher in dieser Stelle, wie ich glaube, von mir sagen zu können, auf nichts anders bedacht war, als die glüklichen Anlagen, die eine nicht dunkle Geburt ihm ertheilt hatte, zu vervollkommen. Ich foderte die Welt auf, mir ein einziges Beyspiel zu zeigen, daß ich irgend jemandem, sey es ein Freund oder ein Anverwandter gewesen, ohne einen rechtmäßigen Grund, und noch mehr, ohne einen ausdrüklichen Befehl Sr. Majestät, irgend etwas geschenkt hätte. In Absicht auf die so ganz fälschlich mir angedichtete Absicht, innere Unruhen und einheimische Kriege anzuzetteln, berufte ich mich auf die Kenntniß, die der König von meiner Vaterlands-  
liebe, von meiner Anhänglichkeit an seine Person, von der Sorgfalt für meine Ehre und für meinen



guten Namen hatte, und darauf, daß ich mich bey jeder Gelegenheit den schändlichen Projekten der Protestanten so eifrig entgegenesetzt, daß ich mir dadurch ihren ganzen Haß zugezogen hatte.

Und überdas, was für einen Vortheil hätte ich aus allen diesen schimärischen Projekten gezogen, den ich nicht wirklich in der wichtigsten und ehrensvoltesten unter allen Bedienungen fand, nach welcher ein Unterthan emporstreben kann? Was hätte ich für einen Zweck haben können? Mir die Krone aufzusetzen? Man beschuldigte mich nicht, daß ich so ganz vernunftlos sey: — Sie auf eine andre Familie zu bringen? Gesezt auch, es wäre in meiner Gewalt gewesen, die Krone wegzuschicken, auf wen hätte meine Wahl fallen können, als auf eben diejenige Person, der ich alle meine Arbeit und meine Kräfte geweiht, und seit dreyßig Jahren mein Blut, und mein Leben aufgeopfert hatte? Warum, wenn ich ein Verräther war, warum beschäftigte ich mich denn noch immerhin mit nichts anderm, als mit der Sorge für seinen Ruhm, in jenen edeln Entwürfen, von welchen ich, wo nicht der Urheber, doch wenigstens der einzige Theilnehmer, und der einzige Beförderer war? Hätte ich nicht, da ich ihm alle diese Verbindungen mit England und den übrigen europäischen Höfen verschaffte, geradezu gegen mich selbst gehandelt, wenn ich Entwürfe gegen seine Krone und gegen seine Person im Kopf gehabt hätte? Wie haben ehrgeizige Leute es angefangen, um den Staat zu ruinieren; wie brachten sie die Staats-

Veränderungen zu Stande? Nicht wahr, dadurch daß sie in der Seele ihres Herrn den Hang zur Weichlichkeit, zu den Vergnügungen, zur Verschwendung nährten, daß sie ihn vermochten, alle Gesetze mit Füßen zu treten, alle Ordnung zu verachten, und alle Theile des Staates in Verwirrung zu setzen? Da ich den König hingegen immer von der Lage seiner Geschäfte unterhielt; ihm den Nutzen und die Bestimmung aller Sachen zeigte; ihn die Ordnung und Sparsamkeit auf äußerste zutreiben vermochte und ihm die kleinste unnütze Ausgabe vorwarf; ihm Schätze zusammenraffte; seine Magazine und Arsenale anfüllte, und ihm zeigte, wie sehr ihn dieß alles in ganz Europa furchtbar machen würde. Fängt man es so an, wenn man, wie rebellische Unterthanen thun, alle Grundlagen der Macht eines Monarchen heimlich untergraben will? Das Betragen der Minister ist immer in einigen Stücken zweydeutig: aber ich kann sagen, daß ich bey der genauesten Prüfung des meinigen nur gewinnen konnte.

Es war eben nicht schwer zu sehn, daß der König die ganze Stärke dessen fühlte, was ich ihm eben gesagt hatte. Ich endigte damit, daß ich ihn auf das dringendste zu glauben bat, ich habe ihm von allen Gefinnungen meines Herzens nichts verborgen oder verheelt: ich bestätigte dieses mit jenen schrecklichen Eidschwüren, die ich, wie er wol wußte, nie fälschlich geschworen hatte, und mit jenen Benennungen, mit welchen ich immer die Treue und Ergebenheit gegen ihn, die in meinem

Herzen glühten, ausgedrückt hatte. Ich wollte seine Knie umfassen, aber er gestattete es nicht, damit diejenigen, welche diese Stellung in der Entfernung gesehen hätten, nicht etwa glauben möchten, ich thue dieß, um für ein wirkliches Verbrechen Vergebung zu erbitten. Er sagte mir, ich sey in seinem Herzen vollkommen gerechtfertigt; er beue es aufrichtig, so leichtgläubig gewesen zu seyn, und er würde sich des Geschehenen nur darum erinnern, um seine Verpflichtung, mich deswegen noch mehr zu lieben, noch stärker zu fühlen. So endigte sich eine Unterredung, welche für die Erleichterung beyder so nöthig war.

Diejenigen, welche mit dem Hofe bekannt sind, werden alle die Bewegungen, die das Herz der Höflinge während einer Unterredung beunruhigten, welche mehr, als vier Stunden lang dauerte, leicht errathen, und sich vorstellen können, mit welcher Aufmerksamkeit unsre Handlungen und Gebärden beobachtet wurden. Denn ungeachtet sie unsre Worte nicht hören konnten; so war es ihnen doch leicht, den Gegenstand derselben zu entdecken. Die Art, wie mich Heinrich diesen Morgen aufnahmen, und bey meiner Entfernung zurückgerufen; die Vorsicht, die er bey dem Anfange seiner Unterredung mit mir gebraucht; die Papeire, die er hervorgezogen hatte; der Ausdruck von Lebhaftigkeit und Feuer, welcher sich in unserm Gang, und in allen unsern Stellungen zeigte, gaben ihnen von allem übrigen hinlängliche Nachricht. Jeder erwartete, je nachdem Furcht, oder Hof



nung in seinem Herzen war, was der Ausgang einer so wichtigen Erklärung seyn würde.

Heinrich wollte ihnen dieß selbst melden. Nachdem er seine Papeire mit dem festen Entschluß, sie in's Feuer zuwerfen, wieder zu sich gestekt hatte, so verließ er, meine Hand in der Seinigen haltend, die Allee der Maulbeerbäume, und fragte, die Herumstehenden alle, welche Uhr es sey. Man antwortete ihm, es sey beynabe ein Uhr Nachmittag, und es habe sehr lange gedauert. „Ich sehe  
 „wol, was dieß heißt, erwiederte der König in  
 „einem Tone, der viele Gesichter erblaffen machte;  
 „es giebt Leute hier, denen die Weile länger ge-  
 „worden seyn mag, als mir. Um sie zu trösten,  
 „will ich euch allen sagen, daß ich Rosny mehr,  
 „als jemals liebe, und daß wir beyde auf Leben  
 „und Tod vereinigt sind. Und Sie, mein Freund,  
 „fuhr er fort, gehn Sie zum Mittagessen, und  
 „lieben Sie mich, und dienen Sie mir, wie Sie  
 „immer gethan haben; denn ich bin damit zufried-  
 „den. „ Mancher andre würde an meiner Stelle  
 nun auf nichts anders gedacht haben, als sich an  
 allen denjenigen zu rächen, die ich aus des Königs  
 Nachricht als Feinde kennen gelernt hatte. Ich danke  
 Gott, daß ich mir nicht einmal vorwerfen darf,  
 daran gedacht zu haben. \*) Ich habe ihre Namen

---

\*) Der Herr von Zubigny, oder Divigny, ein französischer Edelmann, der Urheber der Schrift, von welcher eben die Rede war, bezahlte die Zeche für alle. „Er ward als  
 „ein Veleidiger der Majestät auf Leben und Güter verfolgt,  
 „sagen die Mem. de l'Etoile, und zu Paris im Bildniß  
 „gehängt, weil man das Original nicht bekommen konnte.“

meinen Sekretarien sorgfältig verborgen, und man wird sie hier nicht sehn. Eben so behalte ich einen Theil von dem zurück, was zwischen dem König und mir geredet ward, weil es ihnen wenig Ehre machen würde. Das Beyspiel, das sie mir vom Gegentheil gegeben, wird mich nicht bewegen, meine Meinung zu ändern, daß diese Art von Rasche unter der Würde eines edeln Herzens ist.

Um dem König alle Unruhe über den Vorfall zu benehmen, welcher mir Anlaas gab, mich in die umständliche Erzählung dieses Zwistes unter uns einzulassen, lenkte ich Brillons Gemüth dahin, daß er zuletzt einwilligte, von Creguy, welchem der König aus Achtung für Lesdiguières seine Genehmigung ertheilet hatte, für seine Bedienung dreyßigtausend Thaler anzunehmen, \*) welches mir von dem Schwiegervater und Eidam Dankfagungen zu zog. Creguy stattete mir dieselben persönlich ab, und begleitete sie mit tausend Versicherungen seiner Erkennlichkeit und seines Eifers. Lesdiguières schrieb mir von Grenoble zu, und bediente sich

---

\*) Ungeachtet Heinrich IV. mit dem Herzog von Epervon sehr unzufrieden war, welcher nach Angoulême reiste, und sich über die angebliche Ungerechtigkeit gewaltig beschwerte, die ihm der König bey diesem Anlaas erwies, so befahl er dem Herrn von Creguy dennoch, er sollte zu ihm, als seinem Obristen gehn, den Eid in seine Hände ablegen, seine Vollmacht für seine Besoldung, und seine Befehle zu seiner Installation empfangen. Der Herzog von Epervon ließ ihn einige Tage in seinem Gefolge warten, und ihn soaar einen ganzen Tag vor der Thüre seines Zimmers sehn. Hist. du Duc d'Epervon. S. 212.

noch stärkerer Ausdrücke, als Ereguy. Wenn man die Blutsfreundschaft, in welcher wir miteinander standen, noch hinzufügt, so wird niemand etwas anders erwarten, als daß wir in der Folge die innigsten Freunde gewesen seyn: gleichwol hat mich nach Heinrichs Tode niemand leichter verlassen, und mir mehr schlimme Dienste geleistet, als diese zween Herrn. Erkenntlichkeit ist keine Hoftugend. Da das Herz des Königs einmal verletzt werden konnte; so war es nichts unmögliches, diese Wunde wieder zu öffnen: dieß war das einzige, was meine Feinde in der Verzweiflung noch unterstützte, die die Geschichte von Fontainebleau bey ihnen verursachte. Sie säumten nicht, wieder umzukehren, und es fehlte (kaum darf ichs sagen) sehr wenig, so verfiel der König in den Zustand, aus welchem ich ihn eben herausgerissen hatte. \*) Allein dießmal

---

\*) „Der König, sagt le Grain im 7. Buch, beförderte zwar den Herzog von Sully, aber doch so, daß er immer eine große Gewalt über ihn behielt; und wer weiß, ob dieß nicht ein Zug von der Klugheit des Königs war, ihn so dem Haffe mehrerer Personen bloßzustellen, gegen die er ihn wol vertheidigen konnte, um ihn die Folgen fürchten zu machen, wenn er etwa seine Pflicht veräße. „Die obige Stelle der Denkwürdigkeiten scheint zwar anfänglich diese Vermuthung zuebegünstigen: allein ich finde die Meinung derer der Wahrheit gemässer, welche den Verdacht nicht für erdichtet halten, den er gegen Sully zeigte. Sey er indessen wahr oder erdichtet, so finde ich ebenfalls mit vielen einsichtsvollen Männern, daß man denselben unter die Fehler dieses Prinzen zählen muß. Nihut man das erstere an, so ist sein Betragen nichts anders, als eine List, die eines großen Königs unwürdig



ward die Sache bey weitem nicht so rüchtbar, wie das erste Mal, weil wir uns ziemlich bald gegeneinander erklärten. Es wäre weiter nichts, als eine unnütze Wiederholung, wenn ich die Umstände erzählen wollte, und deswegen will ich mich nicht dabey aufhalten. Wenn meine Feinde gleich bisweilen das Vergnügen schmeckten, sich schmeicheln zukönnen, daß ich ihren Bemühungen unten liegen werde; so wurden sie doch bald, zu ihrer Beschämung und mit Wuth, vom Gegentheil überführt; und wenn ich auf meiner Seite mich über dergleichen Siege zu freuen im Stande gewesen wäre; so hätte ich bey diesem letztern, der nicht weniger vollständig war, als der erstere, eben so viele Ursache dazu gehabt. An dem folgenden Morgen, nachdem ich denselben erfochten hatte (der Schauplatz war abermals zu Fontainebleau) ließ mich der König sehr frühe zu sich kommen, saßte mich, bey dem Eintritt in sein Zimmer, bey der Hand, zog mich in das Fenster, welches nach dem Garten der Königin sieht, weil er mit mir allein reden

---

ist: und im letztern Fall ist es eine Ungerechtigkeit, welche man nicht mit der Hitze einer plötzlichen Aufwallung entschuldigen kann, weil es zwischen dem König und dem Minister gleichsam verabredet war, daß der erstere dem letztern wegen seiner durch so viele entscheidende Proben bewiesnen Treue, alles verzeihen wollte, was die Folge seines entschloßnen, unerbittlichen, des Nachgebens oder Schmeicheln unfähigen Charakters wäre; und dies beweist, daß die gewissenhafteste Erfüllung der wesentlichsten Pflichten auch bey den besten Fürsten nicht von der Nachgiebigkeit, oder Gefälligkeit lospricht.

wollte, und sagte in Gegenwart des ganzen Hofes, der sich in dem gleichen Zimmer befand, sehr laut zu mir: „Sie können nicht glauben, mein Freund, wie ruhig ich diese ganze Nacht hindurch geschlafen habe, da ich mich gegen Sie erklärt, und mein Herz bey Ihnen entladen habe.“ Er fragte mich, ob ich nicht die gleiche Ruhe in meinem Innern verspüre. Ich versicherte ihn hiervon, und gelobte ihm auf immer die gleiche Treue.

Was mir mitten in meiner so unterbrochnen Gnade zeigte, daß Heinrichs Herz immer auf meiner Seite war, ist dieses, daß er, welche Gefürnungen man ihm auch gegen mich beygebracht hatte, deswegen doch den Lauf der Wohlthaten niemals unterbrach, die er auf mich und die Weisnigen zu ergießen im Brauch hatte. Proben davon erhielt ich in Absicht auf meine älteste Tochter selbst mitten in der stürmischen Zeit, von der ich oben geredet habe. \*) Ich war eben mit den Ferväques

---

\*) Margaretha von Bethune: die nehmliche, welche, um sich an ihrer einzigen Tochter zu rächen, die sich wider ihren Willen an Heinrich von Chabot vermählt hatte, im Jahr 1645. einen Jüngling von fünfzehn Jahren als einen ächten Sohn von ihr und dem vor sieben Jahren verstorbnen Herzog von Rohan vorführte. „Verschiedne glaubwürdige Personen, sagt Amelot, die diesen Sacerd, (so hieß der angebliche Erbe des Hauses Rohan) während des Processes zu Paris gesehn hatten, versicherten mich, dieser junge Mensch habe das Loupet der Rohans, d. i. ein kleines Büschlein Haare an dem Vorderhaupt, und merkwürdige Züge in seinem Angesicht von seinem vermeinten Vater.“ Mit dieser Anekdote hängt eine andre zusammen, nach welcher man behauptet, der

in Betref des jungen Laval in Unterhandlungen, den ich auf des Königs Befehl, wie ich oben gemeldet, dem Herzog von Rohan vorgezogen hatte, und die Sache war ihrem Schluß sehr nahe. Da ich einst mit Heinrich auf der Terrasse der Capuziner im Anfang dieses Jahres spazierte; so führte er mich wieder auf diese Materie. Er meldete mir, der Grund, weswegen er den Herzog von Rohan anfänglich ausgeschlossen hätte, wäre dieser, weil die Sache ohne sein Vorwissen von seiner Prinzessin Schwester der Herzogin von Rohan vorgeschlagen und von meiner Gemahlin wäre angenommen worden, und weil überdas Herr und Frau von Fersvaques zu Gunsten des jungen Laval so sehr in ihn gedrungen, daß sie ihn überredet hätten, mir denselben lieber zum Eidam zugeben, als den Herzog von Rohan, welcher zwar bey weitem nicht so begütert war, wie jener, der aber die Ehre hatte, sein so naher Anverwandter zu seyn, daß, wenn er ohne Kinder stürbe, wie dieses seiner Prinzessin Schwester bereits begegnet sey, der Herzog von Rohan in dem Königreich Navarra, und den übrigen Gütern der Häuser Albret, Foix und Armagnac

---

Herzog von Rohan habe von dem Türkischen Kaiser das Königreich Cypren kaufen, und es diesem Sohne geben wollen. Ferner sagte man, sein Vater und seine Mutter haben ihn nur deswegen verborgen gehalten, um ihre Tochter mit dem Grafen von Soissons, und nach der Hand mit dem Herzog von Weimar zuvermählen. Man sehe diese seltsamen Fabeln bey Amelot de la Houssaye, article Béthune u. s. w. u. art. Chypre.



magnaſ ſein Erbe geweſen wäre. Hierauf ſagte er, er habe wegen anderer Urſachen, die er mir eröffnen würde, ſeinen Entſchluß noch einmal geändert; ſeine Abſicht gehe dahin, daß ich auf eine ehrenvolle Art mit den Terwaques brechen ſollte: er habe ſie bereits darauf vorbereitet, und ich müßte die Eheverſprechung und die Artikel, die wir verabredet hätten, zurücknehmen, ſo daß es vor der Welt den Anſchein bekäme, ich ſey die Parthey, welche die Sache abgebrochen, und ſie nicht Urſache hätten, zuſagen, ſie haben die Verbindung mit mir ausgeſchlagen: er wolle den Herzog von Rohan mit ſeiner Mutter ſelbſt zu mir bringen, um ſich mir zu empfehlen, ich ſollte ihn als einen Mann empfangen, der in drey Tagen mein Schwiegerſohn ſeyn würde, indem er ſelbſt deswegen alles Nöthige veranſtaltet hätte: er würde die Eheſtiftung in ſeiner Gegenwart ſchließen laſſen, und ihn als Anverwandter beyder Partheyen unterzeichnen.

Ich dankte dem König für den Antheil, den er an dem Glück meiner Familie zunehmen geruhe, und für die Ehre, die er mir erweiſe. Die Sache ward ſo vollführt, wie ich eben geſagt, und der König gab dem Vermählten für die Kleider und die Hochzeit zehntauſend Thaler, und meiner Tochter eben ſo viel. Im verwichnen Jahr hatte ich die Fräulein du Marais, die Tochter meiner Gemahlin aus der erſten Ehe, an den Herrn von la Boulaye, den Sohn deſſen, den Heinrich ſo ſehr geliebet hatte, vermählt. Dieſe durfte na-

türlicher Weise kein andres Geschenk von Sr. Majestät erwarten, als dasjenige, welches gewöhnlich allen Hoffräulein der Königin unter dem Namen der Hochzeitkleider gegeben wird, und welches auf zweytausend Thaler gesetzt worden war. Heinrich erhöhte es für meine Stieftochter auf fünftausend, und damit dieses keine Folgen in Absicht auf die übrigen nach sich zöge, so schrieb er mir von St. Germain en Laye, ich sollte sie in eine besondre Rechnung bringen.

Es begegnete ziemlich oft, daß der König, wann er die Rechnungen für die Festungswerke und seine Gebäude bestätigt hatte, in Gegenwart der mit diesen Sachen beschäftigten Beamten, die man zusammenkommen ließ, um ihnen zusagen, was in dem Laufe des folgenden Jahres zuthun wäre, zu mir sagte: „Nun gut, ist ist die Rechnung für meine Festungswerke und Gebäude geschlossen, und Sie, was machen Sie an ihren Häusern?“ Wann ich, wie ich selten ermangelte, hierauf erwiederte, ich mache wegen Mangel an Geld nichts daran; so sagte er zu mir; „Wolan! lassen Sie uns ihre Plane sehn, und sagen Sie uns, was Sie Lust hätten zu machen, wenn sie Geld hätten.“ Er untersuchte sie dann, und nachdem er mir gesagt, was er daran zu ändern, oder beyzufügen fände; so schenkte er mir etwa zwanzigtausend Livres, damit ich das könnte machen lassen, was er mir gesagt hatte.

Nicht zwar, daß ich nicht oft von ihm abschlägige Antwort bekommen habe: ich bin nicht so eis-

tel, dieß verbergen zu wollen. Er verweigerte mir die Stelle des Saron von Lûx, um die ich ihn für meinen Bruder oder für la Cûre'e bat. Er sagte mir, er gedenke dem erstern eine Stelle in Bretagne zu geben, die schicklicher für ihn wäre; und in Absicht auf den letztern finde er, daß sich diese Bedienung nicht mit der Lieutenantstelle bey seiner Compagnie Chevaux Legers und mit der Gouverneurstelle von Chinon, die er bereits besaß, vertrage. Er wollte dieselbe in der That lieber an Ragny vergeben, der ihm in der Provinz nützlichere Dienste leisten konnte. Ein andermal bat ich ihn in dem gleichen Brief um zwey andre Gnaden: die eine für meinen Neffen von Melun, und die andre für den gleichen la Boulaye. Er verweigerte mir die letztere, weil la Boulaye dieselbe durch seine Dienste noch nicht verdienet hätte, und bewilligte mir die erstere; es war die Abtey Moreilles in Poitou, welche eben erledigt worden war. Ein andermal erhielt ich in Absicht auf Herzog von Rohan, meinen Schwiegersohn, eine abschlägige Antwort, wenn man es so nennen kann: die Sache verhielt sich also.

Der Herzog von Rohan war Gouverneur von St. Jean d'Angely, und sein Statthalter war des Aigeaux \*). Diese letztere Stelle hieng nicht, wie es dem Gebrauche nach seyn sollte, von der Ernennung des Gouverneurs ab, sondern unmittelbar von dem König, dem die verschiednen Zeits

---

\*) Franz von Alloué des Aigeaux oder des Aigeols.



umstände den Gedanken beygebracht hatten, es würde für das allgemeine Beste zuträglich seyn, dem Gouverneur diese Freyheit zu nehmen, damit sein Stellvertreter, welcher in schwierigen Zeiten bisher immer eine wichtige Rolle gespielt hatte, gewissermassen von dem Gouverneur unabhängig würde, und sogar im Stand wäre, die Gewalt desselben unnütze zu machen, wenn er sie nicht zur Zufriedenheit des Königs und zum Wohl des Staates anwendete. Dieses machte, daß der Untergouverneur in der That das Wesentliche dieser Stelle besaß, und dem eigentlichen Gouverneur nichts, als den Titel und den Schein überließ. Der Herzog von Rohan wünschte sehr, dieses Vorrecht wieder zu erlangen, und bat mich, ich sollte ihm dazu verhelfen. Die Umstände begünstigten diesen Wunsch: man meldete ihm des Ugeaux sey so krank, daß er nicht wieder aufkommen würde. So sehr ich zwar geneigt war, meinem Schwiegersohn diesen Dienst zu leisten; so wagte ich es doch nicht, dem König die Sache geradezu zu entdecken, weil dieses bey ihm jene Verläumdung hätte wahrscheinlich machen können, daß ich alle protestantische Städte von mir abhängig zu machen suche \*). Mehr hätte er nicht bedürfen, um den

---

\*) Man liest in der Hist. de la mere & du Fils. Tom. I. S. 15. daß Heinrich IV. dem Herzog von Süilly die Gouverneurstelle von St. Nizant verweierte, um welche ihn derselbe durch die Königin für sich hatte bitten lassen, weil es, wie Heinrich saate, wider die Klugheit wäre, einen Calvinisten, so klein auch der Ort wäre, zum Mei-

alten Verdacht wieder aufzuwecken. Ich wollte daher nur erst ein wenig sondieren, und dieses konnte ich mit guter Art so thun, daß ich von des Ageauxs Krankheit Anlaß nahm, den König vorläufig zu befragen, was seine Gesinnungen über diese Stelle wäre. Dieses that ich in einem Briefe. Allein ich hütete mich sehr, weiter zu gehn, als ich die Antwort des Königs erhielt: sie enthielt die Nachricht, daß er dem Rechte, den Untergouverneur von St. Jean d'Angely zu ernennen, nicht entsagen würde, weil weder der Herzog von Rohan, wie er sich ausdrückte, noch mein Schwiegersohn immer Gouverneur dieser Stadt seyn würde. Ich redete mit ihm von dem dasigen Maire, Namens Pousou, den er, auf mein Zeugniß hin, in seiner Stelle bestätigte. Uebrigens starb des Ageaux an seiner Krankheit nicht.

Ehe ich diesen Artickel von Heyrathen und Verwandtschaft verlasse, muß ich noch erzählen, was ich in Betref der Fräulein von Melün, meiner Nichte, die man um diese Zeit auch vermählen wollte, bey Hofe vorgieng. Da sie eine sehr reiche und beträchtliche Parthey war, weil die Marquisin von Roubaix, meine Tante, sie zu ihrer Universalerbin eingesetzt hatte; so warf die ganze Familie d'Etrees die Augen auf sie, um sie mit

---

ster darüber zu machen. Allein die Wahrheit dieser Nachricht wird, neben dem Stillschweigen des Herzogs, auch durch die Bereitwilligkeit zweifelhaft gemacht, mit welcher der König demselben die Gouverneurstelle über die Provinz selbst ertheilte, in welcher St. Mairant liegt.

Marquis von Coeuvres zu vermählen \*). Sie zählten auf die Unterstützung Sr. Majestät, oder vielmehr, sie waren derselben ganz gewiß. Coeuvres war bey dem König sehr beliebt, und wegen seiner Blutsfreundschaft mit den Kindern der verstorbenen Herzogin von Beaufort, genau mit ihm verbunden. Sie ließen dem König die Sache durch den Herrn von Vendome selbst vortragen, und Heinrich gab ihm sein Wort, daß er noch vor seiner Abreise nach Chantilly mit mir darüber reden wollte. Er erinnerte sich dessen nicht eher, als da er zu Louvre en Paris zu Mittag speisete; von diesem Ort schrieb er mir einen Brief, aus welchem ich sah, daß er eifrig wünschte, diese Verbindung zu Stande zu bringen.

Ich schrieb an die Anverwandten der Fräulein, die alle Niederländer waren: allein da die Antwort, die sie mir gaben, so beschaffen war, daß man sie einem König nicht hätte zeigen können oder sollen; so sagte ich ihm nichts davon, und da er mich einst um die Ursache meines Stillschweigens befragte, so begnügte ich mich, ihm zu melden, die Anverwandten dieser Fräulein billigen diese Verbindung durchaus nicht. Der König bildete sich ein, ich lasse sie dieses sagen, und vielleicht habe ich ihnen nicht einmal geschrieben. Ich war also genöthigt, ihm die Briefe der Marquissin von Roubaix, des Prinzen und der Prinzessin von Ligne,

---

\*) Franz Annibal von Etrées, nachher Herzog, Pair, und Marschall von Frankreich.



der Prinzessin von Epinoy, der Gräfin von Barlaymont, der Grafen von Fontenay und Buquoi, welche alle mir über diese Sache geschrieben hatten, zu weisen, und Heinrich sah nunmehr, was ich ihm nicht hatte sagen wollen, wie weit sie, ungeachtet der Ehre, die er dem Hause d'Etrees erwiesen hatte, dasselbe unter ihrem Stande hielten \*). „Ich sehe wohl, sagte der König mit einigem Zorne, daß man nicht mehr daran denken muß, weil man mit allen diesen hochtrabenden flamändischen Thoren zu thun hat, die Sie mir nannten.“ Wirklich gieng die Sache nicht weiter, indem Se. Majestät sich nicht mehr darein mischen wollten.

---

## Ein und zwanzigstes Buch.

I 6 0 5.

Alle diese verdrießlichen Zufälle kosteten mich einen Theil der Zeit, die ich im Brauch hatte, ganz auf die Verwaltung der Finanzen zu verwenden. Allein sie schwächten doch meinen Eifer, alle Pflichten dieses Amtes auszuüben, nicht. Ich arbeitete

---

\*) Gleichwol ist das Haus Etrees unwidersprechlich von dem ältesten Adel in der Pikardie. Man sehe die Genealogisten.

dies Jahr daran, die Veräußerungen und den unrechtmäßigen Besitz der Domänen Sr. Majestät klar zu machen, die auf der Gütersteuer, der Salzsteuer, dem Zehnten von den Pfründen, der Tranksteuer, und andern Abgaben haftenden Schulden, so wie auch alle andern Capitalien, die sowol der König, als gewisse Städte, Provinzen und Gemeinheiten aufgenommen hatten, genau zu wissen. Ich fand in der Rechnung, daß alle diese Veräußerungen, Zinsen und Schulden seit ihrer Entstehung bis auf dieses Jahr, das Königreich mehr, als hundert und fünf Millionen kosteten \*). Noch seltsamer ist dieses, daß alle diese Einkünfte, welche so mit Schulden überladen waren, ohne daß man sehn konnte, daß das Land einigen Nutzen davon gehabt hätte, größtentheils von denjenigen, welche den Auftrag erhalten hatten, den Ertrag dieser Einkünfte ins Reine zu bringen, entweder unrechtmäßiger Weise besessen wurden, oder von ihnen selbst an andre waren vertheilt, verkauft oder veräußert worden. Der König konnte

---

\*) „ Es brauchte nichts geringers, als den entschloffenen Muth des Herzogs von Sully, um die Finanzen, durch Einziehung von Domänen, welche jährlich eine Million abwerfen, durch Bezahlung der rechtmäßigen, und Vernichtung der übrigen Schulden, u. s. w. wieder herzustellen. Er unterstützte seinen König immer in dem großmüthigen Vorhaben, die Last seines Volkes zu erleichtern. „ Essai politique sur le Commerce, chap. 19. Claudius de l'Isen redet in seinem Abrégé de l'histoire universelle in den gleichen Ausdrücken davon, und ertheilt ihm die größten Lobsprüche. Tom. 5. S. 501.

te dieß nicht glauben, allein ich bewies es ihm augenscheinlich durch zwey Aufsätze, die mir neuulich in die Hände gekommen waren. Der eine ist ein Verzeichniß derjenigen Personen, welche an der Salzsteuer Antheil hatten, so lange sich diese Pachtung in den Händen Champigny's und Roels von Here befand. Es waren ihrer zwanzig, von Paris, vom Hof, und sogar Mitglieder des Staatsrathes, und sie waren von fünfzigtausend Livres bis auf fünfzigtausend Thaler dabey interessiert: die ganze Summe belief sich auf sieben Millionen, siebenhundert und acht und dreyßigtausend Livres. Der zweyte Aufsatz, datirt vom 27. Oktober 1585. ist ein Verbindungstraktat des Surintendant von D mit den Salzpächtern für einen Fünftheil. Er verbürget sich in demselben, in Absicht auf diesen Fünftheil, für den Notarius Anton Faschon, der ihm seinen Namen leihet, gegen die zween oben genannten Pächter.

Eine ähnliche Betriegererey machte, daß der König ebenfalls von der Franksteuer, und den sogenannten zufälligen Einkünften beynahе nichts bekam. Gondy, der mit d'Inkarville und den übrigen Mitgliedern des Staatsrathes im Verstandniß war, und den Profit mit ihnen theilte, hatte sich auf dieselben zur Bezahlung gewisser Summen, die der König, dem Vorgeben nach, ihm schuldig seyn sollte, anweisen lassen. So schwer es war, diese ersten falschen Angaben und Vergünstigungen zu entdecken; so waren doch meine Nachforschungen so sorgfältig, daß ich deren bereits



für drey Millionen entdeckt hatte, die der königliche Schatz mehr bekam. Da ich keine andre Absicht, als die Last des Volkes zu erleichtern, hiers bey hatte, wenn ich von Zeit zu Zeit einige der rechtmäßigen Besitzer dieser Güter, die ihnen nicht zugehörten, beraubte; so erließ ich, im Namen Sr. Majestät, beträchtliche Summen an der Gütersteuer, welche die vornehmste Quelle von Mißbräuchen und Plackereyen aller Art in ihrer Vertheilung und Einziehung ist. Zu wünschen ist's wol, aber nicht sehr zu hoffen, daß man einst diesem Theil der königlichen Einkünfte eine ganz andre Gestalt gebe \*).

---

\*) Diese Mißbräuche sind so handgreiflich, und die Plackereyen so schreyend ungerecht, daß unfre Könige und ihre Minister oft den Versuch machten, denselben durch eine gänzliche Umschaffung dieses Theils der Finanzen abzuhelfen. Sie fanden aber genau alle die Hindernisse, die diese Versuche vereitelten, von welchen der Autor redet. Man machte einen neuen Versuch in unsern Tagen, welcher, dem Scheine nach, glücklicher seyn sollte, der aber, dessen ungeachtet, keine grossen Fortschritte macht. Es sey mir erlaubt, die Gründe davon hier anzuführen.

Es herrscht in diesem Königreich, und ich glaube in allen monarchischen Staaten, ein unseliges Vorurtheil, an dessen Zerstörung man nicht eifrig genug arbeiten kann, weil dasselbe, da es die Gemüther der Unterthanen bewegt, immer gegen alles, was von dem Monarchen herührt, auf ihrer Hut zu seyn, durch das bloße Mißtrauen einen Theil der schlimmen Folgen hervorbringt, die ein förmlicher Ungehorsam hervorbringen würde; es ist dieses: daß man niemals für das Wohl des Volkes forge, und daß man an seinen Umständen nie etwas andre, als um es noch unglücklicher zu machen.

Ich setze die Salzsteuer mit der Gütersteuer in die gleiche Classe. Nie hat mir etwas abentheurerlicher tyrannisch geschienen, als daß man einen

Es ist unmöglich, daß eine so grosse Veränderung, als diejenige ist, welche man mit der Gütersteuer zu machen gedenkt, nicht wegen der Natur der Sache selbst grossen Schwierigkeiten unterworfen sey. Nun glaube ich, es sey nicht genug, daß diese Schwierigkeiten in der kleinen Anzahl von Köpfen gehoben sey, welche diesen Entwurf gemacht und zur Vollkommenheit gebracht haben, sondern es sey eben so nothwendig, sie für diejenigen zu heben, welche man durchaus zur Ausführung desselben braucht. Denn es verhält sich mit diesem Werke nicht wie einem Gebäude, welches nach der Idee des Baumeisters bloß durch die ganz mechanische Mitwirkung der Maurer aufgeführt wird. Jenes kann nicht anderst fortgeführt und vollendet werden, als wenn sich die gleiche Einsicht bey dem Urheber und den zur Ausführung bestimmten Personen befindet. Diesem widersetzen sich zwei Sachen, die man durch Unterricht und Bestrafungen bestreiten sollte; ich meyne der Mangel an Einsichten und die Trägheit bey den Unterbeamten. Die letztre macht, daß sie die Befehle ihrer Obern vernachlässigen, und jene, daß sie mit dem besten Willen dieselben ganz verkehrt vollstrecken.

Dieser Grund wäre allein schon hinreichend, um jedermann zu überführen, daß die Einführung der verhältnißmäßigen Vertheilung dieser Abgabe in den grossen Finanzbezirken nicht den Unterbeamten der Intendanten anvertrauet werden darf. Ich wage es nicht einmal zu sagen, dem Intendanten selbst, oder den unter seinem Befehl stehenden Saalöhnern, die er auf gut Glück in Polizey und Finanzgeschäften annimmt. Weil diese Leute nebenher ihre bestimmten Berufsarbeiten haben, so können sie jenen Geschäften nicht die ganze dazu nothwendige Zeit widmen. Allein so wie man aus der Hauptstadt Hand-

Partikularen nöthigt, mehr Salz zu kaufen, als er will, und verbrauchen kann, und ihm noch obendrein verbietet, das, was er zu viel hat,

---

werter kommen läßt, um die Aufsicht bey Arbeiten zu führen, welche die Kenntnisse gemeiner Handwerker übersteigen; eben so sollte der Staatsrath in die grossen Finanzbezirke rechtschaffne, verständige, mit hinlänglicher Gewalt und vollkommner Sachkenntniß versehene Männer hiansenden, gegen welche man aber weder mit der Zeit noch mit dem Geld sparsam seyn müßte. Giebt man ihnen zu wenig Zeit; so wird ihnen ein Theil von den Bemerkungen entgehen, die sie über verschiedne Umstände des Landes machen sollten. Bezahlt man sie schlecht, oder ungerne; so setzt man sie in Gefahr, aus Noth ihre Pflicht zu vergessen. Dieses wichtige Werk fodert alle mögliche Vorbereitung.

Wenn man weiß, wie viel die Verbindungen der Blutsverwandschaft, der Freundschaft, Gesellschaft, oder auch blosser Nachbarschaft — die verschiednen persönlichen und gemeinschaftlichen Intresse; die Furcht zu mißfallen; die Begierde, sich die Leute verbindlich zu machen; das Verlangen, von seinen Mitbürgern geehret und geliebt zu werden; die Abhänglichkeit von einem durch falsche Zulagen aufbrachten Obern, welche man etwa in dem Verlust seiner Bedienung, und in unverdienten Vorwürfen fühlen könnte — und eine Menge andrer Beweggründe, welche einem Mann in dem Schoos seiner Familie und seiner Mitbürger die Hände binden, über die Menschen vermögen; so hat man tausend Gründe dafür, daß man sich bey der neuen Eintheilung der Gütersteuer nicht der ordentlichen Beamten bedienen müsse. Deswegen sehen auch viele Leute, welche die Absichten des Staatsrathes bey diesem Werke mit Eifer studierten, und dann die Art, mit welcher man dieselben alle Tage in den kleinern Finanzbezirken vollstrecken sieht, mit einem aufmerksamen Auge betrachteten, mit wahrem Schmerz,



wieder zu verkaufen. So drückte ich mich einmal über diese Sache aus, als ich mit Sr. Majestät davon redete. Heinrich foderte von mir einen genauen Aufsatz über diese ganze Auflage;

---

daß es unter fünfzig von diesen Commissarien bisweilen nicht einen einzigen giebt, dessen Arbeit nicht die Folge habe, die neue Einrichtung noch verhafter zu machen, als die alte.

Diese Beweggründe und diese Schwierigkeiten, eine überdachtere Kenntniß des Projekts des Herrn von Bauhan; die geringe Mühe, mit welcher dasselbe ins Werk gesetzt wurde, als man einen Versuch damit machte; das Glück dessen noch dermals die kleine Anzahl von Dorfschaften genießt, welche das Glück hatten, dasselbe beybehalten zu können; die Erfahrung, die man alle Tage macht, daß der Dixieme, welcher selbst eine Art von Zehnten ist, alle möglichen Vorzüge vor der Gütersteuer und den übrigen Abgaben hat; alles dieß, sage ich, führt einsichtsvolle Kenner auf den Schluß, es sey durchaus nothwendig, daß man die Einführung des königlichen Zehntens, als das einfachste, wolfeilste, und für das Volk am wenigsten drückende Mittel gebrauche, und man habe, als es von jenem weisen und tugendhaften Bürger bekannt gemacht wurde, nicht so viel Achtung dafür bezeigt, als es verdiente. Es ist eine eben so falsche, als grausame Meinung, man laufe Gefahr, daß das Volk sich empöre, wenn man es in bequeme Umstände versetze. Der wahre Vortheil des Volkes fodert überdas, daß der König den Werth aller liegenden Gründe und die Stärke seines Reichs genau kenne; daß alle Untertanen desselben, ohne Achtung gegen ungerechte Freyheiten und Privilegien, gleich behandelt werden, daß man den Handel und die Industrie am meisten schone. In Absicht auf die Betrachtungen, die man über diese Materie anstellen kann, verweisen wir den Leser auf das vortrefliche Werk des Herrn von Bauhan selbst, welches den Titel führt: *dime royale* — u. s. w.

er untersuchte, wie hoch der Ankauf des Salzes in den Salzwerken zustehn komme, wie hoch die Unkosten sich hier, und von da bis zum Verkauf, und der Vertheilung desselben in die Magazine belausfen, und andre Fragen, die man hierüber machen kann. Der König sagte mir nicht, in welcher Absicht er diesen Aufsatz verlange. Ich beschleunigte die Verfertigung desselben, und machte ihn so gut, als möglich; freylich nur so von ungefähr, weil es, nach den darinn angeführten Gründen, unmöglich ist, den wahren Werth der Sachen genau anzugeben. Allein er that keine Wirkung, und es blieb alles beym Alten; so schwer ist es, das zu zerstören, was Uebereilung, Unwissenheit und Mangel an Einsicht bey unsern Vorältern, die man uns als untrüglich vorstellt, in die erste Einrichtungen fehlerhaftes hineingebracht hat, selbst dannzumal, wann andre Auflagen, die, der gesunden Vernunft nach, besser sind, wie z. B. der Zehnten und die Einfuhrzölle, die Mittel dazu so klärllich anzuzeigen, und den Weg zubahnen scheinen. \*)

---

\*) Man weiß, wie viel die Salzsteuer dem König, nach Abzug aller Unkosten, rein einträgt, und es ist folglich nicht schwer, zu wissen, wie viel diese Unkosten auf jedes Minot Salz betragen. Warum nimmt der König nicht auf einmal den Preis von jedem Minot Salz bey dem ersten Ankauf und in den Salzwerken selbst? Warum thut man nicht das gleiche bey der Franksteuer? Laetae hat man schon so gefragt, und die Frage ist ganz einfach. Der Cardinal von Richelieu, welcher hierinfallt ganz der Denkensart seines Vorfahren im Ministerium folgt; Test. pol. 2. part.

Da die auf den Provinzen, Städten und Gemeinheiten haftenden Schulden dem König eben so grossen Schaden zufügen, als seine eignen; so bat ich ihn unaufhörlich, daß er erlauben möchte, in Absicht auf dieselben die gleichen Nachforschungen anzustellen, und eben so damit zuverfahren, wie mit den andern, um wenigstens die Anzahl derselben zu vermindern. Endlich erhielt ich es, und Se. Majestät überliessen mir die Wahl der dazu dienlichen Mittel. Ich fieng deswegen an, Commissarien zu ernennen, die ich aus denjenigen auswählte, welche mir in den obersten Gerichtshöfen unter den Requetenmeistern, den Schatzmeistern von Frankreich, und den übrigen Beamten — als die arbeitsamsten und die redlichsten bekannt waren. Allein da diese Arbeit nicht so ges

---

chap. 9. Sect. 7. — Pèresire — der Autor des *Essai politique sur le commerce*; chap. 25. und nach ihnen eine Menge anderer geschickter Staatsmänner erklären sich alle einmüthig gegen eine Auflage, deren Verwaltung nicht nur ihrer Form wegen drückend, sondern auch wegen ihrer ungleichen Vertheilung ungerecht ist. Sie finden es freylich sehr schwer, dieselben umzuschaffen. Allein diese Umschaffung, wenn sie einmal zu Stande gebracht ist, ist zum Ersatz eine der vornehmsten Quellen beydes der Erleichterung und des Wohlstands des Volkes. Der Cardinal von Richelieu redet in diesen Ausdrücken hiervon, und setzt hinzu, die Einsichtsvollsten Finanzminister haben alle einmüthig den Ertrag der Salzabgabe, die bey den Salzwerken selbst erhoben wird, den Einkünften gleich geschätzt, die Spanien aus Westindien zieht. Auch hierüber kann man die Dime royale des Herrn von Vauban für rathlich ziehn.



schwinde fortrücken konnte: so verschieb ich es, Nachricht davon zu geben, bis dahin, wo ich von den Wirkungen reden werde, die sie hervorbrachte.

Ich kann mich nicht enthalten, die, sonst sehr alltägliche, Bemerkung zu machen, daß die Quellen der Ordnung und der Sparsamkeit unerschöpflich seyn müssen, wenn ich bedenke, daß die Regierung, ungeachtet der gewöhnlichen Staatsausgaben, und des außerordentlichen Aufwandes, den der König in seinem Reich machte; ungeachtet drey bis vier Millionen jährlich aus demselben in fremde Länder giengen, und daselbst vertheilt wurden, ungeachtet des erschöpften und elenden Zustandes, in welchem der König bey seiner Thronbesteigung sein Land, seine Finanzen und seinen Schatz angetroffen hatte; ungeachtet der beynah unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten; dennoch bereits sich in einer Art von Ueberflusse befand, welcher kaum noch das Andenken an ihre vorige Armuth übrig ließ. Hätte man vor zehn Jahren erwarten dürfen, daß der König im Jahr 1605. so reich seyn würde, als er war, wenn man ernstlich überdenkt, daß die Summen, die man von ihm foderte, da er als ruhiger Besitzer der Krone anerkannt wurde, und mit welchen sein Schatz belastet war, nebst allen Zinsen und Interessen derselben, nicht weniger, als dreyhundert und dreyßig Millionen betragen? Wer hätte sich einbilden können, daß alle diejenigen Summen, welche an diese ungeheure Schuld bezahlt werden konnten, wie z. B. alle einfachen und unbezweifel-

ten Schuldfoderungen bezahlt, und daß für die übrigen gesorgt seyn würde; so daß der königliche Schatz deswegen doch nicht erschöpft, ja nicht einmal beschwert wäre? Gleichwohl war dieß geschehn, und ich habe vielleicht meinen Lesern bisher noch nichts so interessantes in diesen Denkwürdigkeiten vorgelegt, als eine allgemeine Spezifikation der Summen wäre, welche jene Hauptsumme ausmachen.

Man war der Königin Elisabeth bey ihrem Abssterben, sowol an baarem Gelde, welches sie dem König in seinen bedrängten Umständen geliehen, den deutschen Truppen vorgestekt, und zur Besoldung der nach Bretagne geschickten Armee hergegeben, als auch für den Unterhalt aller der Unterstützungen, die die Engländer dem König an Mannschaft, an Schiffen und Kriegsbedürfnissen zu der Belagerung von Dieppe, von Rouen, kurz so lange die Ligue währte, zugeschikt, und die man auf eine gewisse Summe angeschlagen hatte, sieben Millionen, dreyhundert siebenzigtausend und achthundert Livres schuldig: den Schweizerkantonen, sowol für ihre Dienste, als für ihre Jahrgelder, mit Inbegriff der Zinsen, fünf und dreißig Millionen, achthundert, drey und zwanzigtausend, vierhundert, sieben und siebenzig Livres, zehn Sols: den Generalstaaten für dargeschossenes Geld, Sold der Truppen, und Unterhaltung der Schiffe, für Pulver, Lebensmittel, Munition u. s. w. die sie ebenfalls während der Ligue hergaben, neun Millionen, zweyhundert fünf und sechszigtausend und

(Denkw. Süilly. 5. B.) 4

vierhundert Livres. Verschiednen französischen Grossen, Obristen und Offizieren, für Dienste, Besoldung, Jahrgelder, Gehalte u. s. w. während der bürgerlichen Kriege, sechs Millionen, fünfhundert, sieben und vierzigtausend Livres: allen Arten von Pächtern, den Prinzen, Städten, Gemeinden, und andern Partikularen mit Inbegriff der Gehalte, Besoldungen und Jahrgelder der Hausbedienten des Königs, der Justiz, Polizen und Finanzbeamten, laut der gemachten Verzeichnisse, acht und zwanzig Millionen, vierhundert, fünfzigtausend, dreyhundert und sechzig Livres: verschiednen Privatpersonen, laut der Zettel, Verschreibungen, Quittungen des Schatzamtes, Befehle, und Anweisungen des Königs u. s. w. die sich bey nahe alle aus Heinrichs III. Regierung herschreiben, zwölf Millionen, zweyhundert, sechs und dreyzigtausend Livres: für Verpfändungen der Domainen, Aufrehtung von übermächtig grossen Leibrenten, welche entweder von den Gläubigern selbst herabgesetzt, oder von dem König für ungültig erklärt wurden, hundert und fünfzig Millionen: für Traktaten, die zur Aufhebung der Ligue geschlossen wurden, deren Spezifikation man oben gesehen hat, drey und dreißig Millionen, hundert und fünfzigtausend, neunhundert, ein und achtzig Livres. \*)

\*) In den alten Denkwürdigkeiten ist hier ein Fehler sowohl in der Totalsumme, als in der Berechnung der zur Aufhebung der Ligue geschlossnen Traktaten, welche letztere etwa eine Million beträgt. Doch will dieß nicht viel



Freylich fanden sich, wie ich oben bemerkt habe, bey der Untersuchung aller dieser Schuldforderungen, verschiedne, die man, weil die Creditoren kein Recht dazu hatten, ganz für ungültig erklärte; andre, wegen welcher man sich mit denselben absand; andre, von denen man sich durch einige Mittel los machen konnte, wie z. B. die auf der Gütersteuer und den Domainen haftenden Forderungen. Allein man sieht leicht, wie viele rechtsmäßige noch zu bezahlen übrig blieben. Ich bemerke hier, um zuzeigen, wie wenig das gute Beyspiel vermag, im Voraus, daß nach Heinrichs Tode die neuen Minister anfiengen, einen Theil dieser nützlichen Sparsamkeit aufzuheben, und die Verordnungen, die er gemacht hatte, zuvernichten. Dieses Verfahren, welches unter dem Schein der Nachsicht und eines falschen Mitleidens einen wahren Mangel an Ordnung verbirgt, erweckt bey mir eine nicht geringe Furcht, daß die Staatsschulden unter der neuen Regierung eher zunehmen, als sich vermindern werden. Allein wir wollen nicht zufrühe von dem Tode dieses Prinzen reden, und uns begnügen, den Zustand, in welchen die Weisheit seiner Regierung Frankreich bereits in diesem Jahr versetzt hatte, als ein ewiges Denkmal seines Ruhmes zubemerken. Die Bezahlungen in und aufferhalb des Königreichs geschahen auf den bestimmten Zeitpunkt: weder hier, noch in den gewöhnlichen Ausgaben stakete etwas, und doch hörte

---

sagen. (Vielleicht sind in der Spezifikation die ungültig erkannten Schuldforderungen weggelassen.) Der Uebers.

Der König deswegen nicht auf, einen sehr beträchtlichen Aufwand zumachen, um seine königlichen Wohnungen wiederherzustellen, zu meublieren und auszurüsten, die Fortifikationen der festen Plätze zu verbessern; neue zu errichten; öffentliche Gebäude aufzuführen; \*) Kirchen, Hospitäler und Klö-

---

\*) Heinrich der Große ließ die Capelle zu Fontainebleau mahlen und vergulden, den Wald durchhauen, und dieses königliche Lustschloß auf andre Art auszurüsten. Er vollendete die neue Brücke; ließ die Dauphinestrasse und den eben sogenannten Platz machen; eine große Menge von Gassen zu Paris auferst aufbauen; den Fluß mit Mauern einfassen, u. s. w. Neben dem, was hiervon an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten angeführt wird, findet man ein Verzeichniß von allen diesen Gebäuden in dem Merc. François, Ann. 1610. C. 404. Decade de le Grain: Liv. 8. Merizot. chap. 46. so wie auch bey den Schriftstellern, welche uns Beschreibungen oder die Geschichte von den Alterthümern von Paris u. s. w. gegeben haben. Jedermann weiß, daß dieser große Prinz, durch die Sorgfalt des Herzogs von Süilly, die großen Strassen bey nahe in allen Gegenden des Königreichs wiederherstellen, an unwegsamen Stellen, besonders in Berry, eine Menge von Chaussees und Brücken, welche mit den Werken der Römer in Absicht auf Schönheit wetteiferten, die aber seit hundert und dreßßig Jahren, wegen Mangel an Unterhaltung, zu unsern Zeiten sich in einem elend u. Zustande befinden, anlegen und auf beyden Seiten dieser großen Strassen Rüstern und andre Bäume pflanzen ließ, von welchen an verschiednen Orten noch welche übrig sind, wo man sie Rosny's nennt. Wir haben verschiedne Verordnungen von diesem Prinzen hierüber, auch andre, in welchen das Ackersfeld in Wiesen zuverwandeln verboten, und besetzt wird, Weinreben auszureissen. Alle diese Werke und dieser Eifer, mit welchem er sein Reich blü-

Her wieder aufzubauen; die gepflasterten Wege, die Dämme, Brücken und Strassen zuunterhalten, eine Menge Galeen auf dem mittelländischen Meere zu bauen; die Magazine und Arsenale anzufüllen; die Kleinodien und Edelsteine der Krone wieder zuverkaufen oder einzulösen, und neue anzuschaffen; und doch blieb, nach allem diesem am Ende des Jahres, eine beträchtliche Summe übrig, welche man in den Schatz der Bastille niederlegen konnte. \*)

Was ich noch höher achte, als alle diese Schätze, ist dieses, daß Heinrich sie nicht nur erwarb, ohne sein Volk elender zu machen, sondern daß er zu gleicher Zeit, wie man oben gesehen hat, die Last desselben erleichterte. Er bedauerte es immer, daß die gegenwärtigen Umstände ihm nicht erlaubten, seine väterliche Gesinnungen gegen seine Unterthanen noch weiter zu erstrecken. Wenn gleich die

---

hend zu machen suchte, trugen vielleicht eben so viel dazu bey, daß er den Namen des Großen bekam, als seine kriegerischen Thaten. Man gab ihm denselben bereits in seinem Leben, und wie es scheint ungefähr um das Jahr 1602.

\*) Der Antheil, den der Herzog von Süilly an diesem allem gehabt hatte, erwarb ihm diesen sonderbaren Lobspruch in dem Merc. François ann. 1606. S. 101. „Da er seine Aemter und Bedienungen zum Nutzen und Wohlstand des Französischen Reiches, besser, als keiner seiner Vorfahren verwaltet hat; so schätzten ihn auch alle Franzosen beym Leben und nach dem Tode Sr. Majestät hoch: und wenn er gleich von Verläumdungen seiner Feinde nicht frey blieb; so muß man doch gestehn, daß er der Joseph unsers Königs und des Landes war.“



Feinde seiner Regierung dieß nicht eingestanden, wenn sie sogar das Gegentheil von ihm ausstreckten; so ist es doch deswegen nicht weniger wahr, daß der Ueberfluß sich durch das ganze Land zuzeigen anfieng; daß der Bauer, da er von der Tyranney der Finanzbedienten, des Adels, und des Militärstanzes ganz frey war, mit Freude und Zuversicht säete und erndete; \*) daß der Handwerker sich von seiner Hand bereicherte; der geringste Kaufmann sich des Ertrags seiner Handlung erfreute, und selbst der Edelmann seine Einkünfte genoß.

Der Friede war durch einige exemplarische Bestrafungen, die Sr. Majestät verhängt hatte, so wenig gestört worden, daß er dadurch nur noch mehr befestigt, und besser empfunden wurde; und die Ausrottung der Ungebundenheit der Soldaten, war ein Vortheil für das Volk und für die Kriegszucht, ohne daß der Soldat und der Offizier dadurch beeinträchtigt wurde. Sie bekamen ihren Sold richtig, und wurden noch überdas nach Maas; gab ihrer Dienste, ihrer Talente, und ihrer Tapferkeit geschmeichelt und belohnt. Die Schaumünze, die ich Sr. Majestät, nach Gewohnheit, am ersten Tag im Jahr überreicht hatte, stellte eine Lilie vor, welche auf beyde Seiten gegen zweyen Sterne, die

---

\*) Die Liebe dieses guten Königs gegen seine Unterthanen zeigt sich aus einer Rede von ihm, die sich durch eine Art von mündlicher Ueberslieferung erhalten hat; er wolle machen, daß der ärmste Bauer alle Wochen Fleisch essen, und überdieß alle Sonntage eine Henne in seinen Dorf legen könne.

Die beyden Polen bedeuteten, zwey Blüthen ausbreiteten, mit der Aufschrift: *Hi fines*. Durch dergleichen Thaten kann ein König auf die Ehre, diese Devise zu erfüllen, Anspruch machen.

Ich werde das nicht wiederholen, was ich oben von Heinrichs Briefen gesagt habe. Ich finde derselben eine so grosse Menge von diesem Jahr, über alle Arten von Geschäften; solche, die die Finanzen, den Handel, die Staatsangelegenheiten betreffen, daß ich sie unmöglich hersehen kann. Nur bemerke ich einige Beweise seiner Freygebigkeit. Die Königin erhielt zum Neujahrsgeschenke dreyßigtausend Livres: die Gräfin von Moret \*) neuntausend: die Kammerfrauen der Königin fünfzehnhundert: die Frau von Montglat eben so viel, die sie bey verschiedenen Gelegenheiten unter die Saugammen

\*) Jaquelin du Beuil. Der König hatte sie am Ende des vorigen Jahres zur Gräfin von Moret gemacht, indem er, wie l'Etoile sagt, die gleichsam verstorbene Liebe zur Marquisin in ihr wieder aufleben machte. Er hatte sie ebenfalls mit einem Edelmann, Namens Chauvalon, vermählt. Das Journal de l'Etoile enthält einige Anekdoten, die diese Sache betreffen, die aber zu unehrbar sind, als daß wir sie hier anführen könnten. An. 1604. Die Fräulein Beuil wird uns in den Schriften dieser Zeit als ein Frauenzimmer abgemahlt, welches freylich nicht so schön war, wie die Fräulein von Entragues, aber zum Ersatz eine zarte und geistreiche Gesichtsbildung, eine äusserst fröhliche Gemüthsart hatte, und im Umgange sehr aufgeweckt war, welches Heinrich IV. sehr liebte. Es scheint die Königin habe auf diese Maitresse einen nicht so grossen Verdacht und Haß geworfen, wie auf die Marquisin von Verneuil.

seiner Kinder austheilen mußte: die Kinder des Comthur von Chastes viertausend: Praslin zwölfhundert: Merens eben so viel: der Graf von St. Vignan dreytausend, als eine Schadloshaltung für die Unkosten, die er wegen der Compagnie seines Schwiegervaters Montigny gehabt hatte: verschiedene Pensionnaires in Bourgogne durch die Hand Hectors le Breton, seines Geschäftstragers in dieser Provinz, zweytausend vierhundert: der abgedankte Capitain Lognac \*) viertausend, als ein Jahrgeld zur Belohnung seiner Dienste: der Herr von Villars vierzigtausend, die der König ihm als eine Wiedererstattung schuldig zuseyn glaubte, weil diese Familie, wie er sagte, seitdem man ihr diese Summe schuldig war, ein Interesse von mehr, als sechstausend Livres darüber verloren hätte: der Herzog von Ventadour fünfhundert, die derselbe an kleinen Unkosten ausgegeben hatte, damit man sehe, war des Königs Ausdruck, daß man in seinem Dienste nichts verlöre. Der Herr von Casnisi erhielt eine ähnliche Wiedererstattung; und sein Apotheker, Namens la Libre siebenzehntausend,

---

\*) Dies ist nicht derjenige, dessen sich Heinrich III. bedient hatte, um den Herzog von Guise in der Landständeversammlung zu Blois zu ermorden. Als er von diesem Prinzen zur Belohnung dieser That eine Gouverneurstelle foderte, und ihm dieselbe verweigert wurde; so gieng er ganz mißvergnügt nach Guyenne, wo er bald hernach, da er auf die Jagd gieng, von einem Edelmann, mit welchem er Streit gehabt hatte, durch einen Pistolenschuß getödet wurde. Chron. Novenn. Tom. I. Liv. I. S.



ein hundred acht und dreyßig Livres. Der König war seit 1592. sein Schuldner, und hatte dadurch zum Theil seinen Untergang veranlaßt, indem seine Gläubiger ihn bey'm Kopse nehmen und ins Gefängniß werfen ließen, wofür ihn aber der König jetzt entschädigte. Endlich zahlte er dem Johan Sellier, einem Kaufmann von Troyes, welcher für Sr. Majestät, ich weiß nicht welches, öffentliche Werk übernommen hatte, neuntausend, fünf hundred, ein und vierzig Livres.

Ich übergehe die hundred und fünfzigtausend Livres, welche der Graf von Soissons durch das die Kanzlistenstellen betreffende Edikt erhielt, so wie auch ein andres, durch welches zu Gunsten des Herzogs von Mayenne eine sehr kleine Abgabe auf das Salz gelegt ward, und endlich eine Menge andrer Geschenke, oder rechtmäßiger Bezahlungen. Jamet erhielt von Sr. Majestät die zwey Einnehmerstellen zu Rouen, jede für zweytausend Thaler. Ferner ließ Heinrich seinen Forst bey Pligle durch einen Rechtspruch zwischen ihm und den Connetable theilen. Allein um alle Streitigkeiten zu verhüten, kaufte er den andern Theil, und setzte nun selbst die Ordnung fest, in welcher das Holz gefällt werden sollte. Er verwies die Auerbietung von zwölfhunderttausend Livres, die man ihm für ein Edikt machte, betreffend den achten Theil von dem Preise der Bedienungen, der bey Abänderungen an ihn bezahlt werden muß, (quarts-deniers) an den Staatsrath. Er befahl dem Herrn von Margonne mit seiner Compagnie

den Thurn zu Bouc zu besetzen, welcher ihm sehr wichtig schien; allein es setzte hierbei einige Schwierigkeiten von Seiten des Herzogs von Mercoeur, dem diese Festung angehörte; und dieß brachte Se. Majestät auf den Entschluß, dieselbe entweder durch Tausch, oder durch Kauf an sich zubringen.

Ein grosser Theil seiner Briefe betraf auch jetzt seine Gebäude, besonders diejenigen, welche für die neuen Seidenmanufakturen errichtet wurden, die er immer mit der gleichen Hitze betreiben ließ. Er bestimmte zu der Ausbrütung der Seidenwürmerer, die man ihm aus Spanien zuschickte, seine Orangerie in den Tuileries, deren Erbauung er deswegen sehr beschleunigte. \*) Auf seinen Befehl ließ ich das Fundament zu der neuen Tapetenmanufaktur auf dem Hofmarkte legen. Man konnte diesen Gebäuden nicht die erforderliche Grösse geben, ohne ein Stück von Montmagnys Garten dazu zunehmen, der sich dawider setzte. Heinrich befahl, man sollte ihm geben, was er fodre, wobey er jedoch bemerkte, daß ein Partikular, wenn es um den allgemeinen Nutzen zu thun ist, sich nach dem Ausspruche der Geschwornen Män-

---

\*) Ich finde ebenfalls in einigen gleichzeitigen Schriften, daß ein Fabrikant aus Provence, Namens Sertan, sich unterhieng, Stoffen aus der feinsten Rinde des Maulbeerbaumes zu machen; daß er Manufakturen von Crystall und venetianischem Glas, von gut nachgeahmten Perlen, nebst verschiednen andern einfuhrte, die der berühmte Colbert seither auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat.

ner richten sollte, welche dazu ernannt werden. Auch ließ der König die Comans und die la Manche aus fremden Ländern kommen, und übergab ihnen die Besorgung und die Aufsicht über diese Manufakturen. Die neuen Direktoren fiengen bald an, Klagen zu führen, entweder weil sie fanden, daß der Vortheil ihren Erwartungen nicht entsprach, oder weil es ihnen schwer fiel, die beträchtlichen Summen, die sie darenin gesetzt hatten, zurückzubekommen. Der König wies sie wegen ihrer ungestümen Forderungen an mich, und befahl mir, ich sollte sehn, daß sie weder zu Grunde gehen, noch sich allzusehr bereichern möchten.

In seinen Briefen zeigt sich ebenfalls die Aufmerksamkeit, mit welcher er dafür sorgte, daß keine von denjenigen Mächten vor den Kopf gestossen wurde, welche einst an seinen grossen Entwürfen Antheil nehmen könnte; das gleiche sah man auch in seinem Betragen, sowol in der Genauigkeit, mit welcher er alle Pflichten der Höflichkeit, und sogar des blossen Ceremoniels erfüllte, als in der Art, wie er ihre Botschafter und Gesandten behandelte, sie durch Aufwand und Geschenke, die zu rechter Zeit angebracht waren, gewann, und, welches ein noch beträchtlicherer Dienst war, sie mit einander aussöhnte, ihre Streitigkeiten entschied, und seit dieser Zeit anfieng, unter ihnen das Amt eines Schiedrichters von ganz Europa zu führen. Der König schickte mir einst einen ofnen Complimentenbrief zu, den



er der Herzoginn von Zwenbrücken schuldig zu seyn glaubte, und befahl mir, ich sollte ihn durch einen meiner Edelleute überschicken, und ein Geschenk von zwölf bis fünfzehnhundert Thaler wenigstens, Beyfügen; diese Prinzessin bezeugte dafür die lebhafteste Erkenntlichkeit in dem Dankschreiben, das sie an Sr. Majestät übersandte. Da der Herzog von Bar den König über seine vorhabende Verbindung mit der Prinzessin von Mantua zu Rathe zog, die aber noch lange geheim gehalten ward, so geruhte Heinrich, die Anwerbung für ihn bey dem Herzog von Mantua zu übernehmen, und schickte sogleich einen außerordentlichen Courier an denselben ab, ungeachtet er sonst über diesen Punkt so sparsam war, daß er seinem Botschafter zu Rom eine Art Vorwurf darüber machte, daß er ihm zuoft Couriere sende, und ihm dieß für die Zukunft untersagte. Da der Gesandte der Republik Venedig im November sich bey Sr. Majestät bewlaubte; so erhielt er aus meinen Händen ein beträchtliches Geschenk, dergleichen ich auch selbst seinem Sekretair gab. Ebenso zufrieden kehrte der Envoye des Herzogs von Holstein, Namens Ginterot, wieder nach Hause. Ich zeigte ihm das Arsenal und alle Magazine Sr. Majestät, und damit er desto länger daran denken möchte, so machte ich ihm, nach Sr. Majestät Befehl, ein Geschenk mit ein Paar von seinen schönsten Waffen für den Herzog, seinen Herrn.

Der Tod Clemens VIII. \*) ereignete sich in der Nacht zwischen dem dritten und vierten März, und ward sogleich durch einen Courier, den mein Bruder an den König abschickte, welcher sich damals zu Chantilly befand, und durch die Bries

\*) L'Etoile, welcher nicht verdächtig ist, wenn er zum Vortheil des Papstes und der Catholiken redet, bestätigt alles, was Sully an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten zum Lobe Clemens VIII. sagt. „Er war ein friedfertiger Papst, sagt er, und ein guter Franzose. Selbst die Reformirten haßten ihn nicht, weil er sich gegen sie immer sehr gnädig gezeigt hatte, mehr, als keiner seiner Vorfahren, so daß er ihnen sogar Pässe gab, um frey nach Rom hin und herreisen zu können, welches man wol noch von keinem Papste gehört hat. Bey seinem Tode, und lange vorher, war er weiter nichts, als eine Fleischmasse, an Leib und Seele tractet, indem selbst seine Hände faul und ganz mit offenen Geschwüren bedeckt waren, so daß man, wann ihm jemand die Füße küssen wollte, welche, so wie sein übriger Körper, sehr übel rochen, ihm die Hände aufheben mußte, um den Segen zu ertheilen.“ Journal du regne de Henri. IV.

Matthieu ertheilt ihm Tom. 2. Liv. 3. S. 328. und Liv. 3. S. 696. die größten Lobsprüche, so wie unsre besten Schriftsteller, die ihm keinen andern Fehler vorwerfen, als daß er seiner Familie ein wenig zu sehr ergeben war. Man sagte von ihm: Clemens VIII. ein guter Mann, ein guter Prälat, und ein guter Fürst, im Gegensatz von seinen drey Vorfahren, Pius III. Sixt V. und Gregor XIII. von welchen der erste, der Sage nach, nur ein guter Prälat, der zweyte nur ein guter Fürst, und der dritte ein guter Prälat und Fürst gewesen war. Amelot de la Houffaye, in der 3. Anmerkung zu dem 311. Brief des Cardinals von Ost.

fe, die die Französische Cardinale zugleich übersandten, nach Frankreich gemeldet. Diese befanden sich bereits seit dem vorigen Jahre daselbst, und der Cardinal du Perron war ihnen am Ende desselben eben dahin nachgefolget.

Die Verbindung in der ich immer mit diesem letztern gestanden hatte, bewog mich, die ganze Zeit über, die er jenseits des Gebürges zubrachte, einen Briefwechsel mit ihm zuunterhalten. Er benachrichtigte mich von seiner Ankunft in einem Schreiben vom 28. Dezember 1664. und den 6. Februar des folgenden Jahres erhielt ich ein zweytes von ihm. Wenn ich ihm glauben darf, so hatte ich die Freundschaft des ganzen Cardinalcollegiums gewonnen, welches nicht müde werden könne, mein Betragen gegen die Geistlichkeit, und mein Verfahren in allem, was die kirchlichen An gelegenheiten betraf, zu loben. Besonders hatte ich in der Person des Cardinals Bufalo, seit jenen Unterhandlungen, die wir mit einander gepflogen hatten, einen eifrigen Lobredner zu Rom. Ich hatte ihm seit seiner Abreise von Paris einen ziemlich langen Brief geschrieben, den er jedermann zeigte, um sich mit den Gesinnungen Ehre zu machen, die er, wie jedermann bekannt war, gegen mich hatte. Ich mag alle die schmeichelhaften Sachen, mit denen der Brief des Cardinals du Perron angefüllt ist, nicht anführen. Was ich davon sagte, hatte keine andre Absicht, als zu zeigen, daß ich, Dank sey es dem Himmel, niemals jenem bitteren und heftigen Eifer Raum gab,



den der Unterschied der Religion einflößt. Die Aenderung der Meinigen war ein Punkt, von welchem die Cardinäle den du Perron immer unterhielten, als von einer Sache, die sie alle mit gleicher Begierde wünschten. Der Cardinal Aldobrandini sagte ihm verschiedne Male, er lese keine Messe, ohne sich meiner bey'm Memento zu erinnern. Der Pabst redete bey'nah in den gleichen Ausdrücken mit ihm, als Bethüne ihn zu seiner Audienz aufführte. Er unterhielt sich mit ihm lange von mir, und besonders von den Mitteln, durch die man meine Bekehrung, wie er es mit dem Römischen Ausdruck hieß, bewirken konnte. Es ist ziemlich befremdend, daß die Gerechtigkeit, die ein Minister für seine Uneigennützigkeit und die Redlichkeit seiner Absichten von seinen Landsleuten nicht erhalten kann, ihm von Ausländern erwiesen wird, die so viele Ursache haben, ihn zu hassen. Aus dem gleichen Tone redete du Perron, nachdem er mir die Wünsche der übrigen Cardinäle angezeigt hatte, in seinem eignen Namen von dem Eifer, mit welchem er wünsche, daß ich mich vollends mit Leuten verbinden möchte, die mir sehr gewogen wären: „Indem ich, sind seine  
 „Worte, nicht mehr Freunde zu Genf, als zu  
 „Rom hätte.“

Eben so sehr freute es mich, daß er meinem Bruder das Zeugniß gab, er habe das Herz der Italiäner so ganz gewonnen, „daß seit hundert  
 „Jahren, wie er sagte, kein Französischer Edelmann sich so viele Achtung in ganz Italien er-

„worben hätte.“ \*) Er redete mit den größten Lobsprüchen und mit dem lebhaftesten Dank von der Höflichkeit, die ihm Bethüne dadurch erwiesen hatte, daß er ihm neun Meilen weit mit einer sehr ansehnlichen Gesellschaft von Französischem und Römischem Adel entgegen gieng, da er sich der Stadt näherte.

Der König hatte seinen Cardinälen vor allen Dingen eingeschärft, sie sollten das nicht aus den Augen verlieren, was das Interesse der Nation bey der vorzunehmenden Wahl eines neuen Papsts von ihnen fodre. \*\*) Dieser Befehl ward noch einmal wiederholt, als man aus den Briefen, die ein zweyter, den 20. März von Rom zu Paris angekommener, Courier überbrachte, vernahm, daß das Conclave, wegen der grossen Menge derer, die sich um die dreysache Krone bewärben, und die man in der That alle derselben würdig fände, allem Anscheine nach, ein wenig stürmisch seyn würde. Gleichwol wurde diese Schwierigkeit so leicht und so geschwinde gehoben, daß der Heil. Stul, zwey Tage nach der Ankunft dieses Couriers, d. i. Freytags den ersten April, Abends um

---

\*) Dieses Lob scheint nicht übertrieben zu seyn. Matthieu nennt den Grafen von Bethüne, da er von den Diensten redet, die derselbe dem König zu Rom leistete, einen grossen Mann für diesen Hof Tom. 2. Liv. 3. S. 681. Siri redet allenthalben in den gleichen Ausdrücke.

\*\*) Die Begebenheiten in diesen zweyen auf einander folgenden Conclaven findet man bey Matthieu. ebend. S. 698. und bey andern Geschichtschreibern.

um acht Uhr, mit dem Cardinal von Medizis, welcher sonst der Cardinal von Florenz hieß, und den Namen Leo XI. annahm, besetzt wurde. Die auf einen mit der Königin in Blutsfreundschaft stehenden und ihren Namen führenden Mann gefallne Wahl, zeigt deutlich genug, daß Se. Allchristliche Majestät viele Freunde unter der Italienischen Nation hatte. \*) Auch bezeigte der König öffentlich seine Freude darüber, als die Nachricht gen Paris gebracht wurde, und befahl, jedermann sollte Antheil daran nehmen. Er schrieb mir, ich sollte seine Artillerie nicht sparen, und die nöthigen Befehle ertheilen, daß das Beyspiel, das ich zu Paris gebe, in meinem Gouvernement, und in dem ganzen Königreich befolget würde. Der Bischof und der Gouverneur von Paris, der Präsident von Bellievre, der Generaladvokat und der Generalprocküreur, die Bischöfe und die übrigen öffentlichen Personen durch das ganze Königreich erhielten, nach ihren verschiednen Bedienungen, Befehl, das Te Deum singen, Freudenfeuer anzuzünden zu lassen, u. s. w. Man kann sagen, daß die Erhöhung eines Pabstes noch nie mit größern Ehrenbezeugungen gefeyert worden war. Alleins dieß war nicht im Stande, die Regierung Leo XI. um einen Augenblick zu verlängern, welcher nur noch wenige Tage nachher lebte, und

---

\*) "Die Wahl des Pabsts Leo XI. sagt du Pleffis Mornay boshaft, hatte den König dreihunderttausend Thaler gekostet." Vie de du Pleffis Mornay, Liv. 2. S. 305.



vielleicht, gerade da man ihm diese Ehrenbezeugungen in Frankreich erwies, bereits todt war. \*)

Sein Nachfolger tröstete Sr. Majestät zum Theil über seinen Verlust. Es war Paul V. der ehemalige Cardinal von Borghese. Zwo Sachen dienten zu seiner Erhebung: einmal die Gunst der Französischen Nation, die sie ihm durch ihre Cardinäle bewies; und hiernächst seine eignen Verdienste. Da er sein Glück diesen zu danken hatte, so erwartete man hiinwiederum von ihm eine glückliche und diesen Erwartungen entsprechende Regierung. Ganz Europa konnte nunmehr das Ansehn nicht länger bezweifeln, das Heinrich sich bey den Italienern erworben hatte, da zwo Personen nach einander, wenn ich so sagen darf, von seiner Hand auf den päpstlichen Thron waren erhoben worden. Er fühlte dieß mit der lebhaftesten Freude selbst: Und diese zeigte er dadurch, daß er unmittelbar nachdem die Nachricht von der neuen Wahl zu Fontainebleau, den 25. März, Abends um zehn Uhr, ankam, die gleichen Befehle ausfertigen ließ, die er neulich bey Leo XI. Erhebung gegeben hatte, nur daß keine Freudenfeuer angezündet wurden. Der König gab denen, die diese Ausnahme hätten übel nehmen können, selbst folgenden Grund dafür an; jene Ehre sey dem Cardinal von Florenz nur deswegen wiederfahren,

---

\*) Er ward bey der Rückkehr von der Prozeßion nach St. Johann Lateran, mit welcher ein neuer Pabst Besitz von seiner Würde nimbt, den 17. April von einer Krankheit befallen, und starb den 27.

weil er ein Avertwandler der königlichen Familie gewesen wäre. Sonst ward nichts unterlassen, und der König wohnte der Abfingung des Te Deum, die er zu Fontainebleau veranstaltete, persönlich bey. Ich erhielt bey dieser Gelegenheit von dem König, wegen meiner verschiednen Bedienungen drey blosse Ceremonienbriefe von gleichem Datum, auch schrieb er einen sowol an mich, als an den Canzler und an Sillery gerichteten Aufsatz, in Form einer Erzählung, von allem, was in dem Conclabe vorgegangen war.

Paul V. betrog die Erwartungen nicht, die man sich von seiner Regierung gemacht hatte. Der römische Staatsrath schien sich in allem nach den Gesinnungen Clemens VIII. zu richten. Man trug dem Barbarini, welcher als Nunzius nach Frankreich geschickt ward, nichts anders auf, als was man dem Cardinal Bufalo aufgetragen hatte; und er erhielt sowol von dem Cardinal Aldobrandini, als von Sr. Heiligkeit selbst Befehl, sich wegen alles dessen, was er zu thun oder zu bitten hätte, nur an mich zu wenden. Ich weiß nicht, was der Cardinal von Bufalo zu meinem Vortheil gesagt haben konnte: denn nur er kann der Urheber dieses Rathes seyn, daß man sich immer allein meiner, vor so vielen andern Personen aus, bedienen sollte, welche die Ergebenheit gegen den Heil. Stuhl bis zur knechtischen Unterwürfigkeit trieben. Mein Bruder meldete mir, ich könne gegen die Dienste, die dieser Cardinal mir erwiesen hätte,

nicht erkenntlich genug seyn, noch seine Freundschaft lebhaft genug erwiedern.

Dieser Brief meines Bruders ist vom 12. November; denn damals war er noch zu Rom, ungeachtet er unmittelbar nach der Einweihung des neuen Pabstes nach Frankreich zurückzukehren gedacht hatte. Allein neue Befehle hielten ihn zurück, und er verreiste nicht eher, als einige Tage nach diesem Brief. Der H. Vater bedauerte dieß so sehr, daß mein Bruder genöthigt war, ihn zu bitten, er sollte nicht, wie er sonst entschlossen war, an den König schreiben, daß er ihn noch zu Rom lassen sollte. Er hatte jenes zurückhaltende, furchtsame, und vielleicht ein wenig allzu kalte Wesen abgelegt, welches er bey'm Anfange seiner Gesandtschaft zeigte. Sobald er sich einmal an den Ton des römischen Hofes gewöhnt hatte; so verwandelte sich jenes Wesen in eine weise Zuversichtlichkeit, die ganz den glücklichen Erfolg hervorbrachte, welchen er in den Geschäften nur hoffen konnte, die er zu behandeln hatte. Der Pabst fuhr auch nach seiner Abreise fort, ihm die größte Ehre erweisen zu lassen. Er befahl, man sollte ihn in allen Städten seines Gebiets, durch die er reisen würde, mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen empfangen und bewirthen. Ungeachtet ich dieses nur auf meines Freundes, des Cardinal du Peron's Wort erzähle, welcher es für seine Pflicht hielt, diesen Brief, betreffend die Abreise meines Bruders von Rom, an mich zu schreiben; so sag ich doch mit desto größrer Zuversicht, weil dieser



Cardinal das gleiche an den König schrieb, und ihm vorstellte, er könne nichts bessers thun, als Bethune in seinem Conseil bey den auswärtigen Geschäften, besonders in Absicht auf Italien, eine Stelle einräumen, weil niemand eine genauere Kenntniß von diesem Land hätte \*).

Du Perron dankte mir in diesem Briefe dafür, daß ich bey dem König seine Parthey gegen diejenigen genommen habe, welche ihn um die Großalmoſenierstelle zu bringen gesucht, die man ihm neulich versprochen hatte, so wie noch für einige geringe Dienste, die ich seinem Bruder geleistet hatte. Am Ende war noch ein Artickel beygefügt, der den la Fin betraf. Dieser Mann, welcher in des Marschalls von Biron Prozeß so oft vorkömmt, hatte wegen seines natürlichen Leichtsinns, Frankreich verlassen, und die protestantische Religion angenommen. Der König, der ihn, so wie alle, die ihm einmal Unlas zum Mißtrauen gaben, beobachtete, ließ ihn in Italien festsetzen, und in den Thurn de Ronne einsperren. La Fin wandte sich an den Cardinal du Perron, welcher ehemals sein Freund gewesen war, und bat ihn, er sollte ihm wenigstens die Gnade auswirken, daß man ihn nach Frankreich kommen ließe, und ihm da

---

\*) Selbst der Cardinal von Ossat, ungeachtet er, allem Anschein nach, mit Sully's Betragen gegen ihn nicht sehr zufrieden ist, redet doch sehr vortheilhaft von diesem Gesandten in seinem Schreiben an den König, vom 10. Dezember 1601, in einem andern an Willersi vom 2. Dezember 1602. u. a.

den Prozeß machte, wenn er schuldig wäre, oder ihn wieder auf freyen Fuß stellte. Das war die Gnade, um welche du Perron für la Fin bey dem König bat.

Der bemerkenswürdigste Brief, welchen ich von der andern Seite des Gebürges erhielt, ist derjenige, den der Pabst mir selbst zu schreiben geruhete. Ich werde bloß den Inhalt dieses Breve hieher setzen, weil er ziemlich weitläufig ist. Da es den Anschein hatte, als ob der H. Vater mir meines Bruders wegen schriebe, so fängt er mit den stärksten Lobsprüchen seines Betragens, seiner Frömmigkeit, seiner Klugheit, seiner achtungsvollen Höflichkeit gegen alle Cardinäle und gegen ihn selbst an, da er nur noch diese Würde bekleidete. Hierauf kommt der H. Vater auf seinen Verdruß darüber, daß die Schwierigkeiten, welche ich meiner Bekehrung entgegensezte, ihn hindern, sich seiner Freundschaft gegen mich so frey zu überlassen, als er es gewünscht hätte, und seine Frömmigkeit und sein Eifer geben ihm tausend Beweggründe an die Hand, um mich zu der Religionsänderung zu bereden. Er versichert mich, wenn sein Amt ihn nicht zurückgehalten hätte, so wäre er geneigt gewesen, ohne Bedenken nach Frankreich überzugehen, und selbst hieran zu arbeiten. Er stellt mir das Beyspiel der alten Grafen von Flandern, meiner Ahnen, und namentlich des St. Alpin von Bethune vor, für welchen ich, wie man ihm gesagt, eine besondre Ehrfurcht hätte. Er fügt diesen noch die Beyspiele der ersten

Heiligen Frankreichs und seiner erlauchtesten Könige bey, wobey er dann ganz ungezwungen auf das Lob des jetztregierenden Königs kam. Mit diesem ist das Lob Clemens VIII. verbunden, bey Anlaß aller der Dienste, die ich diesem Pabst geleistet hätte, für welche er mir, so wie für alle Gefälligkeiten, die ich seinen und seines Vorfahren Legaten und apostolischen Nunzien erwiesen hätte, mit vieler Wärme dankt. Dieses Breve, welches voll der nachdrücklichsten Ermahnungen ist, endigt mit den eifrigsten Bitten und Wünschen.

Ich beantwortete ein so verbindliches Schreiben nach Schuldigkeit. Ohne den Punkt der Religionsänderung zu berühren, begnügte ich mich, die Tugenden und die grossen Eigenschaften Sr. Heiligkeit zu erheben, Sie meines Gehorsams, meiner Begierde, Ihr zu dienen, und des Eifers zu versichern, mit dem ich Ihr nützlich zu seyn wünschte. Dank für die gegen mich geäußerten Gesinnungen, und Wünsche für ein beständiges Wohlergehen sind der ganze Inhalt meines Briefs, in welchem ich, ohne daß ich meine Religion dabey interessiert glaubte, alles das geschrieben hatte, was man der Würde unabhängiger Fürsten, und besonders der Würde, die eine ganze Religionsparthey dem Pabst beylegt, schuldig ist. Ich machte mir also kein Bedenken, mich des Ausdrucks zu bedienen, daß ich Sr. Heiligkeit die Füße küsse, der meinen Glaubensbrüdern ohne Zweifel nicht gefallen hätte. Wirklich sagte Paul V. da er meine Antwort erhielt, öffentlich, er schmecke jetzt eines



der größten Vergnügen, daß er seit seiner Gelan-  
gung auf den päpstlichen Thron gehabt hätte. Er  
las ihn dreymal nach einander, schrie, ich erwei-  
se ihm zu viel Ehre, lobte den Stil, die Wendung  
und den Ausdruck desselben sehr, und sagte noch  
überdas, meine Lobsprüche rauben ihm einen Theil  
derjenigen, die er mir hätte geben wollen. Er  
war schon entschlossen, mir durch ein zweytes Bre-  
ve zu danken; du Perron selbst mußte sich dieser  
übertriebenen Zuneigung widersetzen, welche ihm  
nachtheilig seyn könnte. Dieser Cardinal war ein  
Augenzeuge der Freude des H. Vaters; denn weil  
mein Brief französisch geschrieben war, so rufte  
man ihn herbey, um denselben zu verdolmetschen.  
Du Perron blieb noch einige Zeit zu Rom; allein  
dieser Aufenthalt verursachte ihm gewaltigen Auf-  
wand. Er meldete mir, seine Reisen, die Unko-  
sten bey den zweyen Conclaven, das Hausgeräthe und  
die Kleidung für ihn und seine Bedienten kommen  
ihm seit einem Jahr über zwanzigtausend Thaler zu  
stehn. Da diese Ausgaben ihn ganz erschöpft hat-  
ten, so bat er mich, ich sollte die Pächter seiner  
Abtey Lire, die ihm ihre Pachtgelder, unter dem  
Vorwand eines Schlusses vom Staatsrath, wel-  
cher die Rechte betraf, die er über gewisse Wal-  
dungen hatte, nicht bezahlen wollten, zur Bezah-  
lung derselben anhalten.

Ganz Italien fieng jetzt allgemach an, die günsti-  
gen Gefinnungen des H. Stuls gegen Frankreich  
anzunehmen, den Herzog von Savoyen aus-  
genommen, welcher sich noch nicht von der spanischen

Staatskunst hatte freymachen können, wie man dieß aus den neuen Ränken sieht, die ein gewisser Chevalier dieses Jahr auf des Herzogs Befehl spielte. Was Spanien betrifft, so unterhielt Frankreich mit ihm, wie bisher, noch immer einen Frieden, der voll Verdacht und gegenseitiger Klagen war.

Da die zwischen diesem Hof und den vereinigten Provinzen angefangnen Unterhandlungen keinen Erfolg gehabt hatten; so fieng man die Feindseligkeiten wieder an, sobald die Bitterung erlaubte, sich ins Feld zu begeben. Der König von Spanien ließ die Schweizer um den Durchgang durch ihr Gebiet für die Truppen ersuchen, die er nach den Niederlanden schickte, damit sie nicht den Weg über die Brücke zu Gressins nehmen müßten, welcher sie sehr versäumt haben würde. Er erbot sich, um dieß Gesuch zu erhalten, er wolle nicht mehr, als zwanzig Mann auf einmal, und in allem nicht mehr, als zweytausend abschicken, denen er aber noch tausend beyfügte. Da der König diese Nachricht von Caumartin erhielt; so dachte er, wenn Spinola, der diese Truppen kommandierte, den gleichen Weg nähme, so würde es dem Prinzen Moriz nicht unmöglich seyn, sich der Person dieses Generals vermittelst einer Parthey von französischen Reutern, wenn er seine Zeit gut wählen würde, zu bemächtigen: „welches, wie Heinrich sagte, so viel werth gewesen wäre, als ein Sieg.“ Er schrieb mir, ich sollte diesen Einfall dem Aersens mittheilen, damit er durch dieses Mittel dem Prin-

zen von Dranien bekannt gemacht würde. Allein man vernahm beynahe zu gleicher Zeit durch einen spanischen Courier, welcher am Ende des Märzmonats nach Flandern gieng, daß Spinola seinen Weg geändert habe, und in drey bis vier Tagen zu Paris ankommen würde. Dieses änderte die Sache so sehr, daß Se. Majestät sich jetzt im Gegentheil verpflichtet glaubte, seine Reise sicher zu stellen, so lange er sich auf französischem Boden befände. Da Spinola um die Ehre bat, bey dem König zur Audienz gelassen zu werden; so bildete sich Heinrich ein, dieser General habe ebenfalls den Auftrag, ihm einige neue Vorschläge zu thun. Diese Folgerung sah ich nicht ein, und erwiderte dem König, als er mit mir darüber redete, Spinola habe, da er den kürzesten und sichersten Weg, nämlich über Paris, nehmen zu müssen geglaubt, zu gleicher Zeit gedacht, es sey seine Pflicht, dem König seine Ehrfurcht zu bezeigen, und er würde sicherlich nur von allgemeinen Sachen reden, wenn er gleich vielleicht in Flandern das Gegentheil vorgeben würde; und der Erfolg bewies, daß ich recht geurtheilt hatte.

Spinola theilte seine Armee in zwey Theile. Den einen gab er dem Grafen \*) von Duquoy, welchen er zwischen Köln und Bonn über den Rhein gehn, und nach der Hand Verschanzungen in dieser Gegend aufwerfen ließ, um andern Truppen den Uebergang zuverwehren. Was für Absich-

---

\*) Karl von Longueval.



ten die Spanier auch immer bey diesem Unternehmungen haben mochten; so mußte es die deutschen Fürsten gewiß aus ihrer Schlaffsucht erwecken. Den übrigen Theil der Armee, den Spinola selbst behalten hatte, führte er gegen Frießland, wo ihm die Armee der Allirten lange zur Seite war. Das Gerüchte, welches sich im Julius von dem Tod dieses Generals verbreitete, war eben so unbegründet, als dasjenige, welches im September gieng, er sey geschlagen worden. Man sah voraus, daß er auf Linghen losgehn wollte, ungeachtet dieß ein sehr halibarer Platz war, und wirklich näherte er sich demselben und berennte ihn. Vermittelst eines Dammes, den Moriz durchstach, ward Spinola in seinen eignen Quartieren beynahel belagert, und seine Laufgraben dermassen überschwemmt, daß man glaubte, er werde in kurzem seine Unternehmung aufzugeben genöthigt seyn, in welchem Falle der Prinz das Fort Patience belagern wollte, und einzubekommen hofte. Allein Linghen ergab sich dessen ungeachtet im September. Dieß war alles, was in diesem Feldzuge vorgieng. Spinola befand sich den 23 September noch vor dem eroberten Plage, und dachte weiter auf nichts, als denselben sicher zu stellen. Auf beyden Seiten hatten die Truppen sehr abgenommen. Der Prinz von Oranien versorgte auf seiner Seite die Forts Coerden und Breton, welche Frießland bedekten und sicherten. In dieser Zeit hatte du Terrail an der Spitze eines Sulkurses, den ihm Spinola zugeschickt hatte, Bergozoom angegriffen und überg

rascht, allein er wurde mit einigem Verluste zurückgeschlagen.

Dü Terrail war ein französischer Offizier von der aufrührerischen Parthey, welcher gut gefunden hatte, sich nach Antwerpen zu flüchten, und seine Dienste den Erzherzogen anzubieten. Gleichwol war es nicht dieß, worüber der König so unzufrieden war, ungeachtet dü Terrail ihm in einem Brief, den er ausdrücklich deswegen an den König schrieb, versprochen hatte, er wolle nichts seiner Pflicht zuwiderlaufendes thun: sondern darüber war er aufgebracht, daß er Dünnos, den jungen Rangis und Chef-Boutonne verführt hatte, die, dem Gerüchte nach, im Begriff standen, mit einer ganzen Kompagnie zu ihm überzugehen. Man hielt in der Folge einen Bedienten des dü Terrail an, welcher mit einem Pak Briefe, die aber alle sehr unbedeutend waren, nach Auberigne gehn wollte. Er suchte seine Gattin zu bereden, daß sie nach Antwerpen kommen möchte, indem er die gute Behandlung, die ihm daselbst wiederfahren war, sehr rühmte. Ein ähnliches Beispiel hatten bereits in dem verstorbenen Jahre St. Denis — Mailloc und einige andre Edelleute gegeben, indem sie den Erzherzogen ihre Dienste anboten; worin sie aber sicherlich weder als gute Politiker, noch als gute Unterthanen handelten.

Doch dieß war noch die geringste Klage, die der König gegen Spanien führen konnte. Die Unversügung, die diese Krone seinen unruhigen Unterthanen angedeihen ließ; der Antheil, den sie

an den Versammlungen derselben in Limosin und Perigord genommen, und die Unternehmungen, die sie mit denselben auf die Städte und Küsten von Provence verabredet hatte, waren Klagen von weit größserm Belange. Allein nach reifer Ueberslegung der Sache glaubte der König doch, er müsse sich die Mühe ersparen, unnütze Vorwürfe zu machen, indem er so billig war, zugestehn, er habe den Spaniern selbst Anlaas zu Gegenwürfen gegeben. Ja er war noch gewissenhafter, als sie vielleicht selbst nach dem Borgesallnen erwarteten, indem er den neulich mit ihnen geschlossnen Handelstraktat genau beobachtete. Der Capitain Yvon führte ein spanisches Schiff nach Rochelle, welches sich für ein Niederländisches und dem Prinzen von Oranien angehöriges bekannte. Die Einwohner dieser Stadt hielten es für ihre Pflicht, dem König Nachricht davon zu geben, welcher in seiner Antwort ihr Betragen lobte, ihnen den hiehergehörigen Artikel des Traktats anführte, welcher sehr deutlich war, und Spanien die gleiche Genugthuung in dieser Sache geben ließ, als wenn es dieselbe durch seinen Gesandten hätte fordern lassen.

Der Staatsrath zu Madrit wußte eben so wenig, welchen Ton er gegen uns annehmen sollte. Auf der einen Seite trieb ihn sein natürlicher Stolz und auf der andern das Gefühl seiner Ohnmacht und die Empfindung, wie unentbehrlich wir ihm seyen. Dieser Geist leitete die Spanier in allen ihren Handlungen und vermochte sie bald zuversuchen, ob sie uns von den Holländern abziehen



könnten; bald sich bitterlich zu beklagen, daß wir uns unter dem Scheine friedlicher Gesinnungen in der That doch als wahre Feinde gegen sie betrügen; und endlich sich zu stellen, als ob sie mit England in der innigsten Verbindung stehen: allein keiner von allen diesen Ränken glückte ihnen. Der König, dem die Kenntniß seiner Stärke ingeheim Muth machte, spottete ihrer Drohungen, und ich besonders kannte die Denks-, und Gemüthsart des Königs von England allzuwol, als daß ich hätte glauben können, er werde mehr für sie thun, als er für uns hatte thun wollen.

Ueberdas fiengen sie die Sachen bey Sr. brittischen Majestät so verkehrt an, daß sie nicht einmal diesen Anschein lange unterhalten konnten. Denn da es ihnen unmöglich war, lange in einem Lande zu bleiben, ohne in demselben bald Spuren von dem ränkevollen Geist zu hinterlassen, dessen sie sich durch ganz Europa bedient hatten; so erhielt Jakob Nachricht von einigen geheimen Meutereyen, die sie in seinem Gebiete anzettelten, und dieses brachte ihn in die größte Wuth. Mehr bedurfte es nicht, um diesen Monarchen an den ersten Traktat zu erinnern, den er mit mir geschlossen, aber bereits in dem nächsten Jahre darauf, aus jenem schlimmen Vorurtheil, von welchem ich oben geredet, er könne der Vermittler eines Friedens werden, oder vielmehr aus wahrer Furcht, verletzt hatte. Beaumont, der seine Stelle bald niederlegen wollte, erstaunte nicht wenig darüber, daß

Jakob ihn von selbst auf diese Materie führte, und daß er aus einem ganz andern Tone davon redete, als gewöhnlich. Er übergab ihm Briefe an Heinrich und mich, gab ihm zuverstehn, wovon die Rede sey, und sagte ihm noch mündlich, er sollte bey seinem Herrn, wenn er ihm von seiner Gesandtschaft Rechnung gäbe, auf denjenigen Artikel jenes Traktats einen besondern Nachdruck legen, welcher die Sukzession in der deutschen Kayserwürde betraf. Auch in seinem Brief an Heinrich hatte Jakob sich am längsten bey diesem Punkt aufgehalten. Er ermahnte ihn, sich von diesem Augenblick an mit ihm zu vereinigen, um zu bewirken, daß die Churfürsten, noch vor dem Absterben des regierenden Kayfers wieder könnten in den Besitz der freyen Wahl, und ihrer übrigen Rechtsamen eingesetzt werden, und daß sie sich derselben bedienen möchten, um jedem Sohn, Bruder, oder auch selbst jedem entfernten Anverwandten Sr. kayserlichen Majestät, den Weg zu dieser Würde dadurch zuverschließen, daß sie die Ernennung eines von ihnen zum römischen König hinderten, endlich sollte er sie zubewegen suchen, daß sie den Schluß abfaßten, der ihm bestimmte Nachfolger, wer er auch seyn möchte, sollte von allen Ansprüchen auf das Königreich Böhmen abstehn.

Als Beaumont bey seiner Rückkehr nach Paris den Auftrag vollzog, den ihm Se. brittische Majestät gegeben hatte; sagte er zum König, er habe einen Brief von jenem Monarchen an mich, den der König öfnete, weil ich mich gerade damals

zu Chatellerault befand. Er wollte hierauf einen Versuch machen, ob diese neue Politik an seinem Hof Anhänger fände. Er eröffnete diese Gedanken des Königs Jakob, die Kaiserwahl betreffend, einigen von seinen Ministern, zwar nicht gänzlich, sondern nur als eine Sache zur Berathschlagung; und noch weniger ließ er sie den kleinsten Theil von seinen grossen Entwürfen vermuthen. Allein er fand bey diesem Anlaß keine Schmeichler. Alle bezeugten, sie wissen nicht, was sie auf diesen Einfall antworten sollten, so träumerisch und unvernünftig scheine er ihnen. Heinrich hütete sich nunmehr wol, weiter zu gehn. Er wartete auf meine Rückkunft, um sich mit mir darüber zu unterreden; allein da diese Unterredung zum Theil einige besondere Umstände betraf, welche Sr. Majestät so wichtig schienen, daß Sie mir einen Eid abforderten, niemanden nichts davon zu entdecken; so schließt mir dieser Eid auch jetzt noch den Mund \*).

Der

---

\* ) Dieses Geheimniß betraf, wie ich vermuthet, wenigstens zum Theil, die Ungewissheit, in welcher sich Heinrich, dem Scheine nach, einige Zeit befand, ob er sich nicht selbst zum Kaiser wollte erklären lassen. Er hielt sich sogar verpflichtet, diesen Gedanken seinen drey Ministern vorzulegen, die er eines Tages zusammen kommen ließ, um sie über diese Sache reden zu hören. Dieß meldet uns das vol. 8474. der Handschriften der königlichen Bibliothek, wo diese Berathschlagung umständlich erzählt wird. Es ist etwas besonders, daß diese drey Personen beynahe in keinem Punkt gleicher Meinung waren. Der eine gab ihm den Rath, er sollte sich zum Kaiser ernenn-



Der König las mir den Brief selbst vor, den er mir von Seiten des englischen Monarchen übersenden sollte. Dieser gab mir in demselben Nachsicht von dem Vorschlag, den er dem Grafen von Beaumont eingeschärft hätte, dem König zu machen. Er stellte mir vor, wie sehr es meine Pflicht sey, ihn in einer Sache zu unterstützen, welche, so allgemein sie auch immer wäre, doch in einer unmittelbaren Verbindung mit den Betrachtungen stehn, worauf ich ihn geführt hätte; so daß ich nicht zweifeln konnte, der politische Plan, den ich ihm vorgelegt hatte, mache von Zeit zu Zeit den

nen lassen; der zweite mißrieth es ihm; und der dritte, welcher dem Haus Oestreich noch stärker erwieben war, wollte ihn bereden, daß er sich zu Gunsten des Erzherzogs Mathias verwenden sollte. „Der König, sezt der Autor hinzu, welcher diesem legtern aufmerksam zugehört hatte, stand nunmehr auf, öfnete ein Fenster, um Luft zu schöpfen, richtete Augen und Hände gen Himmel, und sagte ganz laut: Gott wird in meinem Herzen, wenn es ihm gefällt, die Entschliessungen hervorbringen und ausbilden, die ich in Absicht auf alle eure Höfe fassen soll, und die Menschen werden sie ausführen. Leben Sie wol, meine Herrn, ich muß spazieren gehn. Und so endigte sich diese Unterreduna. „ Ungeachtet jener Gedanke seinen grossen Entwürfen nicht schlechterdings zuwider war; so kann man doch mit ziemlichem Grunde daran zweifeln, daß er ihn wirklich gehabt habe. Es ist leicht möglich, daß er, laut einer bloß mit dem Herzog von Sully getroffenen Abrede, sich nur so gestellt hat, um seinen Staatsrath wegen seiner starken Kriegsrüstungen irre zu machen. Der französische Gesandte zu London soll ihm, nach Siris Bericht, diese Sache in den Kopf zu setzen gesucht haben, ebend. S. 166.

stärksten Eindruck auf ihn. Ich übergehe die Versicherungen der Freundschaft und des Wohlwollens, mit welchen dieser Brief angefüllt war. Beaumont hatte den Auftrag, mir noch mehrere mündlich zu sagen. Er war in dem Briefe auch nicht vergessen. Sein persönliches Verdienst, und seine Einsichten in die Geschäfte erhielten in demselben ein Zeugniß, welches ihn bey seinem Herrn sehr empfahl. Wenn dieser noch nicht alle das Zutrauen kannte, das der König Jakob in mich setzte; so war dieser Brief ganz fähig, ihn davon zu überzeugen. Er schien wirklich sehr froh darüber zu seyn, und befahl mir, dasselbe mit der größten Sorgfalt zu unterhalten; ein Befehl, den ich mit vielem Vergnügen anhörte.

Nunmehr hat man den politischen Zustand von beynahе ganz Europa, Deutschland allein ausgenommen, gesehn. Vielleicht hätte ich noch einige Anmerkungen über die verschiednen Gegenden dieses letztern Landes zumachen; allein das wenige, was man in Rücksicht auf die Angelegenheiten Frankreichs davon nothwendig wissen muß, ist bereits in demjenigen enthalten, was ich oben von der Parthey der Unzufriednen in Frankreich gesagt habe. Diese Sache wird uns auf eine ziemlich weitläufige Erzählung führen, weil sie die Reise veranlaaste, die ich in diesem Jahr nach Poitou unternahm, so wie auch die, welche der König nach Limosin machte, und welche uns die vier schönsten Monate desselben raubten.

Man muß sich beynahе ein Bedenken machen,

folgende sehr natürliche Betrachtung über die Seltsamkeit einer Verbindung anzustellen, welche so viel Unruhe in dem Staat verursachte. Eine Gesellschaft, die ohne Unterschied aus Catholicken und Hugenotten besteht: diese Catholicken — Spanier, und diese Hugenotten — Franzosen: eine Parthey, die durch ein so entgegengesetztes Interesse in Bewegung gesetzt wird, daß man sich dieselbe in einem immer fortdauernden gewaltsamen Bestreben, dasselbe zu vereinigen, denken muß: ein Körper, von welchem der Herzog von Bouillon das Haupt, und Spanien die Seele ist: — schon dieser flüchtige Anblick zeigt etwas so sonderbares und ungeheures, daß es weiter nichts braucht, als dieß, um viele Leute wegen der Folgen einer so ungerühnten Verbindung zuberuhigen. Immer hab ich so gedacht; allein da jede Faktion, welche in einem beständigen Ungehorsam gegen ihren Fürsten lebt, nothwendig den größten Schaden in einem Staate stiften muß, gesetzt auch, sie sehe sich in Absicht auf ihren Hauptzwek in ihrer Erwartung betrogen; so wird man nicht läugnen, daß es einer gesunden Staatskunst gemäß sey, durch alle möglichen Mittel zu hindern, daß nicht eine solche Faktion entstehe, oder sie, wenn sie schon da wäre, zuzerstören. Die Aufrührer befanden sich in diesem Falle. Es war weder Klugheit in ihren Entschliessungen, noch viele Wahrscheinlichkeit, daß sie jemals etwas zu Stande bringen könnten, welches sehr zu fürchten gewesen wäre. Allein da man nicht gestatten darf, daß dergleichen Unternehmungen un-



geahndet bleiben, so vernachlässigte der König keine von den Nachrichten, die er erhielt. Diese wurden im Anfang dieses Jahres aufs neue wiederholt, und zwar mit noch mehrerer Stärke, als vorher. Mürat, der Untergouverneur von Risom, schrieb mir in den ersten Tagen des Märzmonats, er habe besondere Nachrichten von solcher Wichtigkeit erhalten, daß er es, wenn er gleich für die Wahrheit derselben nicht gutstehn könne, für seine Pflicht gehalten habe, sie an mich gelangen zu lassen: und damit ich desto richtiger darüber urtheilen könnte, so hatte er eben der Person, die ihm diese Nachricht ertheilt hatte, aufgetragen, mir seinen Brief einzuhändigen.

Ich fieng an, diesem Mann den Puls zu fühlen, und sah bereits aus den ersten Fragen, die ich an ihn that, daß seine Aussage eine so grosse Anzahl von Personen, selbst von den vornehmsten am Hof, in diese Sache verwickelte, daß ich, ohne weiter zugehn, glaubte, es sey der Mühe werth, die nähern Umstände in Gegenwart Sr. Majestät anzuhören. Ich schrieb also nach St. Germain, wo sich der König dießmal befand, und zeigte ihm die Namen der Personen in einer ihm allein bekannten Zifferschrift an. Heinrich kam sogleich nach Paris, um den Angeber in eigener Person zu verhören, und dieser versicherte ihn, alle diese Personen haben in den vornehmsten Städten an der Küste von Languedoc und Provence Verständnisse. Er nannte ausdrücklich Toulon, Marseille, Narbonne, Bayonne, Blaye, und einige andre: sagte, der Graf von Au-

bergne sey eben im Begriff gewesen, seinen Anschlag auf St. Flour auszuführen, als man ihn bey'm Kopf genohmen hätte; an allen diesen Ränken habe Spanien Antheil, und sie werden vers mittelst des Geldes betrieben, das diese Krone deswegen austreue. Seinem Vorgeben nach hatten die Verschwornen bereits einige tausend Pistolen von dem König empfangen, sie erwarteten noch weit mehr, und sie zählten sogar auf Unterstützung an Mannschaft, die aber die Spanier ihnen, wie er sagte, nicht eher zugestehn wollten, als bis sie sich durch Wegnahme der eben genannten Plätze und verschiedner andrer am Meere gelegner Festungen, öffentlich als Feinde des Staats erklärt hätten.

Die Glaubwürdigkeit der Worte des Angebers war wegen eines Punktes sehr zweifelhaft, welcher wahrscheinlich dem Mürat nicht entgangen war, nämlich daß er bey Calvairac, \*) in Diensten gestanden hatte, bey welchem er freylich von diesem allem konnte reden gehört haben. Allein gab er nicht Sachen, die er als bloße Möglichkeiten sagen gehört hatte, für wirkliche Wahrheiten aus? Er war von seinem Herrn einige Male ungütig behandelt worden, und ohne Zweifel hatte das Vergnügen der Rache Antheil an seinem Unternehmen. Wie stark ist nicht dieser Beweggrund, wenn er mit der Hofnung eines Gewinnstes verbunden ist,

---

\*) Johann von Eudrie, Baron von Calvairac, ein Edelmann aus Quercy.

besonders da man wußte, daß derselbe desto grösser seyn würde, je wichtiger die Sachen, die man zu eröffnen hätte, Sr. Majestät scheinen würden? Mehr bedarf es nicht, um dieselben weit über die Wahrheit hinaus vergrößern zumachen.

Als etwas weit gewisser kann ich meinen Lesern das vorlegen, was in den Synoden und den übrigen besondern Versammlungen vorgefallen war, die die Protestanten in Poitou, Saintonge, Angoumois und den benachbarten Provinzen gehalten hätten. Der Geist des Friedens war nicht das, was man in alle diese Conventikeln hineinbrachte. Neben andern sehr kühnen Berathschlagungen, die ich weglassen, war durch Mehrheit der Stimmen gutbefunden worden, man sollte des Königs Einwilligung zu einer allgemeinen Versammlung ihrer Religionsparthey begehren, ohne ihm den Gegenstand und die Beweggründe derselben zu sagen. Der König, an den dieses Begehren wirklich gelangt war, hatte ihnen ihre Bitte nicht abgeschlagen; allein nach dem Recht, das er hierzu hatte, bestimmte er ihnen den Ort, den Gegenstand und die Form dieser Versammlung, und meldete ihnen, er wolle jemanden dahin abschicken, der seine Person vorstellen sollte. Der Ort war Chatellerault, und ich derjenige, der das Interesse Sr. Majestät in dieser Synode besorgen mußte. Die Protestanten, d. h. diejenigen unter ihnen, welche den Ton angaben, hätten, wie ich glaube, eine abschlägige Antwort lieber gehabt, als eine solche Bewilligung. Sie sagten unter einander; wenn ich den Titel



eines Repräsentanten Sr. Majestät mit der Gewalt des Gouverneurs der Provinz verbände, in welcher die Versammlung gehalten werden mußte; so würde nichts im Stande seyn, sie dem Einfluß des Ansehns zu entziehen, welches ich mir darinn anmassen würde. Man wird leicht glauben, daß meine Glaubensgenossen mich in diesen Augenblicken weniger schonten, als den verhaßtesten Catholiken.

Die Anführer unter dieser Parthey faßten nunmehr den Entschluß, eine neue Bittschrift einzugeben, die von wenigstens zwey bis dreyhundert Personen unterzeichnet wäre, in welcher sie dem König sagen wollten, sie bitten ihn, aus stärkern Gründen, als diejenigen gewesen wären, die sie vermocht hätten, eine Versammlung zu wünschen, daß er dieselbe auf eine andre Zeit verlegen möchte. Seitdem man dem König von diesem Entschlusse der Reformierten Nachricht ertheilt hatte, erwartete er immer den Empfang dieser neuen Bittschrift, und er fragte mich in einem Briefe, den er mir unterm 30. März von Fontainebleau schrieb, um Rath, was er in diesem Falle zu thun hätte. Ich hatte die gleichen Nachrichten alle ebenfalls bekommen, so wie der König, und hatte mir überdas die größte Mühe gegeben, die wahre Lage der Sache kennen zu lernen, wobey mir die Reise nicht wenig half, die ich verwichnes Jahr nach Poitou gemacht hatte. Ich fand aber nichts durchaus zuverlässiges, als daß die drey oder vier Häupter der Parthey, die ich schon so oft genannt,

viele Bewegungen gemacht hatten, aber mit so wenigem Erfolge, daß ich nicht glauben konnte, daß man in dieser Versammlung von allen diesen eiteln Bemühungen, welche ohne fremdes Zuthun zu Wasser wurden, viel würde zu befürchten haben. Ich wage es nicht, zu sagen, daß meine Briefe und Reden, nebst der übrigen Mühe, die ich nahm, bey den, am wenigsten durch Vorurtheile geblendeten, Mitgliedern der Parthey, viel dazu beygetragen haben, der Sache diesen Gang zu geben. Dieß ist der Hauptinhalt des Rathes und der Antwort, die ich dem König nach seinem Begehren gab.

Gewiß ist wenigstens dieß, daß man von dieser zweyten Bittschrift, von welcher man ein so großes Geschrey gemacht, nicht weiter reden hörte, und hieraus konnten Se. Majestät leicht urtheilen, von welchem Schlag alles übrige wäre. Allein noch im Anfang des Aprills bekam er unaufhörlich eine so grosse Anzahl von neuen, so dringenden, und dem Scheine nach so bestimmten, Nachrichten, daß er sich von dem Strome fortreißen ließ. Die Protestanten, sagte man, und diese Nachricht erhielten wir aus dem Munde des ersten Präsidenten zu Toulouse, und von tausend andern Personen in Guyenne; die Protestanten hätten in dieser Provinz und in Languedok die beleidigendsten Reden gegen Se. Majestät geführt: sie hätten, setzte man hinzu, sich entschlossen, eine Deputation abzuschicken, welche auf die Aufhebung der zu Chatellerault angeordneten Versammlung dringen sollt.

te. Ein zweyter Brief, datirt Donstags den 7. Aprill, meldete mir, ich sollte den folgenden Tag nach dem Osterfeste zu ihm kommen, und ihm helfen, einen Entschluß, in Absicht auf diese neuen Briefe, abfassen, zu gleicher Zeit dem Empfange der hugenottischen Deputierten beywohnen, und ihnen endlich den Willen des Königs in demjenigen Ton eröffnen, in welchem es sich für Se. Majestät schickte, mit Unterthanen zu reden, welche ihm eben gewissermassen Befehle vorgeschrieben hätten. Wahr ist, daß der König, wenn er dieß letztere selbst hätte über sich nehmen wollen, nicht im Stande gewesen wäre, es zu thun. Im Lauffe dieses ganzen Monats hatte seine Gesundheit verschiedne kleine Anfälle von Podagra gelitten, welche ihn nöthigten, seine Zuflucht zu einem Mittel zu nehmen, bey welchem er sich immer gut befunden hatte, nämlich zu einer strengen Diät, welche er in den ersten Tagen des Maymonats beobachtete. Von dem ganzen Staatsrathe befand sich niemand bey ihm, als Sillery, den er nicht für tüchtig hielt, eine solche Rolle zu spielen.

Ich nehme dieß alles aus dem Schreiben des Königs her, in welchem er mir zuletzt noch sagte, er wolle mich sogleich wieder nach Paris zurückkehren lassen, wenn dieß Geschäfte beendigt wäre. In meiner Antwort, die ich, in Erwartung des nach seinem Willen zu meiner Abreise bestimmten Tages, an ihn schrieb, stellte ich ihm zwei Sachen vor, welche, meines Erachtens, unwidersprechlich waren: nämlich, wenn er das nicht glauben wolle,



was doch zuverlässig wahr sey, daß die Nachrichten, die ihm als grosse Geheimnisse, oder mit so viel Geräusch, mitgetheilt wurden, weiter nichts seyn, als ein Geschrei von Leuten, welche man in den Provinzen ausdrücklich dafür bezahle, so thue er sehr unrecht, daß er seine Ruhe stören lasse, da er doch Mittel in den Händen hätte, wodurch er die Aufrührer zum Stilleschweigen bringen könnte.

Während dieser Vorfällenheiten verflochten mich meine Feinde in jenes so ernsthafte Geschäfte mit Sr. Majestät, von welchem ich im letzten Buche Nachricht gegeben habe; und man kann sich leicht vorstellen, daß Heinrich während dieser Zeit eben nicht Lust haben mochte, mich zu seinem Vertrauten, und Agenten bey den Protestanten zu wählen. Als er mir aber seine Gnade wieder zugewandt hatte, wie ich ebenfalls oben gemeldet; so sagte er zu mir: er würde durch nichts bessers zeigen können, daß er vollkommen von allem Verdachte geheilet sey, als wenn man sähe, daß er mir den Auftrag neuerdings ertheile, den er mir gleich anfangs bestimmt hätte. Ich bat ihn, er sollte die Ausübung seiner Gewalt in der Versammlung zu Chatellerault irgend einer andern Person anvertrauen, weil ich fürchten mußte, der Verläumdung, ohne mein Wissen, neuen Stof zu geben. Heinrich dachte ganz anders. Er glaubte, nach dem, was vorgegangen sey, sey er sowol mir, als den andern und sich selbst schuldig, mich öffentlich in einer Bedienung zu zeigen, in welcher

ich durch die Aufopferung der theuersten Angelegenheiten des Herzens, die er von mir erwartete, meine Unschuld vollends in das hellste Licht setzen könnte. Der König sagte mir mit vieler Güte, meine Feinde haben ihn gelehrt, gegen sie auf seiner Hut zu seyn, und also habe ich nichts zu befürchten. Nachdem er mich zweymal umarmet, und mit den gewöhnlichen Liebkosungen überhäuft hatte, ließ er mich nach Paris zurückkehren, um daselbst die Sachen so in Ordnung zu bringen, daß sie durch meine Abwesenheit nichts litten; um Aufsätze über alle die Angelegenheiten zu verfertigen, welche mit meinem Auftrag in Beziehung standen; und um selbst die Verwaltungsbefehle niederzuschreiben, die ich von der eignen Hand des Königs und nach dem Gutbefinden seines Staatsraths, schriftlich erhalten sollte.

Was den König betrifft, so kehrte er um diese Zeit nach St. Germain zurück, weil er einen Theil des Junius daselbst zubringen wollte. Es fiel ihm in den ersten Tagen dieses Monats ein Fluß auf den einen Fuß \*), den er durch die Bewegung der

---

\*) „Ich war mit meiner Gemahlin ins Arsenal gegangen, (erzählt Heinrich, von einem Anfall des Podagra) und Herr von Sully sagte zu mir: Sire, Sie haben Geld, und sehen es nicht: wie ich mich denn in der That beanüge, zu wissen, daß ichs habe, ohne ein Vergnügen daran zu finden, dasselbe zu sehn. Wir giengen in die Bastille, und er zeigte uns die Einrichtung der Sachen. Ich versichre euch, in dem nämlichen Augenblick bekam ich das Podagra, und dieß erinnerte mich an das Sprichwort: Wer das Podagra hat, der hat auch Thaler.“ Matthieu, Tom. 2. Liv. 2. S. 613.

Jagd zu zertheilen hofte, wobey er die Vorsicht gebrauchte, den Stiefel an dem kranken Theile aufschneiden zu lassen: allein kaum hatte er eine halbe Meile gemacht, als die heftigsten Schmerzen ihn nöthigten, wieder umzukehren. So lange dieselben anhielten, könnte er nichts vornehmen, wenn er auch, schrieb er mir, die Hälfte seines Reichs darüber hätte verlieren sollen. Als er wieder Linderung verspürte, so kehrte er nach Paris zurück, und bereitete sich auf eine Reise nach Monceaux, die er unternehmen wollte, sobald er alles Nöthige zu meiner Abreise in Ordnung gebracht haben würde.

Ich brachte alle diejenigen Fragen zu Papier, über die ich, in Rücksicht auf die verschiedenen Punkte meines Auftrags, als Repräsentant Sr. Majestät, Erläuterung zu bekommen wünschte. Die Beantwortung derselben sollte der Grund der Verhaltungsbefehle ausmachen, die ich mit Sr. Majestät neulich verabredet hatte. Diesen Aufsatz schickte ich an Villeroy und Fresne, welche mir denselben zwey Tage nachher mit der Beantwortung der Fragen zurücksandten, wobey sie mir sagen ließen, ich sollte zusehn, ob dieselbe vollständig wäre, und ich könnte sie in eine mir selbst beliebige Form bringen. Ich wollte zweyen Aufsätze haben, einen allgemeinem, und den andern in Gestalt einer besondern Vorschrift, die jenem angehängt werden sollte. Diese zwey Stücke schrieben mir bestimmt vor, was ich mit den Protestanten reden und handeln mußte, wie man sogleich sehen wird.



Die Versammlung zu Chatellerault schien zwar, bey dem ersten Anblick, nicht so wichtig, als sie es, sowol für den König, als für die ganze reformirte Parthey war, weil sie in keiner andern Absicht bewilligt zu seyn schien, als um das Anbringen ihrer Deputirten an Se. Majestät anzuhören, ihnen dieß Amt abzunehmen, und andre an ihren Platz zu erwählen, welches freylich keine so feyerliche Versammlung erfoderte, als die bevorstehende war. Allein wenn man die Sache genauer untersuchte, so sah man, daß der Zweck einiger von den vornehmsten Häuptern der Protestanten sey, sich dieser Versammlung zur Erweiterung ihrer Rechte und zur Erwerbung neuer Gnadenbezeugungen und Freyheiten zu bedienen. Dieses konnte der König nicht besser erwiedern, als wenn er ebensfalls diesen Anlaß benutzte, um sie auf eine feyerlichere Art zu den alten Verordnungen zurückzuführen, deren Weisheit und Nutzen man aus den Früchten erkannt hatte, die man daraus hervorkommen sah, und um denselben eine neue Stärke zu geben, statt sie auch nur im Geringsten zu verletzen: so daß die Parthey der Protestanten in Frankreich, einerseits von der Redlichkeit der Absichten ihres Königs, und andererseits von seiner Entschlossenheit seine Rechte zu behaupten, überzeugt, nunmehr endlich einmal den Entschluß fassen könne, entweder sich der königlichen Gewalt geradezu zu widersetzen, oder aufrichtig zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Dieß war der Hauptpunkt meines Auftrags.

Neben diesem hatte man mir eingeschärft, sie vornehmlich ihre Blicke auf das zu Nantes gemachte Friedensedict, als auf ein Fundamentalgesetz richten zu machen, welches ihnen zum Maasstab dienen sollte, wornach sie beydes ihr Betragen gegen den König, und das Betragen Sr. Majestät gegen sie beurtheilen könnten. Ich sollte ihnen begreiflich machen, da dieses Edict, welches so vielen Widerspruch gefunden hätte, die Grundlage ihrer Freyheit wäre, so würde man den Beweis ihrer Treue, ihres Eifers für das allgemeine Beste, und selbst der Gesinnungen, die ihnen ihre Religion einflösse, von der Genauigkeit hernehmen, mit welcher sie so gewissenhaft in den Schranken bleiben, die ihnen das Edict vorschreibe, daß sie dieselben weder zur Rechten noch zur Linken überschritten; so wie der König sich ebenfalls so genau an diese Vorschrift gehalten hätte, daß sie ihm hierüber keinen Vorwurf machen könnten. Die freye Ausübung ihrer Religion; der friedliche Besitz ihrer Güter und Bedienungen; die gelinde Regierung; die ruhige und doch zugleich feste, und alle Tage sich verstärkende Glückseligkeit des Landes; die Sicherheit der von dem König gemachten Verheissungen, welche man aus einer langen Reihe von Thaten, und ganz neulich aus der gütigen Antwort kennen gelernt hätte, welche er auf alles das ertheilt, was ihr Bittschreiben wichtiges enthalten habe: dieß waren auf der einen Seite so viele Bürgschaften, die die Protestanten auf der andern durch die Unterwerfung und

die Erkenntlichkeit hätten erwiedern sollen, welche ein wolthätiger Fürst das Recht hat, von seinen Unterthanen zu fodern. Ueberdas mußte ihr eigenes Interesse ihnen dieß Betragen anrathen, weil die Gefahr einer Verletzung des Edicts, wenn man den Zustand der Sachen mit einem gesunden Auge ansieht, nur sie treffen konnte.

Die Folge, die man in meiner Instruktion aus diesen Beweggründen herleitete, und den ich der Versammlung fühlbar machen sollte, war diese; sie müsse zeigen, daß sie von jeder Foderung weit entfernt sey, welche den Endzweck hätte, das Edict von Nantes in irgend einem Punkte zu schwächen, wie z. B. diese wäre, daß sie sich, sowohl in, als auffer dem Königreich, ein andres Haupt erwählen könnten, da doch niemand diesen Titel wegen so vieler Vorzüge so gut verdienete, als der König selbst. Da man die übrigen Foderungen nicht alle voraussehen konnte, die vielleicht den Protestanten einfallen würden, so überließ man es mir, die Gründe auszuwählen, welche fähig waren, sie zu vernichten, oder denselben auf eine geschickte Art auszuweichen. Nur hatte ich Befehl, jenen nochmals ausdrücklich anzuzeigen, daß sie dergleichen allgemeine Versammlungen in Zukunft nicht mehr erwarten sollten, und daß diese, die Se. Majestät ihnen zu bewilligen geruhet hätten, damit sie alle zugleich ihre Pflichten lernten, und sich gemeinschaftlich ermunterten, dieselben zu erfüllen, statt derjenigen ihnen sey bewilligt worden, daß sie, nach dem hierüber auf



ihrer letzten Synode zu Gap gefaßten Entschlusse, von Sr. Majestät hätten begehren wollen.

Die Gründe für diese Aufhebung der außerordentlichen Versammlungen waren handgreiflich: denn der Gegenstand derselben betrifft entweder die Kirchenzucht, oder eine Justiz- und Polizeyan gelegenheit, oder endlich eine Gnade, die man von dem König zu erhalten wünscht. Für den erstern Fall haben die Protestanten ihre Provinzialsynoden, welche Sr. Majestät durch die Aufhebung der außerordentlichen Versammlungen nicht beeinträchtigen wollen. In Absicht auf diese Synoden fodre der König nur noch dieß einzige, und es sey ihm nach der strengsten Gerechtigkeit erlaubt; dieß nämlich, man sollte sich in denselben einzig auf das einschränken, was die Religion oder die Kirchenzucht betrifft, da man hingegen, unter diesem Vorwande, sehr oft purcivile Angelegenheiten behandelt hätte. Wenn der Zweck dieser Versammlungen mit Justiz- und Polizeysachen in Beziehung steht; so dürfen sie in keiner Absicht von der allgemeinen Regel ausgenohmen werden, die alle in diese zwey Fache laufenden Streitigkeiten vor die gewöhnlichen Richterstühle der öffentlichen Magistratspersonen verweist. Endlich sollen alle Gnaden durch Bittschriften oder Supplicken gefodert werden. Ohnehin sind die Bewegungen und die grossen Unkosten, die eine solche außerordentliche Versammlung, nicht selten wegen einer Sache veranlaßt, die an sich selbst sehr unbedeutend ist, im höchsten Grade unnütz.

Noch

Noch gab es einen letzten Grund gegen diese Zusammenkünfte, und diesen sollte ich nicht übersehen, sondern ihn dadurch bloß ein wenig mildern, daß ich ihnen sagte; öfters geben dieselben Anlaß zu Urtheilen, die nicht sehr vortheilhaft für die Protestantische Parthey lauteten, weil man sehr viel bereitwilliger wäre, die weisen Absichten nicht zusehn, als die Ränke der Uebelgefinnten, welche in diesen lermenden Versammlungen unter den billig denkenden vermischt wären, und immer ein weit größeres Geschrey machen, als diese. Wenn allenfalls zu Chatellerault irgend ein Streit über diese, oder ähnliche Punkte entstehen sollte; so war der Entschluß, den man nach Maasgab der Umstände, um denselben zu schlichten, fassen könnte, meinem Gutdünken überlassen, so daß ich mich selbst meiner Religion, die ich mit ihnen gemein hatte, zur Erwerbung ihres Zutrauens, und ihrer Stimmen bedienen könnte. Nur in dem einzigen Fall der Hartnäckigkeit und des förmlichen Ungehorsams sollte ich gehalten seyn, Sr. Majestät zu benachrichtigen, und den Gang der Geschäfte, bis ich weitem Befehl erhalten hätte, gänzlich aufzuhalten, wie auch zu verbieten, daß die Versammlung anderst, als mit des Königs Erlaubniß, auseinandergehn sollte.

In Absicht auf die Deputierten der Protestanten muß man wissen, daß sie im Brauch hatten, bey Sr. Majestät zwey aus ihrer Mitte gewählte Männer zu halten, den einen für den geistlichen Stand, den andern für den weltlichen, das

mit dieselben immer bey Hofe wären, mit den Ministern Sr. Majestät, oder mit dem König selbst die Geschäfte, welche diesem müßten mitgetheilet werden, behandeln, und endlich unmittelbar seine Befehle und Verordnungen empfangen könnten. Diese Deputierten wurden zu diesem Amte erwählt, und legten dasselbe nach Verfluß von drey Jahren nieder, nachdem andre erwählt worden waren. Wenn man bis zu der Zeit ihrer Entstehung zurückgeht, so sieht man eben nicht, daß dieses angebliche Recht, am Hof Residenten zu haben, und dieselben zu ernennen, wovon die Reformierten ein solches Geschrey machten, etwas so gar authentisches sey. Es steht nichts davon in den Edikten, noch selbst in den Schriften, in denen jene geheime Artikel enthalten sind, welche man zuweilen von den Traktaten absondert, sondern es ist ein bloß geduldeter Gebrauch, welcher bey Anlaß der Widersetzlichkeit eingeführt wurde, den einige von den obersten Gerichtshöfen gegen die Eintragung des Edikts von Nantes in die Protokolle bezeugten, und welcher nur so lange dauern sollte, bis dieses geschehen wäre. Gleichwol fiel es dem König nicht ein, den Protestanten dieses Vorrecht zu entreißen. Er wollte nur, und auch dies war ein Theil meines Auftrages, daß sie sich in Absicht auf die Ernennung dieser Deputierten an einen von den zween Vorschlägen, die er ihnen durch eben diese Deputierten hatte vorlegen lassen, als sie ihn um die Zusammenberufung jener Versammlung baten, und zwar, wo möglich, an den zweyten,



halten möchten, in welchem der König foderte, sie sollten ihm sechs Personen, die sie aus der ganzen Parthey gewählt hätten, vorstellen, aus welchen er diejenigen zwey ernennen würde, die ihm am besten gefielen.

Vielleicht würden die Häupter der Parthey jene Verordnungen, welche Sr. Majestät in der Versammlung bekannt machen wollte, dadurch zu vereiteln suchen, daß sie bloß diesen einzigen Punkt auf die Bahn bringen würden. Auch dieß sollte ich zu verhindern trachten. In Absicht auf das Geschäfte mit Orange, welches unfehlbar auch zum Vorschein kommen würde, (man wird bald sehn, was es betraf,) hatte ich Befehl, der Versammlung vorzustellen, Heinrich habe, wiewol umsonst, den Prinzen von Oranien zu bereden gesucht, daß er diese Stadt den französischen Protestanten überlassen möchte; er könne sich nicht weigern, sie diesem Prinzen wieder auszuliefern; alles, was er bey dieser Sache von Moriz etwa erhalten könnte, sey dieß, daß er an die Stelle Blaccons, welcher Befehlshaber dieser Festung war, und welcher sie selbst zu verlassen wünschte, keinen andern setzen möchte, als einem reformirten Offizier, der Sr. Majestät den Eid der Treue leisten sollte. Ich werde in der Folge umständlicher von dieser Sache reden. Dieß war die allgemeine Instruktion; sie war datirt vom 3. Julius 1605. und von Heinrich und Forget unterzeichnet.

Der besondere, der allgemeinen Instruktion beygefügte, Aufsatz war von jener darinn unterschrei-

den, daß er sich, ohne etwas von dem bekannten Gegenstand der Versammlung zu sagen, auf einige andre Fragen einschränkte, welche in derselben auf die Bahn gebracht werden konnten, und welche zur Absicht hatten, die Projecte, die die Anführer der Unruhigen, aller Vermuthung nach, dem grossen Haufen aufzuschwätzen suchen würden, zu vereiteln. Dieß konnte in der Instruktion selbst nicht füglich geschehen, weil es ganz unnütze gewesen wäre; allein es war mir dessen ungeachtet nothwendig: und dieß hatte mich auf den Einfall gebracht, die Materien auf diese Art zu theilen.

Der geheime Aufsatß befahl mir also, ich sollte hindern, daß man weder mündlich, noch schriftlich irgend etwas beleidigendes gegen den Papst vorbrächte, und besonders jenen so thörichten Lehrsatß von dem Antichrist nicht wieder aufweckte, der der Synode zu Gap, wo man ihn zuerst ausgeheckt hatte, so würdig war; daß niemand, als ein Abgeordneter irgend eines Partikulars, wer er auch seyn möchte, auch den Herzog von Lesdiguières selbst nicht ausgenohmen, der Versammlung beywohnen dürfte; daß man in derselben keine Briefe von fremden Fürsten, und besonders von dem Herzog von Bouillon, wie in jener Synode geschehen war, annehmen sollte: denn es schien Sr. Majestät wichtig, daß es öffentlich bekannt würde, ein undankbarer und treuloser Unterthan, wie der Herzog von Bouillon war, sey unwürdig, von seinem Oberherrn gnädig behandelt zu werden; und endlich sollte mein Betragen ge-

gen die übrigen, welche in die gleiche Classe gesetzt werden könnten, durch ihre Aufführung in der Versammlung bestimmt werden.

Wenn die Würde eines Vorstehers der Versammlung, welche man, nach des Königs Wunsch, mir auftragen sollte, und die ich in diesem Falle anzunehmen Befehl hatte, nicht hinreichend wäre, mir Gehör zu verschaffen, so sollte ich mich der Gewalt bedienen, die ich als Gouverneur der Provinz besäße. Ich könnte, nach den Anlässen, und der Lage der Gemüther, zu verstehen geben, es sey dem König keine von den Absichten der aufrührerischen Protestanten unbekannt; nur müsse man nicht den Schluß daraus ziehn können, er wisse dieses von der ersten Hand.

Es war um so viel wahrscheinlicher, daß der Punkt berührt werden würde, welcher die den Reformirten übergebenen Sicherheitsplätze betraf, da der von Sr. Majestät ihnen zur fernern Besetzung derselben anberaumte Termin beynahе verflossen war. Sollte dieß geschehn, so müßte ich entweder der Versammlung überhaupt, oder den Deputierten allein zu verstehen geben, wofürne der König nur Folgsamkeit gegen seine Forderungen fände, so würde er sich gerne zu einer zweyten Verlängerung verstehen, und zwar ohne die, bloßen Partikularen zuständigen, Plätze dabey auszunehmen. Ich hatte Befehl, diese Versicherung nur als eine Sache zu geben, welche noch nicht bewilligt wäre, die ich aber zuversichtlich hofte, von dem König zu erhalten; wenn ich gleich die



Bewilligung desselben zu dieser Verlängerung in meiner Tasche hatte. Nur hatte ich mich gegen ihn anheischig gemacht, dieses geheim zu halten, bis er mir Befehle, Gebrauch davon zu machen.

In Absicht auf diejenigen unter diesen Plätzen, welche dem Herzog von Bouillon gehörten, und welche von jetzt an keinen Theil mehr an den Fonds haben sollten, die der König zu ihrer Unterhaltung bestimmte, mußte man bekannt machen, daß dieselben für immer davon ausgeschlossen, und der Hoffnung beraubt seyn sollten, die in dem Edikte von Nantes zum Unterhalt der Besatzungen verheißnen Summen zu erhalten: (Diese Summen betrugten damals fünfhundert, drey und siebenzigtausend, einhundert und zwey und neunzig Livres:) ja sie sollten nicht einmal erwarten, daß diese Fonds, die man ihnen angewiesen hatte, jemals würden ersetzt werden. Ich hatte bereits einige Bittschriften wegen dieser verschiednen eingezognen Unterhaltungsgelder bekommen, auf die ich immer geantwortet hatte, ich finde dieses Betragen Sr. Majestät höchst gerecht. Jetzt hatte ich den Auftrag, die Gerechtigkeit desselben noch stärker ins Licht zu setzen. Endlich verpflichtete ich mich in diesem Aufsatze, nichts ohne Vorwissen des Königs zu thun, mit welchem ich von diesem Augenblick einen regelmäßigen Briefwechsel anfieng; sie waren größtentheils sehr lange, und einige in Ziffern geschrieben. Dieser Aufsatz ist datiert vom 4 Julius, und auf der einen Seite von Sr. Majestät, auf der andern von Villeroi unterzeichnet. Ich verreißte zwey Tage nachher.

Die Königin Margaretha, welche ihr Aufenthalt in dem Schlosse Usson in den Stand setzte, öfters von den Anführern zu reden, hatte kaum vernohmen, daß ich nach Poitou reise, so hielt sie sich verpflichtet, mir alle die Nachrichten mitzutheilen, welche ihr zu Ohren gekommen waren. Sie hatte mir ferner noch einiges von ihren persönlichen Angelegenheiten zu eröffnen: allein ich werde, um nicht beydes mit einander zu vermengen, von diesen dannzumal reden, wenn ich dasjenige werde angeführet haben, was mit meiner Reise in Beziehung steht. Diese Prinzessin kam von Usson nach Loury, von wo sie dem König von dem Beweggrund zu diesem Schritt, und von ihrer Begierde Nachricht gab, sich mit mir auf meiner Durchreise zu unterreden. Ich war nicht mehr zu Paris, als dieser Brief an Se. Majestät, nebst einem zweyten an mich von der gleichen Person ankam; denn ich war bereits vor zween Tagen abgereist, und hatte meinen Weg durch Rosny und Lavinville genommen. Da Heinrich aus seinem und aus meinem Schreiben sah, was diese Prinzessin von mir begehrte; so ließ er den 9. Julius la Varenne abgehn, um mich einzuholen, und mir einen Brief einzuhändigen, in welchem er mir meldete, ich würde ihm ein Vergnügen machen, wenn ich im Vorbeygang die Königin Margaretha besuchen wollte, gesetzt auch, ich müßte deswegen die Strasse nach Chatellerault verlassen, und bis nach Orleans ausbiegen. Mit seinem Schreiben übersandte er mir den Brief der Margaretha, welcher ebenfalls

unterm 7. Julius von Tourny datiert war, aus welchem ich sah, daß diese Prinzessin erwartete, daß ich mich zwischen Paris und Orleans mit ihr unterreden würde. Um mich nicht zu verfehlen, schickte sie mir ihren Stallmeister Rodelle zu, welcher mich bat, bis nach Orleans zu gehn, wenn ich sie auf dieser Strasse nicht früher antreffen sollte. Allein sie ersparte mir die Mühe, so weit zu gehn. Ich vernahm bey meiner Ankunft zu Cercote, daß sie eben auch daselbst angekommen sey. Ich fand für gut, meine Gemahlin, welche mit mir nach Nogny und Lavinville gekommen war, bis hieher mit mir zu nehmen, damit sie die Ehre haben könnte, diese Prinzessin zu begrüßen.

Es war noch so frühe am Tag, als ich zu Cercote ankam, daß die Königin Margaretha sich noch zu Bette befand. Dieß hinderte sie nicht, mich in ihr Zimmer kommen zu lassen, wo ich die Ehre hatte, sie vor dem Aufstehn eine gute Stunde zu unterhalten. Nachdem sie sich hatte ankleiden lassen, setzten wir unsre Unterredung fort, und brachten so den ganzen übrigen Tag zu. Ich übergehe die höflichen und verbindlichen Sachen, die mir diese Prinzessin sagte. Was ich so überhaupt in Betreff der einheimischen Unruhen von Murat gehört hatte, ward mir von ihr und Rodelle mit der größten Umständlichkeit bestätigt. Sie nannten mir unter denen, welche Antheil dran hatten, eine Menge von den vornehmsten Standespersonen in Provence und Languedoc, und sogar einige Anverwandte des Herzogs von Montpensier und des



Kardinals von Joyeuse. Ein Theil derselben hatte von den Unternehmungen des Marschalls von Biron Wissenschaft gehabt, und sich nach der Hand an diejenigen gehängt, welche sie entschlossen sahn, die Entwürfe desselben auszuführen. Die Begierde, den Marschall zu rächen, hatte, der Sage nach, einigen Antheil daran, und sie gebrauchten die gleichen Mittel, deren sie sich schon bedient hatten, um das Volk aufzuwiegeln. Man fügte den andern Städten, die die Verschwornen, wie man oben gesehen hat, überraschen wollten, noch Beziers, Narbonne und Leucate bey, und bot für dieses alles Beweise an, die mir, wie sie sagten, keinen Zweifel übrig lassen würden. Ich benachrichtigte den König hiervon in einem Briefe, den ich ihm den 14. Julius von Cercote ausschrieb, und schickte ihm zugleich das Verzeichniß der ihm angezeigten Namen. Gleichwol blieb ich noch immer bey meiner ersten Meinung, und sah in allem dem, was man mir sagte, keinen Beweggrund, dieselbe zu ändern.

Nicht zwar, daß ich diese so umständlichen Nachrichten nicht höchst glaubwürdig gefunden hatte: ich will es nur heraus sagen, Rodelle selbst hatte Antheil an dieser Verschwörung gehabt, und dieselbe nur deswegen verlassen, weil er die Thorheit aller seiner Schritte überdacht hatte. Er meldete mir, la Chapelle Biron, und mehr, als dreißig Edelleute von seiner Bekanntschaft, haben ebenfalls den Entschluß gefaßt, sich zurückzuziehen, zu dem König zu gehn, ihm von allem Nachricht

zu geben, und ihn um Verzeihung zu bitten, wofern sie nur sicher wären, Gnade zu erhalten: sie hätten sich deswegen an ihn, Rodelle gewandt, daß er diesen Schritt für sie thun sollte, welches er aus den Briefen bewies, die sie dieser Sache wegen an ihn geschrieben hatten. Er setzte noch hinzu, alle diese Personen haben einen starken Argwohn, meine Reise nach Portou sey nur ein Vorwand, vermittelst dessen man sie zu überraschen gedächte; sie hätten die Königin Margaretha gebetten, mir von ihren Gesinnungen, und von dem Eifer Nachricht zu geben, mit welchem sie ihr Vergehen durch nützliche Dienste auszutilgen wünschten. Dieß alles ist unwidersprechlich. Aber umsonst wollte man mich glauben machen, daß das ganze Königreich entzündet sey, wo ich nur eine kleine Anzahl verbrannter Köpfe sah, die der König mit geringer Mühe würde zu seinen Füßen legen können, wenn er sich herablassen wollte, Entwürfe, die nichts, als Verachtung und Hohngelächter verdienten, als ernsthafte Sachen zu behandeln. Uebrigens fand ich, so oft ich mir Mühe gab, alle diese so wichtigen und so blündig bewiesnen Nachrichten genauer zu besehn, immer, daß das Falsche daran die Wahrheit weit überwog.

Hierinn waren der König und ich nicht einer Meinung. In der Ueberzeugung, daß man auf die kleinsten innerlichen Bewegungen Achtung geben muß, weil die Franzosen, wie er sagte, eine unüberwindliche Begierde nach Neuigkeit haben, ließ er nichts aus der Acht, was ihm über alle diese

Sachen Licht geben konnte. Er beklagte sich zuweilen in seinen Antworten an mich darüber, daß einige von seinen Ministern, so wie ich, keinen rechten Begriff von dem gegenwärtigen Uebel hätten. Er bestärkte sich noch mehr in seiner Meinung, als ihm ein Aufsatz von Vivant in die Hände fiel, welcher den von der Königin Margaretha und Rodelle gegebenen Nachrichten durchaus gleich war. Er ließ auf der Stelle an Vivant schreiben, er sollte ihm die Person zuschicken, von welcher er das, was er meldete, gehört hätte, und mir befahl er, ich sollte zugleich mit demselben die genauesten Nachforschungen anstellen, sobald ich zu Chatellerault angekommen wäre. Vivant war einer von den protestantischen Deputierten bey der Versammlung, und dieses hätte mich bey ihm verdächtig machen können. Der König suchte dieß dadurch zu verhüten, daß er ihm, in einem Brief, den er durch meine Hände gehn ließ, schrieb, er sollte ein unumschränktes Vertrauen in mich setzen. Er bediente sich jedoch der Vorsicht, daß er befahl, man sollte Vivant in diesem ganzen Geschäfte nicht nennen, damit er nicht zugleich mit seinem Credit auch die Fähigkeit verlieren möchte, Sr. Majestät bey den Protestanten Dienste zu leisten. Was Rodelle und die übrigen Edelleute betrifft, von denen ich eben geredet habe; so billigte Heinrich den Entschluß, den ich mit der Königin Margaretha gefaßt hatte, ihm dieselben zuzusenden. Nachdem er sie verhört, gab er ihnen seine Befehle und schickte sie wieder nach Hause, um daselbst für sein Intes-



resse zu wachen. Er bedauerte auch keine von den Ausgaben, die er wegen aller dieser Emissarien und Nachrichtengeber hatte.

Man hat die Aufschrift eines Briefs aufgefangen, und dem König überbracht, der an den Herzog von Bouillon von einem seiner Vertrauten geschrieben war; der Verdacht fiel auf St. Germain — de: Elan, und dieß hatte vermuthlich seine Thätigkeit verdoppelt. Ich will dem Leser den Inhalt desselben anzeigen, damit er urtheilen könne, ob die Folgen, die man zu Monceaux daraus zog richtig waren. Er machte einen Theil des Paks aus, welches der König mir von diesem Ort überschickte. St. Germain, oder wer der Correspondent Bouillons seyn mochte, hatte sich vornehmlich dieß zum Augenmerk gemacht, ihn durch diesen Brief zuüberzeugen, er müsse jemanden, der in der Versammlung zu Châtellerault für ihn das Wort führte, in seinem Namen dahin senden, oder wenigstens einen Brief schreiben, den seine Freunde dort vorweisen könnten. Die Rolle, die der Herzog bey seiner Parthey spielte; die Nothwendigkeit, seine Unschuld zubeweisen; der Nutzen, den die Darstellung dessen haben würde, was er für die gemeine Sache leide; das Interesse der ganzen Parthey; die Unterhaltung seines eignen Credits bey den Ausländern; die Feyerlichkeit dieser Versammlung, das Beyspiel der Synode zu Gap — Dieß waren die Gründe, welche in dem Anfange des Briefes mit großem Nachdruck ausgekramt wurden, um Bouillon zuerschüttern.

Das folgende war weiter nichts, als ein Haufen von Vermuthungen, Urtheilen, und Vorsichtsregeln in Betref dieser Versammlung: alles, um dem Herzog zubeweisen, daß die reformierte Kirche nur noch von seinen Bemühungen etwas zu erwarten hätte. Der Urheber nahm es für gewiß an, Heinrich habe alle seine ehemaligen Verheissungen vergessen, und er werde die Protestanten ganz öffentlich ihren grausamsten Feinden opfern. Zum Beweise dafür führte er an, die Verbindungen des königlichen Staatsraths mit dem römischen Hofe; die unermesslichen Summen, welche man, seinem Ausdrücke nach, darauf verwendet hätte, einen Pabst zu machen; die Freudenfeyer bey dieser Wahl; die Gunst der Jesuiten, welche sich bey der Zerstörung der Pyramide gezeigt hätte: Hierauf untersuchte er, was wol bey den jetzigen Umständen der Erfolg der Versammlung seyn möchte, und prophezeytel, theils wegen der Niedergeschlagenheit der Parthen, theils wegen der Ränke, deren der König sich dabey bedienen würde, nichts, als Unglück.

Hier fieng ich an, zum Vorscheine zu kommen, und man kann leicht denken, welche Figur man mich spielen ließ. Ich hatte, seinem Vorgeben nach, Vorschläge zu machen, die, wosferne sie den geringsten Widerstand finden sollten, unter andern die Weigerung, den Besiß der Sicherheitsplätze zu verlängern, nach sich ziehen würden, und doch war St. Germain, welcher Sachen hoste, die seinen eignen Erwartungen widersprachen, oder vielmehr dem Herzog neuen Muth einzustößen suchte, überzeugt, daß alle meine Kunstgriffe in Absicht

auf die Wahl der Deputierten umsonst seyn würden. Er schwakte nach seiner Art ein weites und ein breites von dem Streit, der, seiner Meinung nach, in meinem Innern zwischen meinem Gewissen, welches der Politik des Staatsraths nicht folgen konnte, und meinem Ehrgeiz, der mir nicht erlaube, mir die Feindschaft des Pabsts und der Papisten auf den Hals zu laden, und deswegen sey es ihm bisweilen höchst unwahrscheinlich, daß ich mich mit einem Auftrag beladen würde, bey welchem ich, einerseits ohne meine Religion zu verzehren, nicht nach des Königs Willen handeln, und anderseits derselben nicht dienen könnte, ohne mich in unvermeidliche Ungnade zuzurzen. Er sah ferner in einem solchen Auftrage nichts, als unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten für mich. Da es ihm unbekannt war, daß der König neben dem, daß er den Protestanten die allgemeinen Sicherheitsplätze zuüberlassen gedachte, über das noch seine Einwilligung dazu geben wollte, daß die Partikularen unter ihnen diejenigen auch behalten dürften, in deren Besitze sie waren, und da er glaubte, dieser Umstand würde fähig seyn, die Gemüther auf immer abwendig zu machen; so stimmte er über meine Verlegenheit und Verwirrung ein Triumphlied an. Er dichtete dem König die Worte an; derjenige, den er in seinem Namen an die Versammlung abschicken wollte, würde in derselben weiter nichts zu thun haben, als schlechtweg seinen Willen zu eröffnen, und auf dieses hin behauptete er ganz feck, ich würde lieber alles mögliche thun, um mit dies-



fer Reise verschont zu bleiben, als mich in einem Orte meines Gouvernements einfinden, wo man mir nicht alle die Ehrenbezeugungen erwiese, die ich zu verdienen glaubte, und wo man mich nicht einmal zu den Berathschlagungen zuliesse. Aber auch im schlimmsten Falle wollte St. Germain dem Herzog Bürge dafür seyn, daß alle mein Ansehn hinreichen würde, zu hindern, daß sein Schreiben nicht günstig aufgenommen, oder sein Abgeordneter nicht ehrenvoll empfangen würde.

Nur Schade, daß die Ohnmacht der Anhänger des Herzogs, eine so allgemein bekannte Sache war, daß sein Freund, ungeachtet aller dieser ausgefrachten Reifeit und Pralerey, sich genöthigt sah, den Ton wieder herabzustimmen. Er gestand es ein, daß die Provinzen, und die ganze Parthey in Absicht auf ihn sehr kalt Sinnig und gleichgültig seyen, und nachdem er durch diese gemilderten Ausdrücke der Verwirrung des Herzogs zuvorgekommen war; so billigte er nunmehr den Ausweg selbst, den Bouillon angerathen hatte, zugebrauchen, wenn man von ihm redete; nämlich, man sollte in seinem Namen keine einzige Forderung thun, gegen die auch nur die geringste Schwierigkeit gemacht werden könnte, sondern sich einzig darauf einschränken, im Namen der ganzen Versammlung Vorstellungen darüber zu machen, daß man seine Pläze ausgeschlossen, ihm die Gerechtigkeit verweigert, und ihn wegen seines Eifers für seine Religion verbannet und verfolgt hätte. Er fragt ihn, was für Gefahr er bey einem in

dieser Form an die ganze Versammlung geschriebenen Briefe laufen könnte? Und da er keine findet, gesetzt auch, man gebe keine Achtung darauf, und auch das schlimmste angenommen, man würde denselben dem König ausliefern; so ermahnt er den Herzog, einen solchen Brief zu schreiben; wobey er ihm nur diesen Rath giebt, er sollte ihn nicht sogleich bekannt machen, damit er, wenn er mit einmal in der Versammlung zum Vorschein käme, sogleich das Mitleid rege machen könnte. Seiner Meinung nach würde dieß ein entscheidender Streich für den Herzog seyn, wenn der Brief, statt durch eine einzelne Person, selbst durch die Abgeordneten von Ober- und Niederguyenne, wo seine Plätze lagen, der Versammlung überreicht würde, sey es nun, daß es scheine, sie haben dieß von selbst übernommen, oder, welches noch besser wäre, sie haben von ihren Landesleuten Befehl das zu erhalten.

Dieß war der Brief, von welchem man so vielen Lärm bey Hofe gemacht hatte, daß Sillery, als er mir das Schreiben des Königs überschickte, nöthig gefunden hatte, bloß dieser Sache wegen, einen Brief an mich beyzulegen. Sillery war dersjenige, den Heinrich bey sich behalten hatte, und war eben damals beschäftigt, theils den Prinzen von Conti mit dem Grafen von Soissons wieder auszuföhnen, weil sie gegen einander sehr aufgebracht waren, theils das Geschäfte mit Orange ins Reine zu bringen, welches, laut den Berichten, welche Lesdiguieres und einige andre Er. Majestät

jestät erteilt hatten, eine Wendung nahm, die  
 schlimm genug war. Es schien mir, da ich die  
 Abschrift des Schreibens an den Herzog von Bouil-  
 lon gelesen hatte, man habe ohne die geringste  
 Ursache bey Hof Lärm geblasen. Das ganze Schreib-  
 en bestärkte mich in meiner Meinung, die Parz-  
 they der Unruhigen sey sehr unbeträchtlich, wanz-  
 lend, von allem entblößt, und durchaus nicht im  
 Stande, etwas wichtiges zu unternehmen, und  
 Bouillon, der erfahrener sey, als die übrigen, wür-  
 de nicht einmal die Hand zu den unbestimmten Eins-  
 fällen bieten, die man ihm, einen nach dem an-  
 dern, und ohne die geringste Beziehung oder Ver-  
 bindung mit einem festen Endzweck vorlegte, weil  
 man dabey nichts, als Verwirrung zu gewarten  
 hätte. Kurz, ich glaubte mitten durch die falsche  
 Zuberächtlichkeit, die ein Uebermaaß von Hochmuth  
 den Anführern einflößte, und ungeachtet ihres Pra-  
 lens mit feiner Politik, die Uneinigkeit der Mits-  
 glieder, und die gänzliche Muthlosigkeit des An-  
 führers deutlich zu sehn. Ich änderte also auch  
 in meiner Antwort nach Monceaux die Sprache  
 noch nicht, ungeachtet ich dadurch vielleicht Anlaß  
 gab, meine Aufrichtigkeit zu bezweifeln; allein ich  
 faßte bey dem Gedanken wieder Muth, daß dieß  
 nicht länger dauern könnte, als höchstens bis zur  
 Entwicklung der ganzen Sache, die die Versamm-  
 lung zu Chatellerault bald herbeybringen würde.

Uebrigens kann ich versichern, daß ich nie etwas  
 von jener geheimen Unruhe gefühlt habe, die der  
 Urheber jenes Schreibens, und viele andre mit ihm,



mir andichteten, weil ich zwischen dem, was der König von mir foderte, und dem Eifer für meine Religion wählen mußte; indem ich wirklich in dieser Sache durchaus keine Collision dieser zwei Pflichten bemerken konnte. Das allgemeine Vorurtheil bey allen Religionspartheyen will, man könne nur dannzumal für einen treuen Anhänger der Parthey, zu welcher man sich bekennt, gehalten werden, wenn man sie auch da hartnäckig unterstützt, wo sie auf die handgreiflichste Weise Unrecht hat. Auf diese Art, gesteh ich gerne, konnte das, was ich zu thun beschlossen hatte, mir von Seiten des Urhebers dieses Briefs, und derjenigen, die eben so dachten, wie er, die Namen eines falschen Bruders, eines Ueberläufers, und sogar, wenn man will, eines Verräthers zuziehen: aber dagen waren es auch nicht ihre Stimmen, die ich zu erhalten mir vornahm, sondern die Stimmen derjenigen, welche die Waage der Billigkeit und Uneigennützigkeit gebrauchen wollten, von welcher Parthey und Religion sie auch sonst seyn möchten. Wenn die Religion es gestattet, daß die Staatskunst ihr beystehe; so versteht sich dieß bloß von einer eben so einfachen, geraden, und reinen Staatskunst, wie sie selbst ist. Jede andre scheint ihr zu dienen, allein sie dient ihr wirklich nicht, und zerstört sie über kurz oder lange.

Da ich entschlossen war, keinen andern Grundsatz in meinem Betragen, während der Versammlung, zu befolgen, als diesen; so glaubte ich, ich könnte alles, was geziertes Wesen, und Vers

stellung heißt, nicht sorgfältig genug von mir entfernen, um dem Geist der Empörung, und dem unbesonnenen Eifer alle Hofnung zu benehmen, daß er mich jemals gewinnen oder verführen könnte. Bereits im Anfang zeigte ich mich eifersüchtig darauf, bey dieser Gelegenheit den Character zu behaupten, durch den ich mich bey allen andern Anlässen in ganz Frankreich bekannt gemacht hatte, nämlich den Character eines Mannes, der den ächten Grundsätzen der Reformierten Kirche eben so treulich ergeben, als von den falschen Folgerungen einer Menge Mitglieder derselben entfernt, und ein Feind ihrer gesetzwidrigen Schritte sey. Die Rede, die ich bey Eröffnung der Versammlung hielt, war ganz auf diesen Grundsatz gebauet; ohne mich darum zu bekümmern, ob sie der größern Anzahl gefalle, oder nicht, dauerte sie eine halbe Stunde.

Ich fieng damit an, daß ich ihnen zu Gemüth führte, der König würde unter so vielen Personen, welche seinem Willen blindlings ergeben wären, seine Augen nicht auf einen Mann geworfen haben, um mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, der wegen seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit in seinem Glauben bekannt sey; wenn er mehr Lust gehabt hätte, seine Rechte zu behaupten, oder zu vermehren, als ihre Herzen zu gewinnen, und ihren Verstand zu überzeugen; dieser Grund sey hinreichend, ein vollkommenes Vertrauen gegen alles das bey ihnen zu erwecken, was ich thun und sagen könnte, weil ich sicherlich

nicht auf diesen Augenblick gewartet hätte, um meine Religion niederträchtiger Weise zu verrathen. Aber zugleich sagte ich ihnen, sie sollten sich gefaßt machen, den gleichen Eifer für das Interesse meines Königs an mir zu bemerken, wenn derselbe nicht dem widersprechen würde, was ich der Religion und dem allgemeinen Besten schuldig wäre, weil ich die Wahl des Königs bey ihm selbst rechtfertigen, und vor den Augen des ganzen Königreichs den Namen eines klugen und rechtschaffnen Ministers behaupten mußte, den ich zu besitzen mir schmeichle. Ich foderte sie auf, diesen Ruhm mit mir zu theilen, indem ich sie bemerken ließ, daß man die Ehre und die gesunde Staatskunst in diesem Geschäfte nur für eine und eben dieselbe Sache halten mußte. Dies war derjenige Punkt, von dem sie am schwersten zu überzeugen waren, und da sie sagen hörten, ihre Sicherheitsplätze haben keine andre Schutzwehr, als ihr gutes Betragen, so wollten sie diesem Ausdruck statt ihn, wie ers war, für buchstäblich wahr anzunehmen, nur für ein Paradox, oder eine rednerische Figur halten.

Gleichwol war es im strengsten Verstande wahr. Um den Protestanten zu zeigen, daß der erste Grundsatz ihrer Politick falsch sey, fieng ich an, diesen Hauptpunkt zu untersuchen; ich meyne die Beybehaltung ihrer Sicherheitsplätze, in welchen sie den größten Theil ihrer Stärke suchten, und deren wegen sie, wie man mir sagte, waren angetrieben worden, bey Sr. Majestät mit den stärk-



sten und kühnsten Forderungen einzukommen. Ich zeigte ihnen, daß die Menge von unbedeutenden Städtchen, die sie unter jenem Titel besäßen, ihnen nicht nur keinen Vortheil brächte, sondern auch nur dazu dienen würde, ihren Untergang zu beschleunigen, wenn sie jemals von einem ihrer Könige, sollten angegriffen werden, welcher eine große Anzahl von ihren Offizieren unter seinen Bedienten zähle. Denn da keiner von diesen Plätzen so elend, und keiner von den Befehlshabern so klein wäre, der sich nicht eine Ehre daraus machen würde, Widerstand zu thun; so würde dies die Folge haben, daß diejenigen von ihren Städten, welche auch noch einigermaßen haltbar wären, — es waren ihrer etwa zehn, oder höchstens zwölf — unter dieser so unnützen Verschwendung der Soldaten und der Munition leiden müßten, und so in kurzem alles in die Gewalt ihrer Feinde fallen würde. Ich nahm nicht einmal Lesdiguières hiervon aus, \*) der ihr Achilles war, gesetzt

---

\*) Die Calvinischen Schriftsteller haben den Konnetable von Lesdiguières genau so behandelt, wie alle diejenigen, die ihre Religion abgeschworen. Le Bassor ist sein grausamster Feind und Süßly einer von den gemäßigtern. Er ist nicht der einzige, welcher der Meinung war, daß die Begierde, Konnetable zu werden, den Beweggründen seiner Bekehrung ein wenig nachhalf. „Nach dem Tode des Konnetable von Lüynes, sagt Amelot de la Houssaye, sandte Ludwig XIII. den Klaudius von Bullion an den Marschall von Lesdiguières, um ihm zu melden, wenn er nicht auf der Stelle Catholisch würde, so könnte er nicht Konnetable seyn; ungeachtet ihm diese Bedienung ver-

auch, er würde wirklich das Aeufferste erwarten, eh er sich von ihnen trennte. In der That konnte man, ohne ein voreiliges Urtheil über diesen zu fallen, wol behaupten, daß die einzige Religion, die im Stande wäre, ihn auf ihrer Seite zu behalten, diejenige sey, welche ihm den Besitz seiner Reichthümer und des Ansehns sichern könnte, das er immer in seiner Provinz ausgeübet hätte; der andern Beweise zu geschweigen, woraus es sich deutlich genug zeigte, daß er der Lehre der Reformierten nur schwach anhänge. Ich riß auf diese Weise dem Lesdiguières die Larve ab, weil es mit zu meinem Auftrag gehörte, zu zeigen, daß die geheimsten Gedanken der Parthey mir nicht verborgen seyen.

Das Betragen des du Pleßis war von der andern ihrem ganz verschieden, aber noch mitleidswürdiger. Dieser Mann, bey welchem ein feuriger Eifer für seine Parthey die Stelle der Erfahrung und der kriegerischen Tugenden vertrat, hatte sich in den Kopf gesetzt, sein Schloß Saumur zu befestigen, und hatte dies so bewerkstelligt, daß Saumur nunmehr zu seiner Vertheidigung eine Besatzung von mehr, als achttausend Mann, und die übrigen Bedürfnisse nach Verhältnis nöthig hatte. Ich fragte, wo du Pleßis dies alles, im Fall eines unvermutheten Angriffs, hernehmen wollte, und setzte hinzu, das, was ich ihnen sage, sey nicht ein Rath, weil ich wol wisse, daß sie durch das Resultat der Berathschlagungen ihrer Provinzen verurtheilt wären, von dieser Wahrheit nicht anderst, als durch Verlust überzeugt zu werden; sondern es geschehe nur, um ihnen zu zeigen, daß der königliche Staatsrath ihre Lage beur-

---

„ heißen war. Bülion, der lange ein guter Hugenotte gewesen war, fragte den Marschall, bey dem ersten Anblicke, laut; Mein Herr, glauben Sie die Transsubstantiation? „ Freylich, erwiederte jener, der sogleich merkte, warum es zu thun war. Gut! weil Sie mich dessen versichern, „ fuhr Bülion fort; so melde ich Ihnen, daß sie Commes „ table seyn sollen. „ Art. Bonne. u. s. w.

theile, und daß sie nur desto mehr Erkenntlichkeit und Liebe gegen den König, ihren Wohlthäter, haben müßten, da man sie, ungeachtet dieser Kenntniß, dennoch im ruhigen Besitz des Ihrigen lasse.

Hierauf eröffnete ich den Abgeordneten den Willen Sr. Majestät auf eine Art, welche alle Auslegungen oder Zweydeutigkeit unmöglich machte; sie sollten sich in Zukunft hüten, sagte ich ihnen, daß sie weder in ihren Synoden, noch selbst in ihren Wohnungen weder Deputierte, noch Briefe von irgend einem fremden Fürsten, von französischen Städten, Gemeinden und Edelleuten, und namentlich von den Herrn von Rohan, Bouillon, Lesdiguières, la Force, Chatillon und du Plekiss annahmen, weil der König es durchaus nicht haben wollte, daß man sich in dem Umfange seines Reichs, ohne sein Vorwissen, über irgend eine Sache in Unterhandlungen einliesse; sie sollten, unter welchem Vorwand, und aus was für Gründen dies immer seyn möchte, keine solche Versammlung mehr halten, wie die vorigen gewesen wären: wenn sie aber von Sr. Majestät etwas zu bitten hätten, so sollten sie dieß durch ihre bey Hof sich aufhaltenden Deputierten thun, die man ihnen deswegen bewillige, und sollten dies Begehren in den schriftlichen Schluß ihrer Provinzialversammlungen einrücken. Ich sagte ihnen ferner, wann sie sichs begehren ließen, in dieser Versammlung Schlüsse abzufassen, die diesen Befehlen Sr. Majestät zuwider wären; so würde ich mich, neben dem, daß sie sich andern Gefahren bloß gäben, des ganzen Ansehns, welches mit meinem Auftrage verbunden wäre, und zugleich der ganzen Gewalt gegen sie bedienen, die ein Gouverneur in seiner Provinz hat, um diejenigen zu ihrer Pflicht zurückzuleiten, die sich davon entfernen würden. Ich habe das, was ich weitläufiger sagte, näher zusammengefaßt. Den die Deputierten und die Sicherheitsplaze betreffenden Punkt übergieng ich, um ihn zu seiner Zeit entscheiden zu lassen.

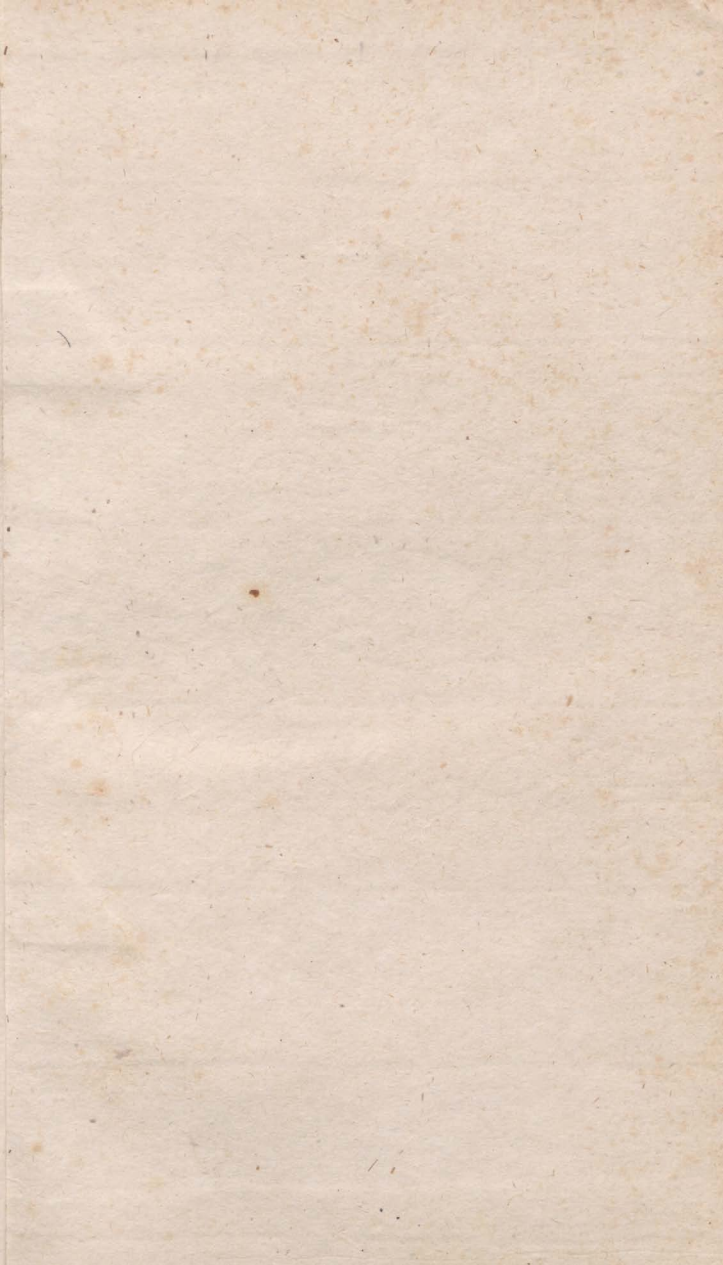




Diese Rede, und besonders die Erklärung, mit welcher ich geendigt hatte, mißfielen einer Menge von den bey der Versammlung anwesenden Deputierten. Es entstand eine sehr lebhaftte Zänkerey, da sie sich unter einander darüber berathschlagten, und dieß verursachte sie, drey oder vier Deputationen an mich abzuschicken. Diejenigen, deren Nutzen foderte, daß die Versammlung in Absicht auf die Hauptpunkte nichts abschliesse, wünschten nichts anders, als die Zeit mit dieser Art von Präliminarpunkten zu verderben, und verlängerten dieselben mit Absicht. Allein mit ein wenig Entschlossenheit, und vieler List machte ich diesem unnützen Vorpiel ein Ende. Der König empfand es sehr, daß man mir die Stelle eines Präsidenten bey der Versammlung nicht angetragen hatte, wenn er gleich nach der Hand seine Meinung änderte, und mir rieth, sie nicht anzunehmen. Er fand nämlich, daß ich drey oder vier Gründe auf meiner Seite hätte, die es zu fodern scheinen, daß man diese Ehrenstelle mir übertrüge; er sagte öffentlich mit vielem Unwillen, die Protestanten haben bey diesem Anlaß eben so deutlich ihren Haß gegen das Wohl des Staats, als ihre Eifersucht gegen mich an den Tag gelegt. Allein ich war der erste und sogar der einzige gewesen, der sich der Sache widersetzte, \*) und dies, wie ich dem König schrieb, aus Gründen, die ich ihm mündlich melden, und mit denen er zufrieden seyn würde.

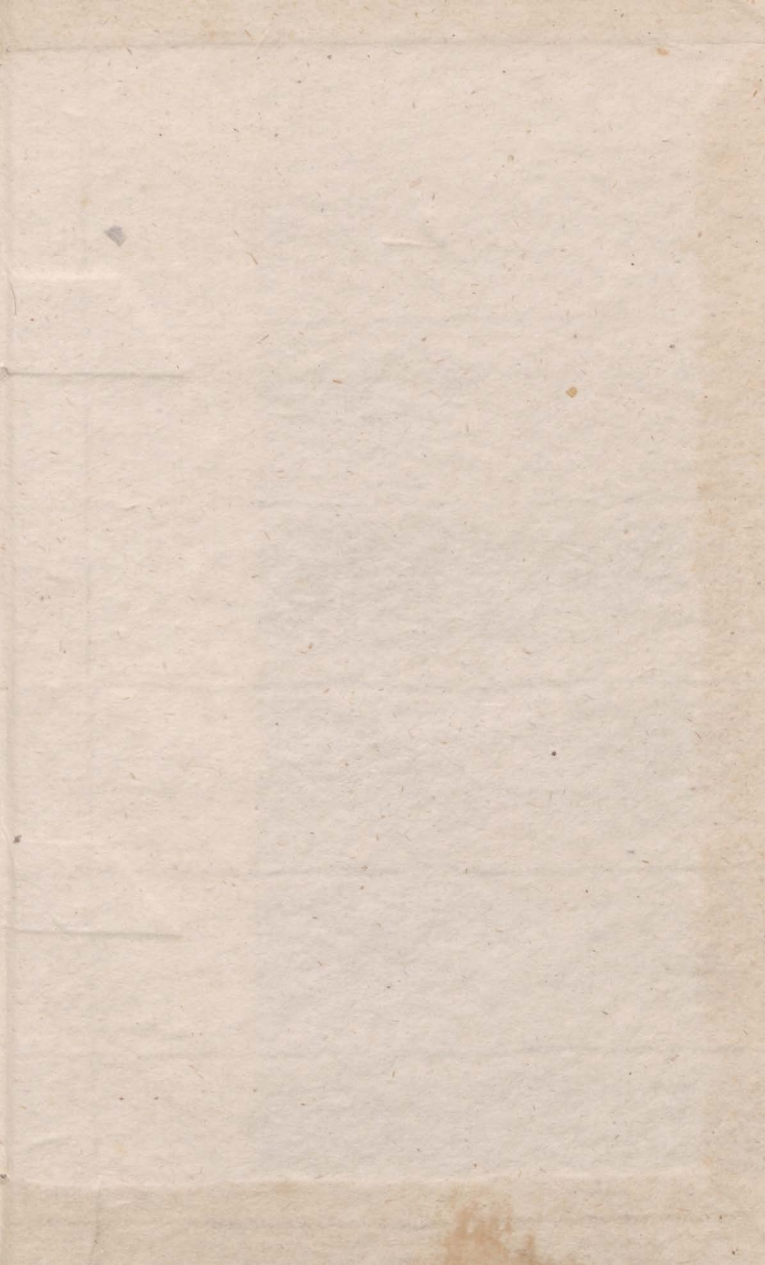
---

\*) Der Biograph des du Pleffis Mornay behauptet im Gegentheil, der Herzog von Sälly habe alles mögliche gethan, um die Präsidentenstelle zu bekommen; allein er habe nur zwey Stimmen gehabt. Liv. 2. S. 309.









92284